

MUSIC - UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 07201 398 0







Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto



Mathilde Wesendonk
v. Dorner

Richard Wagner
an
Mathilde Wesendonk

Tagebuchblätter und Briefe
1853—1871

herausgegeben, eingeleitet und erläutert
von

Wolfgang Golther

Mit einer Notenbeilage:
Fünf Gedichte für eine Frauenstimme

84.—94. Auflage



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel

1922

UNIVERSITY OF TORONTO



Presented to the
EDWARD JOHNSON MUSIC LIBRARY

by

Dr. Arnold M. Walter

ML
410
W1A39
1922



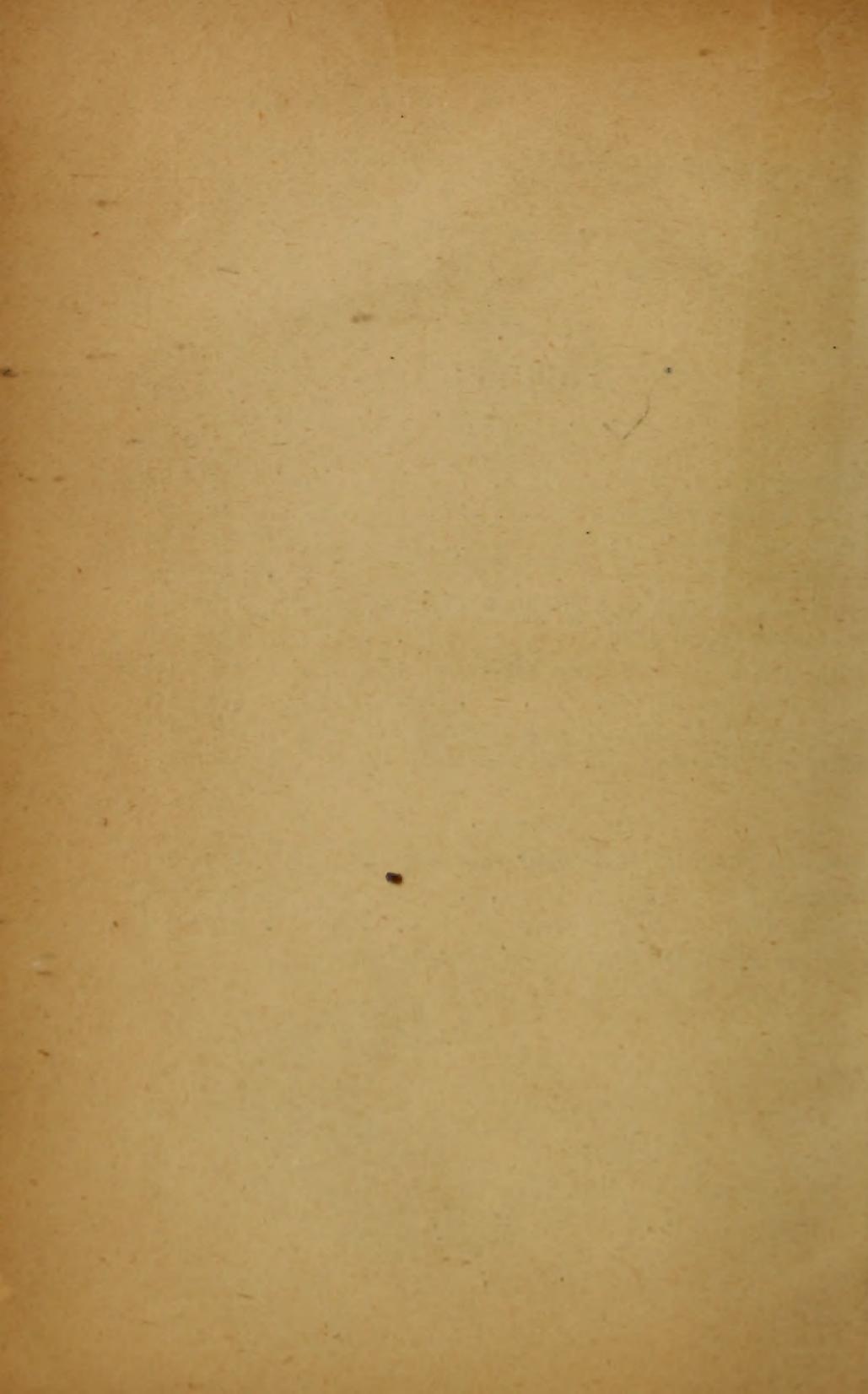
UNIVERSITY OF TORONTO
38, 142
EDWARD JOHNSON
MUSIC LIBRARY

Inhalt

	Seite
Zur Einführung	3—54
Briefe und Tagebuchblätter	55—371
Briefe aus Zürich 1853—58	57—83
Tagebuch 1858—59	85—137
Briefe aus Venedig und Mailand 1858—59	139—166
Briefe aus Luzern 1859	167—220
Briefe aus Paris und Wien 1859—62	221—338
Briefe aus Biebrich 1862	339—345
Briefe aus Wien und Penzing 1862—63	347—368
Briefe aus München und Tribschen 1865—71	369—371

Anhang

14 Briefe von Mathilde Wesendonk 1861—65	373—395
Anmerkungen	397—416
Namenverzeichnis	417—424
Notenbeilage „Fünf Gedichte für eine Frauenstimme“	



Das ist die erste - die zweite ist
später im Jahre:
die dritte ist die folgende, welche
im Mittags - Früh - und nachts, wenn
im Mittags war, so wenn sich so
die dritte ist, so wie die erste ist
das ist die erste.

Zur Einführung.

Jeplich - Schöner im Juli 17

Vorbemerkung.

Der Meister wünschte die Tagebuchblätter und Briefe vernichtet.

Frau Wesendonk betrachtete sich nicht als ausschließliche Besitzerin der an sie gerichteten Briefe. Sie bewahrte sie stillschweigend, erhielt sie der Nachwelt und bestimmte sie zur Veröffentlichung.

Die Familie Wagner entäußerte sich ausnahmsweise und für diesen Fall ihres Autorrechtes und trat es dem Sohne und dem Enkel der Verewigten ab.

Diese bestimmten, daß diese Publikation zugunsten des Stipendienfonds in Bayreuth erfolgt.

Seit dem Jahre 1904, wo die „Tagebuchblätter und Briefe“ zum ersten Male erschienen, ist eine Menge von neuen Urkunden bekannt geworden, die einen klaren Einblick in die Beziehungen Wagners zum Hause Wesendonk verstaten. Die Einleitung stellt diese reichhaltigen Zeugnisse vollzählig zusammen. Die Zeugnisse haben den Wert objektiver Tatsachen und verbieten jede Mißdeutung; sie gewähren zugleich die beste und vollständigste Erläuterung zu den einzelnen Briefen, deren Voraussetzungen damit gegeben sind. Besonders die kurzen Mitteilungen aus der Zeit des persönlichen Verkehrs werden auf dieser Grundlage durchaus verständlich. Die vielen kleinen, meist undatierten Zettel erscheinen in dieser Ausgabe zeitlich geordnet, wobei ich der englischen Übersetzung der Briefe Wagners an Mathilde Wesendonk von William Ashton Ellis (London 1905; 3. Auflage 1911)¹ und dem sechsten Bande seines ausgezeichneten „Life of Richard Wagner“

¹ Wir verdanken Wm. Ashton Ellis auch eine englische Übertragung der Briefe Wagners an Otto Wesendonk: Richard Wagner, letters to Otto Wesendonk; translated and indexed by W. A. Ellis; London 1899. — Neben der besonders um ihrer Erläuterungen willen trefflichen Übersetzung von Ellis gibt es auch eine französische und italienische Übersetzung, die aber ohne selbständigen Wert und wissenschaftlich belanglos sind. Die vollständigen Titel lauten: R. Wagner à Mathilde Wesendonk; journal et lettres; traduction autorisée de l'Allemand par J. G. Knopff; préface de Henri Lichtenberger, 2 Bände, Berlin 1905. — Epistolario di Riccardo Wagner, traduzione e note di Gualtiero Petrucci con prefazione di Jolanda (Riccardo Wagner a Mathilde Wesendonk, giornale e lettere), Mailand 1907. — Der Vollständigkeit halber verzeichne ich auch die zwei Schriften, die sich mit den in meiner Einleitung erörterten Verhältnissen beschäftigen: Hans Béalart, Richard Wagners Liebestragödie mit Mathilde Wesendonk, Dresden 1912, und Hans Béalart, Richard Wagners Beziehungen zu François und Eliza Wille, Dresden 1914.

(London 1908) mich großenteils angeschlossen habe. In den Anmerkungen wird die Datierung der Zettel begründet. Infolge dieser neuen Anordnung der Züricher Briefe sind die Nummern I bis 57b in dieser Ausgabe verändert worden. Von Brief 58 an stimmt die Zählung mit der alten Ausgabe der „Tagebuchblätter und Briefe“ überein.

Wer die ganze Briefreihe überblickt, erkennt zwei Wendepunkte: Wagners Einzug ins Asyl auf dem Grünen Hügel im April 1857 und die im März 1864 versagte Zuflucht ins Asyl. Zwischen diesen Daten spielt sich das Drama ab. Was vorhergeht, ist nur Einleitung, was folgt, ein wehmütiger und doch versöhnlicher Nachklang.

Otto Friedrich Ludwig Wesendonk¹ wurde geboren am 16. März 1815 zu Elberfeld als zweiter Sohn des Kaufmanns Karl August Jakob Gerhard Wesendonk (gest. 30. Mai 1857). Die Familie „van der Wesendonk“ ist niederländischer Herkunft. Bis ins 15. Jahrhundert reicht der Stammbaum zurück. Als angesehene Bürger und Kaufleute lebten die Wesendonks im 16., 17. und 18. Jahrhundert in Kantzen am Nieder-Rhein. Aus dem Leben des Herrn Otto ist nicht viel bekannt. Im Alter von 18 Jahren reiste er im Auftrag eines Elberfelder Hauses nach Amerika und übernahm bei seiner Rückkehr die Vertretung des großen New Yorker Import-Geschäftes Loeschigk, Wesendonk u. Komp. für Europa. Bis zur Mitte der sechziger Jahre behielt Wesendonk diese Vertretung. Dann zog er sich von allen Geschäften zurück. Sein Vermögen erlaubte ihm ein freies und unabhängiges Leben.

Im Oktober 1844 vermählte sich Otto Wesendonk zum erstenmal, verlor aber seine Frau schon im Dezember desselben Jahres. Am 19. Mai 1848 heiratete er in zweiter Ehe Mathilde Luckemeyer, die Tochter des Kgl. Kom-

¹ In den Urkunden und Briefen wird der Name regellos bald mit *W*, bald mit *W* geschrieben. Da die Familie sich jetzt endgültig für die Schreibung mit *W* entschied, habe ich mich diesem Gebrauch angeschlossen.

merzienrats Karl Lüdemeier und seiner Frau Johanna geb. Stein. Sie wurde am 23. Dezember 1828 zu Elberfeld geboren. Ihre Erziehung erhielt sie in Düsseldorf, wohin ihre Eltern später verzogen waren, und hernach in einer Pension zu Dünkirchen. Die Neuvermählten ließen sich zunächst in Düsseldorf nieder, wo der älteste Sohn Paul am 27. November 1849 (gest. 21. März 1850) geboren wurde. Im Jahre 1850 reisten sie nach Amerika. 1851 kamen sie nach Zürich, wo sie für mehrere Jahre im Hotel „Baur au lac“ Wohnung nahmen. Im Februar 1856 reisten sie für ein Jahr nach Paris, kamen aber im September und Oktober zu kurzem Besuch nach Zürich. In Zürich wurde am 7. August 1851 eine Tochter Myrrha, am 13. September 1855 ein Sohn Guido und am 18. April 1857 ein zweiter Sohn Karl geboren. 1856 erbaute sich Wefendonk auf dem „Grünen Hügel“ in der Enge eine Villa¹, die aber erst am 22. August 1857 endgültig bezogen wurde. Ein kleines daneben liegendes Häuschen war von Wefendonk angekauft worden, der Baumeister Zeugherr baute es wohnlich und behaglich um, und Ende April 1857 konnten Wagner und seine Frau, die bisher in den Escherhäusern am sog. Zeltweg gewohnt hatten, ins „Asyl“ übersiedeln.

Wagner erzählt in der Autobiographie² auf S. 568 über das Bekanntwerden mit Wefendonks im Anfang des Jahres 1852 folgendes: „eine in Zürich seit kurzem niedergelassene Familie Wefendonk suchte meine Bekanntschaft, wozu es in derselben Wohnung der hinteren Escherhäuser, in welcher ich meine erste Züricher Niederlassung versucht hatte, auf Anlaß des nach mir dort eingezogenen, von der Dresdener

¹ Einige Abbildungen enthält die Schrift von Konrad Escher, die Villa Rieter in Zürich, auch Villa Wefendonk genannt; Zürich 1912. Vgl. auch die Leipziger Illustrierte Zeitung vom 12. September 1912, S. 19.

² Die Zitate beziehen sich auf die große Ausgabe von 1911, der seit 1914 die Volksausgabe zur Seite steht.

Revolution her mir wohlbekannten Marschall von Bieberstein kam. Ich entsinne mich, an dem Abende dieser Gesellschaft meine damalige unmäßige Aufgeregtheit in einer Diskussion mit dem Professor Osenbrüggen ganz besonders zur Schau getragen zu haben: ich reizte diesen Mann über der Abendmahlzeit durch meine leidenschaftlich fest gehaltenen Paradoxen zu einem wahren Abscheu gegen mich auf; denn er vermied seitdem mit größter Ängstlichkeit jede Begegnung mit mir. Meine hierbei angeknüpfte Bekanntschaft mit Wesendonks erschloß mir zunächst das freundliche Behagen eines Hauses, welches sich vor den sonstigen Züricher Hausständen vorteilhaft auszeichnete. Herr Otto Wesendonk, um einige Jahre jünger als ich, hatte durch Teilnahme an einem großen New Yorker Seidengeschäft sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, und schien für seine Lebensentschlüsse sich gänzlich nach den Neigungen seiner, seit wenigen Jahren mit ihm vermählten jungen Frau zu richten. Beide stammten vom Niederrhein her und trugen das freundliche blonde Gepräge dieses Landes. In der Nötigung, sich an einem dem New Yorker Geschäft förderlichen Orte Europas zu fixieren, hatte er zunächst Zürich, vermutlich seines deutschen Elementes wegen, vor Lyon den Vorzug gegeben. Beide hatten im vergangenen Winter (1851) der Aufführung einer Beethovenschen Sinfonie unter meiner Direktion beigewohnt, und bei dem Aufsehen, welches diese Leistung in Zürich hervorrief, schien es ihnen für ihre neue Niederlassung wünschenswert zu dünken, mich für ihren Umgang zu gewinnen.“

Schon am 26. Februar 1852, vermutlich bald nach dem ersten Zusammensein, berichtete Wagner an Uhlig: „einige neue Bekanntschaften haben sich mir aufgedrungen — ich bin verwundert, so viel Lebhaftigkeit und selbst Reiz unter ihnen anzutreffen.“ Am 30. März 1852: „schildt mich nicht eitel, wenn ich Dir auch gestehe, daß die wunderbaren Wirkungen, die ich um mich verbreite, mir ab und zu ein wohliges Bewußtsein meines Daseins wiedergeben;

es ist immer wieder das ewig Weibliche, was mich mit süßen Täuschungen und warmen Schauern der Lebenslust erfüllt. Ein feucht glänzendes Frauenauge durchdringt mich oft wieder mit neuer Hoffnung."

In der Walküre, die im Juni 1852 gedichtet wurde, spricht der wehwaltende Siegmund die Worte:

ihres Auges Strahl
streifte mich da:

Wärme gewann ich und Tag!

Liszt gegenüber gedenkt Wagner der Freundin zuerst im Briefe vom 4. März 1853: „komme nur nicht zu spät, damit Dich eine sehr liebe Frau hier noch kennen lernt: sie geht Ende Mai fort.“ Über das große Festkonzert vom Mai schreibt er am 30. d. M.: „es war wirklich ein Fest für die Welt um mich herum: die Frauen sind mir alle gut geworden, und einer schönen Frau legte ich das ganze Fest zu Füßen.“ Am 20. Januar 1854 erhält Frau Ritter die Mitteilung: „sagen Sie Emilie, daß ich bei Wesendonks noch immer meine einzige Anregung gewinne: die anmutige Frau bleibt mir treu und ergeben, wenn auch vieles für mich in diesem Umgang marternd bleiben muß.“ Am 9. April 1854 findet sich in einem Briefe an Liszt der Stoßseufzer: „gib mir ein Herz, einen Geist, ein weibliches Gemüt, in das ich mich ganz untertauchen könnte, das mich ganz faßte — wie wenig würde ich dann nötig haben von dieser Welt.“

Im Herbst 1854, während Frau Minna auf einer Reise in Deutschland war, gestaltete sich das Verhältnis zwischen Wagner und Frau Wesendonk immer herzlicher. Von den Erlebnissen dieser Zeit spricht der Brief an Liszt vom 16. (?) Dezember, worin Schopenhauer und der Plan zu einem Tristandrama zuerst erwähnt werden. „Da ich nun aber doch im Leben nie das eigentliche Glück der Liebe genossen habe, so will ich diesem schönsten aller Träume noch ein Denkmal setzen, in dem von Anfang bis zum Ende diese Liebe sich einmal so recht sättigen soll.“ Tristan

und Isolde und bald darauf die Sieger, zwei Dramen, in denen die Liebe nicht von dieser Welt ist, sondern sich aus der Welt zum Tode oder zur Entfagung flüchtet, um rein zu bleiben, sind aus den Eindrücken der Herbstmonate September und Oktober des Jahres 1854 hervorgegangen. Vermutlich gehören auch die Worte aus dem Brief an Röckel vom 5. Februar 1855 hierher: „mit der Komposition der Walküre bin ich nun auch fertig geworden — unter großen inneren Leiden, von denen niemand etwas weiß, am wenigsten meine gute Frau. Still davon!“

Allerlei Klatsch bemächtigte sich schon damals des vertrauten Umgangs zwischen dem Meister und Frau Wesendonk. Der heimkehrenden Gattin wurde solches Gerede zu Ohren gebracht, wogegen Wagner noch im Briefe aus London vom 4. Mai 1855- sich zu wenden hatte.

Ein Hauptwunsch Wagners sein ganzes Leben lang war eine ruhige Wohnung, am liebsten ein Häuschen für sich allein, eine Stätte ungestörter Arbeit. Nachdem Minna ihm nach Zürich nachgereist war, wurde in der zweiten Hälfte September 1849 die erste eigene Wohnung in den „hinteren Escherhäusern“ Nr. 182 zu ebener Erde (jetzt Steinwiesstraße 3) bezogen. Die Zimmer waren kalt und unfreundlich. Von Juni 1850 bis Oktober 1851 bewohnte Wagner das Haus zum Abendstern in der Sternengasse, in einer am See belegenen ziemlich ländlichen Gegend. Auch hier waren die Wohnungsverhältnisse nicht nach Wunsch. Erst im November 1851 trat eine Verbesserung ein, als Wagner in den „vorderen Escherhäusern“ am Zeltweg, einer am Fusse des Zürichberges sich hinziehenden vorstädtischen Straße mit hübschen Häusern und Gärten, eine stille und trauliche, aber doch für die Dauer allzu enge Parterrewohnung bezog, die Ostern 1853 mit dem geräumigen zweiten Stockwerk desselben, der Frau Clementine Stockar-Escher gehörigen Hauses vertauscht wurde. Die Einrichtung war behaglich und vornehm. Die freundschaftlich gesinnte Besitzerin des Hauses, der wir

ein schönes, durch einen Breilkopf & Härtelschen Steindruck vervielfältigtes Porträt Wagners verdanken, bemühte sich, den Wünschen ihres Mieters möglichst nachzukommen und ihm den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen. Aber auf die Dauer wurde ihm auch diese an und für sich schöne Wohnung durch lärmende Nachbarschaft, einen Blechschmied, fünf Klaviere und eine Flöte qualvoll. Er sah sich nach einer neuen ländlichen Wohnung um und erwog den Ankauf oder die Miete eines Grundstückes, um sich darauf anzubauen. Da nahm die Sache durch Otto Wesendonks Eingreifen eine besondere Wendung. Wesendonk hatte sich auf einem schön gelegenen Hügelrücken, der in der Gemeinde Enge den Züricher See vom Sihltal trennt, eine prächtige Villa erbaut. Auf dem Grundstück befand sich ein kleines, einfaches Häuschen mit Ausblick auf See und Gebirge. Wesendonk überließ es auf Betreiben seiner Frau zu Ostern 1857 Wagner, der sich dadurch am Ziel seiner Wünsche sah und freudigen Herzens das „Asyl auf dem Grünen Hügel“ bezog. Hier wollte er rasten und schaffen, hier wähte er für lange Zeit den ersehnten Frieden gefunden zu haben. Als Wesendonks im August desselben Jahres die inzwischen fertig gewordene Villa bezogen, da entwickelte sich ein enger nachbarslicher Verkehr. Zugleich aber vertiefte und steigerte sich das seit Jahren bestehende Freundschaftsverhältnis zwischen Frau Wesendonk und dem Meister zu dem Punkte, wo die in den Briefen und Tagebuchblättern geschilderte Katastrophe eintreten mußte.

Frau Wesendonk erzählt in ihren Erinnerungen¹, wie sie ganz unbelehrt, gleichsam wie ein weißes, unbeschriebenes Blatt, nach Zürich kam, und welche tiefe Eindrücke sie allmählich von Wagner empfing. Sie schreibt: „Erst 1853 wurde der Verkehr freundschaftlicher und vertrauter. Als:

¹ Mitgeteilt durch A. Heintz in der Allgemeinen Musikzeitung vom 14. Februar 1896.

dann begann der Meister, mich in seine Intentionen näher einzuweißen. Zunächst las er die ‚Drei Opfern-Dichtungen‘, die mich entzückten, hierauf die Einleitung dazu und allmählich eine seiner Prosa-Schriften nach der andern.

Da ich Beethoven liebte, spielte er mir die Sonaten; war ein Konzert in Sicht, wo er eine Beethovensche Sinfonie zu leiten hatte, so war er unermüdet und spielte vor und nach der Probe die betreffenden Sätze so lange, bis ich mich ganz heimisch darin fühlte. Es freute ihn, wenn ich ihm zu folgen vermochte und an seiner Begeisterung die meinige entzündete.

1854 (von Juni bis Dezember) schrieb und vollendete er die Skizzen zur ‚Walküre‘. Das kurze Vorspiel trägt die Buchstaben: G(esegnet) S(ei) M(athilde)!

Wesendonk verehrte ihm um diese Zeit eine amerikanische Goldfeder. Mit dieser Goldfeder hat er die ganze Orchester-Partitur der ‚Walküre‘ geschrieben, die ein wahres Meisterwerk der Kalligraphie ist. Diese Partitur war Wesendonks Eigentum, er hatte sie durch Ankauf vom Meister erworben. Später hat er sie, auf Wunsch des Meisters, Sr. M. dem König Ludwig II. von Bayern zum Geschenk gemacht und dafür einen eigenhändigen Brief des Königs als Dank und als Gegengabe erhalten.

Eine ‚Faust‘-Ouvertüre, geschrieben in Paris im Januar 1840, neu bearbeitet in Zürich im Januar 1855, hatte er die Absicht, mir zu widmen. Plötzlich aber überkam ihn der Gedanke, daß das unmöglich sei! ‚Unmöglich‘, rief er aus, ‚kann ich Ihnen das furchtbare Motto an die Brust heften:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
 Kann tief mein Innerstes erregen;
 Der über allen meinen Kräften thront,
 Er kann nach außen nichts bewegen;
 Und so ist mir das Dasein eine Last,
 Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.’

So begnügte er sich, mir die Partitur zu verehren und darunter die wenigen Worte zu setzen: ‚R. W. Zürich 17. Jan. 55 zum Andenken S(einer) I(ieben) F(reundin)!‘

Einmal, auf einem gemeinschaftlichen Ausfluge nach Brunnen, spielte er auf dem Klimperkasten des dortigen Speisezimmers bei einbrechender Dunkelheit Abschnitte aus der Eroica und der C-moll-Sinfonie. In der Frühe aber, zum Frühstück, wurde ich mit ‚Lohengrin‘-Klängen begrüßt.

Im Jahre 1854 führte er mich in die Philosophie Arthur Schopenhauers ein, war überhaupt darauf bedacht, mich auf jede bedeutende Erscheinung in Literatur und Wissenschaft aufmerksam zu machen. Entweder las er selbst, oder er besprach den Inhalt mit mir.

Was er am Vormittage komponierte, das pfliegte er am Nachmittage auf meinem Flügel vorzutragen und zu prüfen. Es war die Stunde zwischen 5 und 6 Uhr; er selbst nannte sich: ‚den Dämmermann‘.

Da kam es denn auch vor, daß etwas ihn nicht befriedigte und er nach einem andern Ausdruck suchte. Einmal war das der Fall beim Aufbau des Walhall-Motivs. Ich sagte: ‚Meister, das ist gut!‘ Er aber: ‚Nein, nein, es muß noch besser werden.‘ — Er ging eine Weile ungeduldig im Salon auf und ab, rannte dann endlich hinaus. Am folgenden Nachmittag erschien er nicht, auch am zweiten und dritten blieb er fern. Endlich kommt er ganz still und unbemerkt herein, setzt sich an den Flügel und spielt das herrliche Motiv ganz wie früher. ‚Nun?!‘ — frage ich. — ‚Ja, ja! Sie hat recht, ich kann's nicht besser machen!‘

So habe ich das Beste, was ich weiß, nur ihm zu verdanken.

Die in Zürich verlebten Jahre waren für Wagner eine Zeit der Sammlung, der Arbeit und der inneren Abklärung, die nicht weggedacht werden kann, ohne den Faden seiner Entwicklung gewaltsam zu zerreißen. Er war ein anderer, als er kam und da er ging!

‚Öde‘ hat er nie gekannt. Anregung brachte er dahin, wo er sie nicht fand. Trat er ja einmal ins Zimmer, sichtlich ermüdet und abgesspannt, so war es schön zu sehen, wie nach kurzer Rast und Erquickung sein Antlitz sich entwölkte und ein Leuchten über seine Züge glitt, wenn er sich an den Flügel setzte.

Die schöne und geräumige Wohnung in den Escherhäusern war ihm durch die vielen Klaviere in den Nachbarwohnungen unseidlich geworden. Mit einem ihm gegenüber wohnenden Schmied hatte er einen Vertrag gemacht, wonach dieser nicht am Vormittage (Wagners Arbeitsstunden) hämmern durfte, weil er ‚Siegfrieds Schmiedelied‘ komponierte. Daher die Sehnsucht nach einem eigenen Heim, die im April 1857 endlich befriedigt werden sollte.

Er war ein großer Naturfreund. In seinem Garten belauschte er das Nestchen der Grasmücke, eine Rose auf seinem Schreibtische konnte ihn beglücken, und das Waldweben im ‚Siegfried‘ erzählt von dem Gestüster hoher Wipfel im Sihltalwalde, wohin er auf weiten Wanderungen, öfters in Gesellschaft des Dichters Georg Herwegh, seine Schritte lenkte. Das Gespräch der beiden drehte sich dann um die Philosophie Arthur Schopenhauers.

Seine Flügel-Adjutanten waren zeitweise Tausig und Hans v. Bülow. Wagner nannte Hans sein Alter-Ego. Die Dankbarkeit, Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit v. Bülows kannte keine Grenzen. Aber auch Tausig war rührend in seinem Bestreben, die Wünsche des Meisters ihm an den Augen abzulesen. So hat er, als er in der Wagner-Villa zu Gast weilte, nach dem Mittagessen mit der aufgeregten, tränkenden Frau eine Stunde lang — Domino (!) gespielt, damit das Mittagsschläfchen Wagners nicht gestört werde.

Die Berufung Gottfried Sempers an das Polytechnikum in Zürich war ein Ereignis freudigster Art; Gottfried Kellers ‚Grüner Heinrich‘ und ‚die Leute von Seldwyla‘ las Wagner mit vollendeter Meisterschaft vor.

„Spiegel, das Kätzchen“, die „drei gerechten Kammacher“ und „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ waren seine Lieblingse.

Mit Frau Eliza Wille auf Mariafeld besprach er alles, was ihn künstlerisch und menschlich tief bewegte.

Endlich nenne ich noch den Getreuesten der Getreuen, seinen Hausfreund Dr. Jakob Sulzer, der auch die Zurückberufung Gottfried Kellers im Großen Rat befürwortete und schließlich durchsetzte.

Besuche aus Weimar fehlten nicht. Gräfin d'Agoult verschmähte es nicht, von Paris nach Zürich zu reisen: „Pour faire connaissance des grands hommes“!

Richard Wagner liebte sein „Asyl“, wie er sein neues Heim in der Enge bei Zürich nannte. Mit Schmerz und Trauer hat er es verlassen, — freiwillig verlassen! Warum? Müßige Frage! Wir haben aus dieser Zeit das Werk: „Tristan und Isolde“! Der Rest ist Schweigen und sich neigen in Ehrfurcht!“

Über seinen Einzug auf dem Grünen Hügel schreibt Wagner an Liszt am 8. Mai 1857:

„Ich habe eine üble Zeit hinter mir, die nun allerdings einem recht angenehmen Zustande zu weichen scheint. Seit 10 Tagen haben wir das bewußte Landgütchen neben der Wessendonkschen Villa bezogen, das ich der wirklich großen Teilnahme dieser befreundeten Familie verdanke. Zuvor aber sollte mir noch manche Not erwachsen; die Einrichtung des Häuschens, die übrigens sehr nett und mir entsprechend ausgefallen ist, bedurfte langer Zeit, so daß wir mit dem Auszuge gedrängt waren, ehe die Möglichkeit des Einzugs zustand kam. Nun wurde auch meine Frau krank, so daß ich sie immer nur von jeder Einmischung abzuhalten, und dafür alle Auszugsmühe selbst und allein zu übernehmen hatte. Zehn Tage wohnten wir im Hotel, und endlich zogen wir bei furchtbarem Wetter und Kälte ein, so daß es wirklich nur dem Gedanken der definitiven Umsiedelung möglich war, die Laune mir gut zu erhalten.

Nun ist aber alles überstanden; alles ist nach Wunsch und Bedürfnis für die Dauer hergerichtet und eingeräumt; alles steht am Platz, wo es bis an meinen Tod stehen soll. Mein Arbeitszimmer ist mit der Dir bekannten Pedanterie und eleganten Behaglichkeit hergerichtet; der Arbeitstisch steht an dem grossen Fenster, mit dem prachtvollen Überblick des Sees und der Alpen; Ruhe und Unge störtheit umgibt mich. Ein hübscher, bereits sehr gut gepflegter Garten bietet mir Raum zu kleinen Promenaden und Ruheplätzchen, und meiner Frau die angenehmste Beschäftigung und Abhaltung von Grillen über mich; namentlich nimmt ein grösserer Gemüsegarten ihre zärtlichste Sorge in Beschlag. Du siehst, ein ganz hübscher Boden für meine Zurückgezogenheit ist gewonnen, und wenn ich bedenke, wie sehr ich seit lange nach einem solchen verlangte, und wie schwer es wurde, nur eine Aussicht dafür zu gewinnen, so fühle ich mich gedrängt, in diesem guten Wesendont einen meiner grössten Wohltäter anzuerkennen. Anfang Juli hoffen nun auch Wesendonts ihr Gut beziehen zu können; die Nachbarschaft verspricht mir Freundliches und Angenehmes. — Nun denn: das wäre erreicht! — Nächstens hoffe ich meine lange unterbrochene Arbeit nun auch wieder aufnehmen zu können, und jedenfalls verlasse ich nun mein hübsches Asyl nicht eher (sei es zu irgendwelchem Ausflug), als bis Siegfried mit Brünnhild vollkommen in Ordnung gekommen ist.“

Eine Beschreibung der Villa, die von Wesendonts am 22. August 1857 bezogen wurde, findet sich im Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft (Zürich 1903, S. 21/22): „das in italienischem Renaissancestil gebaute Haus bot nach vorn den Ausblick über in sanfter Neigung abfallende Parkanlagen hinaus auf die Stadt und das untere Seebecken. Auf der Südseite dehnte sich eine weite Rasenfläche aus, die auf beiden Seiten von dunklen Tannen umsäumt war. Die Einrahmung nach Süden bildeten die schneebedeckten Bergriesen des Glarner- und Urnerlandes.

In der Mitte des Rasens ragte eine Marmorstatue als Verkörperung der Sehnsucht nach Licht und Höhe. Die Innenräume des Hauses schmückten Werke altitalienischer und niederländischer Malerei.“

Zum Einzug Wesendonks in ihre „von den Pariser Stukaturarbeitern und Tapezierern gesäuberte Villa“ schreibt Wagner in der Autobiographie S. 654: „Hiermit begann eine, nicht eigentlich bedeutende, doch aber auf die äußere Wendung meines Lebens einflussreiche neue Phase meines Umgangs mit dieser Familie. Wir waren uns jetzt durch die unmittelbare, eigentlich ländliche Nachbarschaft so nahegerückt, daß eine starke Vermehrung der Beziehungen bloß durch einfache tägliche Berührung nicht ausbleiben konnte. Ich hatte schon öfter bemerkt, daß Wesendonk in seiner rechtschaffenen Offenheit durch mein Heimischwerden in seinem Hause sich beunruhigt fühlte; in vielen Dingen, wie in der Heizung, der Beleuchtung, auch den Mahlzeitstunden, wurden Rücksichten auf mich genommen, welche ihm seinen Rechten als Hausherr nahezutreten schienen. Es bedurfte hierüber einiger vertrauter Mitteilungen, um andererseits eine halb verschwiegene, halb ausgesprochene Übereinkunft festzustellen, welche mit der Zeit eine bedenkliche Bedeutung im Auge anderer anzunehmen geeignet war. Somit entstand im Betreff unseres nun so nahegerückten Verkehrs eine gewisse Rücksicht, welche unter Umständen für die beiden Eingeweihten unterhaltend wurde.

Sonderbarerweise traf der Zeitpunkt dieser nachbarlichen Annäherung mit dem Beginne der Ausführung meiner Dichtung von ‚Tristan und Isolde‘ zusammen.“

Die gleichzeitigen brieflichen Urkunden stehen mit dem späteren und kühleren Berichte der Autobiographie nicht im Einklang. Sie widersprechen der Behauptung, daß eine „nicht eigentlich bedeutende“ Phase des Umganges anhub. Die bisher liebenswürdig anmutigen Beziehungen verwandelten sich in überschwengliche Schwärmerei, die vielleicht eine Zeitlang hart an eine tragische Wendung des Ver-

hältnisses streifte, aber gerade durch die bittere Lebens-
 erfahrung auch wieder ins Geleise traulicher Freundschaft
 zurückgeleitet wurde. Die Entstehung und Ausführung der
 Tristandichtung erscheint im Lichte der gleichzeitigen Zeug-
 nisse als eine seelisch tief begründete Notwendigkeit, nicht
 als ein „sonderbarer“ Zufall.

„Anfangs Oktober begann ich die Komposition des
 Tristan, davon ich den ersten Akt bis Neujahr vollendete,
 und bereits auch das Vorspiel instrumentierte. In dieser
 Zeit bildete sich bei mir eine träumerisch bange Zurückge-
 zogenheit aus. Arbeit, weite Spaziergänge trotz rauher
 Witterung, des Abends Lektüre des Calderon, hieraus be-
 stand die Gewohnheit, in welcher ich nur zu meinem größten
 Mißmute gestört wurde. Mein Zusammenhang mit der
 Welt bezog sich fast nur auf meine Verhandlungen mit
 dem Musikhändler Härtel wegen der Herausgabe des
 Tristan.“

„Außerdem interessierte mich in dieser Zeit eine im No-
 vat November eintretende Krisis auf dem amerikanischen
 Geldmarkt, deren Folgen während einiger verhängnisvollen
 Wochen das ganze Vermögen meines Freundes Wessendonk
 in Frage zu stellen schienen. Ich entsinne mich, daß die
 Katastrophe von den Betroffenen mit vielem Anstand ge-
 tragen wurde; doch gaben die Unterhaltungen über die
 Möglichkeit des Verkaufes von Haus, Hof und Pferden
 unseren abendlichen Zusammenkünften eine unvermeidlich
 schwermütige Stimmung. Wessendonk verreiste, um mit
 verschiedenen auswärtigen Bankiers sich einzurichten; wäh-
 rendem ward regelmäßig bei mir, wo ich des Vormit-
 tags am Tristan komponiert hatte, am Abend immer wie-
 der Calderon vorgelesen, welcher um diese Zeit, nachdem
 ich mich durch Schack genügend auf das Bekanntwerden
 mit der dramatischen Literatur vorbereitet hatte, einen tiefen
 und nachhaltigen Eindruck auf mich machte. — Endlich
 ging die amerikanische Krisis glücklich vorüber, und das
 bald sich herausstellende Ergebnis davon war, daß Wessen-

donks Vermögen sich dadurch um ein bedeutendes vergrößerte. Nochmals las ich in diesen Winterabenden den Tristan einem weiteren Kreise von Freunden vor. Gottfried Keller erfreute namentlich die knappe Form des Ganzen, welches eigentlich nur drei ausgebildete Szenen enthielt, Semper aber ward böse darüber; er warf mir vor, alles zu ernst zu nehmen.“

Zum 23. Dezember, dem Geburtstage von Frau Wesendonk, veranstaltete der Meister ein kleines Hauskonzert: die „Träume“ wurden für Solovioline und zehnstimmiges kleines Orchester instrumentiert. Er schreibt darüber am 1. Januar 1858 an Liszt: „vor acht Tagen brachte ich meiner Nachbarin mit einem ganz passablen Orchester eine Morgenmusik, die sich im geräumigen Vestibül ihres Hauses recht gut ausnahm. Dazu hatte ich auch etwas komponiert; wie ich denn dann und wann etwas Allotria getrieben und gewisse hübsche Verse, die mir herüberschickt wurden, in Musik gesetzt habe, was mir sonst nie passiert ist.“ Gemeint sind natürlich die „fünf Gedichte“, von denen damals bereits drei vollendet waren.

Über das Konzert vom 31. März 1858 berichtet die Autobiographie S. 665: „Im Monat März eröffnete mir Frau Wesendonk, daß sie zur Feier des Geburtstages ihres Gemahles eine Art von Musikaufführung in ihrem Hause vor sich gehen lassen möchte; hierauf war sie durch eine kleine Morgenmusik verfallen, welche ich im Laufe des Winters an ihrem eigenen Geburtstagsmorgen mit Hilfe von acht (?) Züricher Musikern freundnachbarlich bewerkstelligt hatte. Der Stolz der Wesendonkschen Villa bestand nämlich in einem verhältnismäßig nicht ungeräumigen, von Pariser Stukkaturarbeitern recht elegant hergerichteten Treppenhause, von welchem ich einmal behauptet hatte, Musik müsse sich da nicht übel ausnehmen. Dies war bei jener vorangegangenen Gelegenheit im kleinen erprobt worden und sollte sich nun im großen bewähren. Ich erbot mich, ein anständiges Orchester zusammenzubringen,

um Fragmente Beethovenscher Sinfonien, bestehend vorzüglich aus den heiteren Sätzen derselben, zur gesellschaftlichen Unterhaltung aufzuführen. Die nötigen Vorbereitungen hierzu nahmen jedoch Zeit hinweg, und das Datum des Geburtstages (16. März) mußte überschritten werden. So gelangten wir bis in die Osterzeit, und unser Konzert ging an einem der letzten Tage des Monat März (am 31. März) vor sich. Das Ganze des musikalischen Hausfestes glückte in der That recht nach Wunsch; ein für die Beethovensche Instrumentation vollzähliges Orchester spielte der in den umgebenden Gesellschaftsräumen verteilten Gastversammlung eine kombinierte Auswahl von Sinfonie-Fragmenten unter meiner Anleitung mit dem besten Gelingen vor. Das Unerhörte eines solchen Hauskonzertes schien alles in eine sehr erregte Stimmung zu versetzen; mir ward beim Beginn der Aufführung durch die junge Tochter des Hauses ein schöner, nach Sempers Zeichnung in Elfenbein geschnitzter Taktstock (der erste und einzige mir zum Ehrengeschenk gemachte) überreicht. An Blumen und Zierbäumen, unter denen ich beim Dirigieren stand, fehlte es auch nicht, und als wir, meinem Geschmacke für die Wirkung einer Musikaufführung gemäß, nicht mit einem rauschenden, sondern mit einem tief beruhigenden Stücke, dem Adagio der neunten Sinfonie geschlossen, durfte man sich wohl sagen, daß die Züricher Gesellschaft etwas nicht ganz Gewöhnliches erlebt hatte.

Auch meine Freunde, denen zunächst die von mir erwiesene Auszeichnung gegolten hatte, waren davon tief und feierlich ergriffen. Auf mich wirkte der Eindruck dieses Festes in der wehmütigen Weise, wie eine Mahnung daran, daß der Höhepunkt einer Lebensbeziehung erreicht, ja der eigentliche Gehalt derselben bereits überboten und die Sehne des Bogens überspannt sei. Mir wurde späterhin von Frau Dr. Wille mitgeteilt, daß sie an jenem Abende von ähnlichen Empfindungen beherrscht worden sei.“

Das tiefe Gefühlsverständnis, das Frau Wesendonk der

Persönlichkeit Richard Wagners entgegenbrachte, war allerlei Mißdeutungen ausgesetzt. Die beiden Nächstbetheiligten, Otto Wesendonk und Frau Minna Wagner, kamen ins Gerede und wurden argwöhnisch. Bereits in einem Brief aus London vom 4. Mai 1855 bemühte sich Wagner, seine Frau zu beruhigen und ihre Abneigung gegen Frau Wesendonk als unberechtigt zurückzuweisen. Der vertraulich nachbarliche Verkehr auf dem Grünen Hügel entfesselte die mühsam gebändigten Dämonen der Eifersucht und des leidenschaftlichen Mißverständnisses aufs neue. Zunächst drohte eine Störung von Seiten Herrn Ottos. Schon am 28. Juni 1857 vor Wesendonks Einzug hatte Wagner an Liszt geschrieben: „daß mein Verhältnis zu diesem Paar ein ziemlich künstliches und nicht gerade nur behagliches ist, habe ich Dir zu verschiedenen Malen zur Genüge angedeutet: es kann sich ganz erträglich halten, wenn ich mich sehr unabhängig von seiner Kaufmannschaft bewahre, was ich mir fortan zur strengsten Pflicht gemacht habe.“ Die Autobiographie S. 658 erzählt: „Leider bot mir jetzt (Anfang des Jahres 1858) Zürich, mein Haus und mein Freundesumgang auch gar keine Erholung mehr. Selbst die, als so annehmlich vorausgesetzte, unmittelbare Nachbarschaft der Familie Wesendonk mußte mein Unbehagen nur steigern, da es mir wahrhaft unerträglich wurde, Abende hindurch Gesprächen und Unterhaltungen mich hinzugeben, an welchen, allermindestens zum gleichen Teil mit mir und allen übrigen, mein guter Freund Otto Wesendonk sich beteiligen zu müssen glaubte. Die Ängstlichkeit darüber, daß, wie er vermeinte, in seinem Hause sich bald alles mehr nach mir als nach ihm richten würde, gab ihm außerdem die eigentümliche Wucht, mit welcher ein sich vernachlässigt Glaubender bei den von ihm empfundenen Befürchtungen sich auf jedes Gespräch wirft, welches in seiner Gegenwart geführt wird, ungefähr wie ein Löschhut auf das Licht. Mir ward bald alles Druck und Last; nur wer dies gewahrte und einiges Verständ-

nis hiervon verriet, konnte mir unter solchen Umständen immerhin nicht erheiternde Teilnahme erwecken.“ Wagner verreiste vom 15. Januar bis 3. Februar nach Paris. Aus den Briefen an Liszt erfahren wir die unmittelbaren Stimmungsbilder aus dieser kritischen Zeit. Am 9. Januar schreibt Wagner: „ich bin am Ende eines Konfliktes, in welchem alles, was dem Menschen heilig sein kann, inbegriffen ist: ich muß mich entscheiden, und jede Wahl, die ich vor mir habe, ist so grausam, daß bei meiner Entscheidung ich den Freund zur Seite haben muß, den so einzig mir der Himmel geschenkt hat.“ Liszt antwortet am 15. Januar: „Franz und Freund sind bei Dir, liebster Richard! Schreibe mir bald, was Du aus sinnst und vor hast. Bleibt Deine Frau in Zürich? Wo ist Madame Wesendonk?“ Aus Paris konnte Wagner am 18. Januar melden, daß der Dämon diesmal noch gebannt ward. Und gerade diese Auskunft gereicht Herrn und Frau Wesendonk zur höchsten Ehre. „Bald zeigte es sich mir, welch milden Charakter hier alles hat. Für mich — nur Weichheit, Ergebung, Vergehen, einzige Sorge um mich; — gegen mich — ehrliches Leiden bei großer Gutmütigkeit und unangreifbarem Rücksichtsgefühl für den zarten leidenden Teil des Konfliktes. So war eben nur der Beklemmung des Leidens Lust zu machen und ein wenig Zeit zu gewinnen. An eine längere oder gänzliche Entfernung wäre gar nicht zu denken; dies brächte den Tod dort, wo jetzt schon meine temporäre Entfernung der Hauptquell alles Leidens ist. Notwendig für mich einzig, dem Leiden des Gutmütigen einige Beruhigung zu geben, dies wird gelingen, und ich hoffe, in einigen Wochen wieder zurückzukehren.

Es hilft mir jemand leben, bis ich mit meiner Aufgabe fertig bin: dies ist die Übereinkunft. Da mich diese wunderbare Aufgabe immer wieder ins Leben zurückruft, bleibt sie offen der Gegenstand aller Sorge, nicht aber das Leben an sich, und das Gedeihen meiner Kunstschöp-

fungen gibt die Norm für die Regelung aller übrigen Lebensbeziehungen. Für diese nun bin ich innerlich so tief beruhigt, daß ich kaum mehr die Hoffnung brauche, die mir der Anblick meines an den Schläfen nun auch allmählich mit Grau sich schmückenden Haares erweckt.“

Nach Wagners Rückkehr aus Paris stellte sich der gewohnte vertrauliche Verkehr mit den Nachbarn wieder her, bis er durch Minna aufs neue und für immer gestört wurde. Bereits im September 1857 war es zwischen Frau Wesendonk und Minna zu einer vorübergehenden Spannung gekommen, worüber die letztere berichtet: „ich mußte der jungen Frau Wesendonk gegenüber doch auch einmal meinem Herzen Luft machen. Sie benahm sich gegen mich auf einmal sehr hochmütig und albern, so daß ich die Einladungen ausschlug. Da hat sie mich aber wieder um Verzeihung gebeten, und nun bin ich Richard wieder gut.“ Im April 1858 erfolgte der unheilbare Bruch zwischen den beiden Frauen, deren nachbarliches Zusammenleben trotz allerseitiger Beschwichtigungsversuche nicht mehr ermöglicht werden konnte.

Von der verhängnisvollen Wendung der Dinge auf dem Grünen Hügel erzählt die Autobiographie S. 666 folgendes: „Am 3. April sandte ich das Manuskript der Partitur des ersten Aktes von Tristan und Isolde zum Stiche nach Leipzig ab; die mit Bleistift skizzierten Blätter der Instrumentation des Vorspieles, welche ich früher bereits an Frau Wesendonk versprochen hatte, schickte ich dieser in die Nachbarschaft hinüber und begleitete die Sendung mit einem Briefchen, in welchem ich ernst und ruhig die damals mich beherrschende Stimmung mittheilte. Meine Frau war seit einiger Zeit über ihr Verhältnis zu unserer Nachbarin bedenklich geworden; sie beklagte sich immer gereizter, von ihr nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt zu werden, als es der Frau eines Mannes, welchen man so gerne bei sich sähe, gebührte; und überhaupt fand sie, daß bei unseren geselligen Zusammenkünften es

von seiten unsrer Freundin sich weniger um Besuche bei ihr, als bei mir handle. Noch nicht hatte sie aber einen eigentlichen eifersüchtigen Verdacht laut werden lassen. Zufällig im Gärtchen sich aufhaltend, traf sie nun an diesem Morgen auf meine Sendung, nahm diese dem Dienstboten ab, erbrach und öffnete den Brief. Da ihr das Verständnis der in diesen Zeilen ausgesprochenen Stimmung durchaus unmöglich war, hielt sie sich desto mehr an eine, ihr geläufige, triviale Deutung der Worte und glaubte sich demnach berechtigt, in mein Zimmer zu treten, um mir in dem Sinne einer solchen von ihr gemachten Entdeckung die sonderbarsten Vorwürfe zu machen. Sie hat mir nachher gestanden, daß sie hierbei nichts so sehr empört habe, als meine große Ruhe und die ihr dünkende Gleichgültigkeit, mit welcher ich ihrem törichtem Benehmen entgegenete. Wirklich sagte ich ihr kein Wort, veränderte kaum meine Stellung und ließ sie einfach wieder zur Türe hinausgehen. Mir selbst sagte ich aber, daß dies also die Form sei, unter welcher die Unerträglichkeit meines nun vor acht Jahren wieder angeknüpften ehelichen Verhältnisses mir unabweisbar zum Bewußtsein kommen und mein Leben fortan entscheiden sollte. Durch eine sehr bestimmte Aufforderung, sich ruhig zu verhalten und sowohl in ihrem Urtheile wie in ihrer Handlungsweise sich keiner Mißgriffe schuldig zu machen, suchte ich auch Minna von der eigentümlichen Bedeutung, welche der nichtige Vorgang für uns gewonnen habe, zu unterrichten. Wirklich schien sie etwas davon zu verstehen und versprach mir, sich ruhig zu verhalten und ihrer törichten Eifersucht keine Folge zu geben. Leider stand die Ärmste aber bereits unter der Einwirkung einer bedenklichen Steigerung ihres Herzleidens auf ihr Gemüt; die eigentümliche Schwarzsichtigkeit und qualvolle Unruhe, welche vollständige Herzerweiterungen auf die Leidenden ausüben, mochten sie nicht mehr zu verlassen: sie glaubte nach einigen Tagen sich das Herz erleichtern zu müssen, was ihr nur dadurch möglich dünkte,

daß sie unsere Nachbarin, ihrer Ansicht nach wohlmeinend, vor den Folgen etwaiger unvorsichtiger Vertraulichkeiten gegen mich warnte. Von einem Spaziergang heimkehrend, traf ich Herrn und Frau Wesendonk im Wagen, soeben auf einer Ausfahrt begriffen; ich bemerkte ihre verstörte Haltung und dagegen den sonderbar lächelnden zufriedenen Ausdruck in der Miene ihres Gemahls. Mir war es so gleich klar, was hier vorgegangen; denn auch meine Frau traf ich merkwürdig erheitert an; sie reichte mir mit großer Biederkeit die Hand und kündigte mir ihre erneuerte Freundschaft an. Meiner Frage darnach, ob sie ihr Versprechen etwa gebrochen habe, antwortete sie zuversichtlich, daß sie allerdings als kluge Frau die Sache in Ordnung habe bringen müssen. Ich deutete hierauf ihr an, daß sie vermutlich sehr üble Folgen ihres Wortbruches erleben würde; fürs erste aber dünkte es mich unerläßlich, daß sie, in der bereits zuvor zwischen uns beratenen Weise, auf einige Stärkung ihrer Gesundheit bedacht zu sein und dazu den ihr empfohlenen Kurort Brestenberg am Hallwylser See in den nächsten Tagen aufzusuchen haben werde. Wirklich war uns von vorzüglichen Kuren, welche der dortige Arzt gegen Herzleiden angewendet hatte, berichtet worden. Auch Minna war mit dem Antritte seiner Behandlung ihres Leidens einverstanden; und so begleitete ich sie bereits nach wenigen Tagen, während welcher ich Erkundigungen nach dem Vorgefallenen im nachbarlichen Hause auswich, mit ihrem Papagei nach dem etwa eine viertel Tagereise entfernten, angenehm gelegenen und erträglich eingerichteten Kurorte. Als ich sie dort zurückließ, überkam sie beim Abschiede das Gefühl des peinlichen Ernstes unserer Lage; ich konnte ihr wenig mehr zum Troste sagen, als daß ich versuchen werde, die gefürchteten Folgen ihres Wortbruches für unser ferneres Bestehen unschädlich zu machen.

Nach meiner Heimkehr hatte ich nun die üble Wirkung des Benehmens meiner Frau gegen unsre Nachbarin ge-

nauer zu erfahren. In ihrer gröblichen Mißverkennung meines wirklichen, freundschaftlichen Verhältnisses zu der stets angelegentlich um meine Ruhe und um mein Wohlergehen besorgten jungen Frau war Minna so weit gegangen, mit Mittheilungen an deren Mann zu drohen, und hatte diese, welche in Wahrheit keines Fehltrittes sich bewußt war, dadurch so sehr beleidigt, daß sie über mich selbst in Verwunderung geriet, weil sie nicht begriff, wie ich meine Frau in solche Verwirrung hätte geraten lassen können. Der Ausgang der hierdurch hervorgerufenen Verstörung der Lage gestaltete sich schließlich, namentlich durch die besonnene Vermittelung unserer allerseitigen Freundin Frau Dr. Wille, dahin, daß ich im Betreff des Benehmens meiner Frau wohl von jeder Art von Mitschuld freigesprochen, jedoch es mir zu Gemüte geführt wurde, daß fortan der Gekränkten es doch unmöglich sein würde, mein Haus wieder zu betreten, noch überhaupt den Umgang mit meiner Frau fortzusetzen. Daß ich diesem nur durch das Aufgeben meiner Niederlassung und durch meinen Fortgang von Zürich entgegenen können würde, schien man sich nicht deutlich gemacht zu haben und überhaupt nicht zugeben zu wollen. Selbst ich geriet, da mein Verhältnis zu der befreundeten Familie, wenn auch gestört, doch in Wahrheit nicht untergraben war, in der Folge auf den Gedanken, es möchte sich mit der Zeit dieses alles wohl ruhig entwirren, und mußte hierfür natürlich vor allem auf eine Besserung des Zustandes meiner Frau rechnen, durch welche es auch dieser ermöglicht werden dürfte, ihre begangenen Torheiten einzusehen und mit gutem Verstande fortan den Umgang mit den Nachbarn auch sich selbst wieder ermöglichen.“

Vom Inhalt des Gesprächs zwischen Frau Wesendonk und Minna erfahren wir nur aus dem Berichte der letzteren: „Frau Wesendonk war höchst dankbar und freundlich gegen mich, begleitete mich noch Hand in Hand bis an die Treppe, und alles war abgemacht und gut. Hinter-

her jedoch hat sie sich's anders überlegt, ihrem Manne hat sie gesagt, ich hätte sie furchtbar beleidigt, ohne ihm jedoch die reinste Wahrheit über das gepflogene Verhältnis gesagt zu haben. Zu Richard hat sie nun gar ein Hallo gemacht, wie tief und abscheulich ich sie gekränkt, trotzdem ich delikatsam genug war, dieser Frau nicht einmal den verhängnisvollen Brief zu zeigen, den ich doch in meiner Tasche trug Ich wollte der Betreffenden bei meiner Unterredung mit ihr nicht verbieten zu schweigen, was sich bei einer klugen Frau wohl von selbst verstanden hätte, und es konnte unter Umständen, wenigstens äußerlich, beim alten bleiben."

Die Autobiographie fährt in ihrem Berichte fort:

„Hierüber verging einige Zeit, welche auch eine mehrwöchentliche Vergnügungsreise der Familie Wesendonk nach Ober-Italien einschloß. — Fast wehmütig anregend wirkte auf mich die Ankunft des bisher versprochenen Erardschen Flügels Der neue Flügel schmeichelte meiner musikalischen Empfindung ungemein, und ganz von selbst geriet ich beim Phantasieren auf die weichen Nachtklänge des zweiten Aktes von Tristan, dessen Komposition ich wirklich jetzt mit Anfang Mai zu skizzieren begann."

Ende Mai kam Minna auf einige Tage von Brestenberg nach Zürich, um nach dem Hauswesen zu sehen. „Ich bemerkte an ihrem Benehmen, daß sie den vergangenen häuslichen Vorfällen jetzt keine weitere Bedeutung mehr beilegen zu dürfen glaubte, indem sie ungefähr der Meinung war, es habe sich hier um eine kleine Liebschaft gehandelt, welche sie in Ordnung gebracht hätte. Da sie hierüber mit einer gewissen unangenehmen Leichtfertigkeit sich äußerte, mußte ich ihr eines Abends, so gern ich für jetzt aus Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand es ihr ferngehalten hätte, unsere Lage genau und bestimmt dahin zur Erkenntnis bringen, daß, durch die Folgen ihres Ungehorsams und ihres törichten Benehmens gegen unsre Nachbarin, die Möglichkeit unsres Verbleibens auf dem

mit solcher Mühe kaum erst hergerichteten Grundstücke von mir in den allerernstlichsten Zweifel gezogen werde, und ich sie eben darauf vorbereiten müsse, die Notwendigkeit unsrer Trennung ins Auge zu fassen, da ich für den gefürchteten Fall entschlossen sei, an eine ähnliche gemeinschaftliche Einrichtung irgendwo anders nicht wieder zu gehen. Vieles Ernste, was ich bei dieser Gelegenheit meiner Frau über den ganzen Charakter unsres verflochtenen Zusammenlebens zu Gemüte zu führen hatte, schien sie, namentlich bei dem Innewerden davon, daß sie an dem Einsturze des letzten mühsamen Aufbaues unsres bürgerlichen Lebens Schuld trage, heftig zu erschüttern, so daß ich sie hier, zum ersten Male in unsrem Leben, in eine weiche und würdige Klage ausbrechen hörte. Zum ersten und zum einzigen Male gab sie mir das Zeichen einer liebevollen Demut, indem sie mir, als ich in tiefer Nacht von ihr mich zurückzog, die Hand küßte. Dies rührte mich außerordentlich und erweckte mir schnell den Gedanken an die Möglichkeit einer großen und entscheidenden Umkehr im Charakter der armen Frau; und dies bestimmte mich selbst wiederum, meine Hoffnung auf die Möglichkeit eines guten Bestehens in der zuletzt eingenommenen Lebenslage zu setzen.

Diese Hoffnung zu unterstützen ließ sich jetzt auch alles an: meine Frau kehrte zur Vollendung der zweiten Hälfte ihrer Kur nach Brestenberg zurück; die üppigste Sommerwitterung begünstigte meine Aufgelegtheit zur Arbeit am zweiten Akt des Tristan; die Abende mit Tausig erheiterten mich; meine Beziehungen zu meinen Nachbarn ließen sich, wie sie sich mir nie feindselig gezeigt hatten, ganz so an, wie ich es für die Gestaltung eines zukünftigen Verhältnisses als würdig und wünschenswert ansehen mußte. Es war leicht anzunehmen, daß, wenn meine Frau nach der gänzlichen Beendigung ihrer Kur noch für einige Zeit ihre Verwandten in Sachsen besucht hätte, endlich die Zeit genügend Macht gewinnen würde, um alles Geschehene der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, so daß auch

durch ihr Benehmen, sowie durch die anderseitige Stimmung der sich so ernstlich beleidigt wählenden Nachbarin, ein tadelloser gegenseitiger Umgang sich von selbst wieder ermöglichen mußte.“

„In guter Stimmung beendigte ich somit Anfang Juli die Kompositionsskizzen des zweiten Aktes von Tristan und begann auch bereits die festere Ausführung davon, womit ich jedoch nicht ganz über die erste Szene hinausgeriet, weil ich von nun ab andauernden Unterbrechungen in der Arbeit ausgesetzt war.“

Besuche kamen: Tichatschek, Niemann, Hans und Cosima von Bülow, Klindworth. Am 15. Juli kehrte Minna von Brestenberg heim. Der Diener hatte eine blumengeschmückte Ehrenpforte zu ihrem Empfang errichtet: „dies führte zu großen Verwirrungen. Minna überzeugte sich zu ihrer großen Befriedigung sogleich davon, daß dieser Ehrenbogen unseren Nachbarn stark in die Augen fallen müsse, und vermeinte, daß jenen hiermit genug gesagt sei, um ihre Zurückkehr ins Haus nicht etwa als eine demütigende Wiederaufnahme in dasselbe betrachten zu können. Sie hielt mit triumphierendem Behagen darauf, daß diese Festzeichen mehrere Tage lang nicht entfernt würden . . . Bald ward mir Gelegenheit zu erfahren, welche Wirkung die Ehrenpforte zu meiner großen Überraschung auf das Gemüt der fortwährend noch das Gefühl ihrer Beleidigung nährenden jungen Frau unsres Nachbars ausgeübt hatte. Als ich von den leidenschaftlichen Erzessen dieser Seite benachrichtigt wurde, sah ich nun ein, bis zu welcher Konfusion alles gediehen war, und gab sofort jede Hoffnung eines friedlichen Ausgleiches der zwistigen Lage auf. Es waren dies einige Tage der unausstehlichsten Verwirrung: ich wünschte mich in die fernste Einöde und war in der sonderbaren Lage, andererseits mein Hauswesen von Gastlichkeit zu Gastlichkeit zu führen. Endlich reiste Tichatschek ab, und ich konnte meinem Verbleiben doch nun wenigstens den angenehmen Zweck der Beherbergung eines lieben

Besuches zuwenden. Wirklich kamen mir Bülows wie vom Himmel, um der greulichen Aufregung in meinem Hause einen Dämpfer aufzusetzen. Hans machte gute Miene, als er, am Tage des bestimmten Einzuges bei mir, mich gerade in einer fürchterlichen Szene mit Minna antraf; denn dieser hatte ich nun, wie ich den Stand der Dinge erkannt, geradeheraus gesagt, daß unsres Verbleibens hier länger nicht mehr sei, und ich nur noch über die Zeit des Besuches unsrer jungen Freunde meine Abreise verzögern würde. Diesmal hatte ich ihr denn wirklich auch gestehen müssen, daß die Gründe zu meiner Verzweiflung nicht allein von ihrem Benehmen herrührten. — Noch einen vollen Monat brachten wir so gemeinschaftlich in dem von mir ahnungslos ‚Asyl‘ getauften Hause zu: eine lange, höchst qualvolle Zeit, da jeder Tag durch die mir gebrachten Erfahrungen meinen Entschluß, diese Niederlassung gänzlich aufzugeben, immer fester bestärken mußte.“

„Es war mir, als ob es einen Menschen geben müßte, der ganz vorzüglich dazu befähigt sein könnte, Licht und Befänstigung oder doch mindestens eine erträgliche Ordnung in die uns alle befangende Verwirrung zu bringen.“ Liszt, dessen Herkunft Wagner erhoffte, war aber abgehalten. Und so war nur ein Ausweg: das Aufgeben des Asyls! „Ich erledigte das hierzu Nötige durch einen persönlichen Besuch bei Wesendonk und nahm auch in Bülows Begleitung von dessen Frau Abschied, welche allerdings, trotz stets wiederkehrender Verwirrung ihrer Vorstellungen hierüber, schließlich das sie einnehmende Mißverständnis, welches nun die Aufhebung meiner Niederlassung zur Folge haben mußte, sich selbst vorwurfsvoll zu Herzen zu nehmen schien.“

„Am 17. August erhob ich mich beim ersten Tagesgrauen nach schlaflos durchbrachter Nacht vom Bett und stieg hinab in das Speisezimmer, wo mich bereits Minna zum Frühstück erwartete, da ich um fünf Uhr auf der Eisenbahn abreisen wollte. Sie war gefaßt; nur als sie

mich im Wagen zum Bahnhof geleitete, überwältigte sie die Rührung der schweren Stunde. Es war ein wolkenlos heiterer Himmel, der lachendste Sommertag; ich entsinne mich, nicht einmal mich umgeschaut, auch beim Abschied nicht eine Träne vergossen zu haben, was mich selbst fast erschreckte. Als ich jedoch mit dem Dampfzuge dahinfuhr, konnte ich mir sogar ein zunehmendes Wohlgefühl nicht verbergen; es war also ersichtlich, daß die gänzlich nutzlose Qual der letzten Zeiten nicht mehr zu ertragen gewesen war, und eine vollständige Lostrennung aus den Zuständen, welche sie in sich schlossen, von meinem Lebenstrieb und seiner Bestimmung gefordert worden war."

Am Abend desselben Tages kam Wagner in Genf an. Von hier schrieb er, noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse, den ausführlichen Brief an seine Schwester Kläre, der zuerst in der Täglichen Rundschau vom 23. September 1902 (Nr. 223), sodann in verkürzter Fassung in den „Familienbriefen von Richard Wagner“ (Berlin 1907, S. 217 ff.) veröffentlicht wurde. Er lautet:

„Genf, 20. August 58.

Meine liebe Kläre!

Ich versprach Dir noch etwas Näheres über die Veranlassungen zu dem entscheidenden Schritte, in dem Du mich jetzt begriffen siehst. Ich teile Dir das Nötige mit, damit Du auch sonstigem Geschwätze, gegen das ich zwar sehr gleichgültig bin, entgegenen kannst.

Was mich seit sechs Jahren erhalten, getröstet und namentlich auch gestärkt hat, an Minnas Seite, trotz der enormen Differenzen unseres Charakters und Wesens, auszuhalten, ist die Liebe jener jungen Frau, die mir anfangs und lange zagend, zweifelnd, zögernd und schüchtern, dann aber immer bestimmter und sicherer sich näherte. Da zwischen uns nie von einer Vereinigung die Rede sein konnte, gewann unsere tiefe Neigung den traurig weh-

mütigen Charakter, der alles Gemeine und Niedere fernhält und nur in dem Wohlergehen des andren den Quell der Freude erkennt. Sie hat seit der Zeit unserer ersten Bekanntschaft die unermüdlichste und feinführendste Sorge für mich getragen, und alles, was mein Leben erleichtern konnte, auf die mutigste Weise ihrem Manne abgewonnen. Dieser konnte der offenen Unumwundenheit seiner Frau gegenüber nicht anders, als bald in wachsende Eifersucht verfallen. Ihre Größe bestand nun darin, daß sie stets ihren Mann von ihrem Herzen unterrichtet hielt und ihn allmählich bis zur vollsten Resignation auf sie bestimmte. Mit welchen Opfern und Kämpfen dies nur geschehen konnte, läßt sich leicht ermessen: was ihr diesen Erfolg ermöglichen konnte, konnte nur die Tiefe und Erhabenheit ihrer, von jeder Selbstsucht fernen, Neigung sein, die ihr die Kraft gab, ihrem Manne sich in solcher Bedeutung zu zeigen, daß dieser, wenn sie endlich mit ihrem Tode drohen konnte, von ihr abstehen und seine unerschütterliche Liebe zu ihr dadurch bewähren mußte, daß er sie selbst in ihrer Sorge für mich unterstützte. Es galt ihm endlich, sich die Mutter seiner Kinder zu erhalten, und um dieser willen — die ja uns beide auch am unüberwindlichsten trennten — fügte er sich in seine entsagende Stellung. So, während er von Eifersucht verzehrt war, wußte sie ihn wieder so für mich zu interessieren, daß er — wie Du weißt — mich oft unterstützte; als es endlich galt, mir nach Wunsch ein Häuschen mit Garten zu verschaffen, war sie es, die es mit den unerhörtesten Kämpfen über ihn gewann, für mich das schöne Grundstück neben dem seinigen zu kaufen. Das wundervollste aber ist, daß ich eigentlich nie eine Ahnung von diesen Kämpfen hatte, die sie für mich bestand: ihr Mann mußte sich, ihr zuliebe, mir stets freundlich und unbefangen zeigen; nicht eine finstre Miene durfte mich aufklären, nicht ein Haar durfte mir gekrümmt werden: heiter und wolkenlos mußte über mir der Himmel sich wölben, sanft und weich sollte mein Schritt sein, wo

ich ging. Diesen unerhörten Erfolg hätte diese herrliche Liebe des reinsten, edelsten Weibes; und diese Liebe, die stets unausgesprochen zwischen uns blieb, mußte sich endlich auch offen enthüllen, als ich vorm Jahre den Tristan dichtete und ihr gab. Da zum ersten Male wurde sie machtlos und erklärte mir, nun sterben zu müssen!

Bedenke, liebe Schwester, was mir diese Liebe sein mußte nach einem Leben von Mühen und Leiden, von Aufregungen und Opfern, wie dem meinigen! — Doch wir erkannten sogleich, daß an eine Vereinigung zwischen uns nie gedacht werden dürfe: somit resignierten wir, jedem selbstfüchtigen Wunsche entsagend, litten, duldeten, aber — liebten uns! —

Meine Frau schien mit klugem weiblichem Instinkt zu verstehen, was hier vorging: sie benahm sich zwar oft eifersüchtig, verhöhrend und herabziehend, doch duldete sie unseren Umgang, der ja andererseits nicht die Sitte verletzte, sondern nur auf die Möglichkeit, uns einander gegenwärtig zu wissen, abgesehen war. Somit nahm ich an, Minna sei verständig und begriffe, daß hier für sie eigentlich nichts zu fürchten sei, da ja eben an eine Vereinigung bei uns nicht gedacht werden konnte, und daß daher Nachsicht ihrerseits das geratenste und beste sei. Nun mußte ich erfahren, daß ich mich hierüber wohl getäuscht hatte; Geschwätze kamen mir zu Ohren, und sie verlor endlich so weit die Besinnung, daß sie einen Brief von mir auffing und — erbrach. Dieser Brief, wenn sie ihn eben zu verstehen imstande gewesen wäre, hätte ihr gerade eigentlich die gewünschtteste Beruhigung geben können; denn unsere Resignation spielte auch hierin das Thema. Sie hielt sich aber nur an die vertrauten Ausdrücke und verlor den Verstand. Wütend trat sie vor mich und nötigte mich dadurch, ihr mit Ruhe und Bestimmtheit zu erklären, wie es stünde, daß sie Unglück über sich gebracht hätte, als sie einen solchen Brief erbrochen, und daß, wenn sie sich nicht zu fassen wisse, wir

voneinander gehen müßten. Hierin wurden wir, ich ruhig, sie leidenschaftlich, einig. Doch anderen Tages dauerte sie mich. Ich trat zu ihr und sagte: ‚Minna, du bist sehr krank! Werde gesund, und laß uns dann wieder über die Sache sprechen.‘ Wir faßten den Plan einer Kur für sie auf; sie schien sich zu beruhigen, der Tag der Abreise an den Kurort nahte. Sie wollte durchaus die Wesendonk vorher noch sprechen. Ich verbot ihr das entschieden. Alles lag mir daran, Minna allmählich mit dem Charakter meiner Beziehungen zu jener bekanntzumachen, um sie so zu überzeugen, daß für das Fortbestehen unserer Ehe eben nichts zu fürchten sei, weshalb sie sich gerade nur klug, besonnen und edel benehmen, jeder törichten Rache entsagen und jede Art von Aufsehen vermeiden sollte. Endlich gelobte sie mir dies. Doch ließ es ihr nicht Ruhe. Hinter meinem Rücken ging sie doch hinüber und — ohne es wohl selbst zu begreifen — verletzte sie die zarte Frau auf das gröblichste. Da sie ihr gesagt: ‚Wäre ich eine gewöhnliche Frau, so ginge ich mit diesem Briefe zu Ihrem Mann!‘ so hatte die Wesendonk, die sich bewußt war, nie vor ihrem Manne ein Geheimnis gehabt zu haben (was natürlich eine Frau, wie Minna, nicht begreifen kann!), nichts zu tun, als sofort ihrem Manne diesen Auftritt und den Grund davon zu berichten. — Hiermit war denn auf eine rohe und gemeine Weise in die Zartheit und Keinheit unserer Beziehungen hineingegriffen worden, und manches mußte sich ändern. Mir gelang es sehr spät erst, meine Freundin darüber aufzuklären, daß einer Natur, wie der meiner Frau, eben Beziehungen von dieser Höheit und Uneigennützigkeit, wie sie zwischen uns bestanden, nie begreiflich zu machen wären; denn mich traf ihr ernstester, tiefer Vorwurf, dies unterlassen zu haben, während sie ihren Mann stets zum Vertrauten gehabt hätte. — Wer nun begreifen kann, was ich seither (es war damals Mitte April) gelitten habe, der muß auch begreifen, wie mir endlich zumute ist, da ich erkennen muß, daß die un-

ausgesetzten Bemühungen, die gestörten Verhältnisse fortzuerhalten, durchaus nichts fruchteten. Ich habe Minna drei Monate mit der höchsten Sorgfalt in der Kur gepflegt; um sie ruhig zu machen, brach ich endlich während dieser Zeit allen Umgang mit unseren Nachbarn ab; nur für ihre Gesundheit besorgt, versuchte ich alles mögliche, sie zur Vernunft und Einsicht in das ihr und ihrem Alter Geziemende zu bringen: Alles umsonst! Sie beharrt in den trivialsten Vorstellungen, erklärt sich beleidigt, und kaum etwas beruhigt, bricht bald die alte Wut aufs neue hervor. Seit einem Monat, wo Minna — während wir Besuch hatten — wieder zurückgekehrt ist, mußte es endlich zur Entscheidung kommen. Die beiden Frauen so dicht beieinander war fernerhin unmöglich; denn auch die Wesendonk konnte es nicht vergessen, daß ihr, zum Lohn ihrer höchsten Aufopferung und zartesten Rücksichten für mich, von meiner Seite her, durch meine Frau, so roh und verletzend begegnet worden war. Auch war nun unter den Leuten davon gesprochen worden. Genug, die unerhörtesten Aufstritte und Peinigungen für mich ließen nicht nach, und aus Rücksicht auf jene wie auf diese mußte ich mich endlich entscheiden, das schöne Asyl, das mir mit solcher zarten Liebe bereitet worden war, aufzugeben.

Jetzt bedarf ich aber der Ruhe und vollkommensten Abgeschlossenheit: denn was ich zu verschmerzen habe, ist viel. — Minna ist unfähig, zu begreifen, welche unglückliche Ehe wir von je geführt haben; sie bildet sich das Vergangene alles anders ein, als es war, und wenn ich Trost, Zerstreuung und Vergessen in meiner Kunst fand, glaubte sie am Ende gar, ich hätte deren niemals bedurft. Genug, hierüber bin ich mit mir zum Abschluß gekommen; ich kann diese ewige Zänkerey und mißtrauische Laune nicht mehr um mich dulden, wenn ich noch meine Lebensaufgabe mutig erfüllen soll. Wer mir genau zusehen hat, der mußte sich von jeher über meine Geduld, Güte, ja

Schwäche wundern, und wenn ich jetzt von oberflächlichen Beurteilern verdammt werde, so bin ich dagegen unempfindlich geworden; nie aber hatte Minna eine solche Veranlassung, sich der Würde, meine Frau zu sein, werter zu zeigen, als jetzt, wo es galt, mir das Höchste und Liebste zu erhalten: es lag in ihrer Hand, zu zeigen, ob sie mich wahrhaft liebe. Aber, was solche wahrhafte Liebe ist, begreift sie nicht einmal, und ihre Wut reißt sie über alles hinweg! —

Doch entschuldige ich sie mit ihrer Krankheit; wiewohl auch diese Krankheit einen anderen, milderen Charakter angenommen haben würde, wenn sie selbst anders und milder wäre. Die vielen widerwärtigen Schicksale, die sie mit mir erlebt, und über die mich mein innerer Genius (den ich ihr leider nie mitteilen konnte!) leicht hinweg hob, stimmen mich auch gegen sie rücksichtsvoll; ich möchte ihr so wenig wie möglich wehe tun, denn endlich dauert sie mich doch immer sehr! Nur fühle ich mich fortan unfähig, es an ihrer Seite auszuhalten; auch ihr kann ich dadurch nicht nützen: ich werde ihr immer unbegreiflich und ein Gegenstand des Argwohns sein. Somit — getrennt! Aber, in Güte und Liebe! Ich will nicht ihre Schmach. Nur wünschte ich, daß sie selbst mit der Zeit einsähe, daß es besser sei, wenn wir uns nicht viel wiedersehen. Für jetzt lasse ich ihr die Aussicht, sobald die Amnestie eintritt, nach Deutschland zu ihr zurückzukehren; deshalb sollte sie auch alle Sachen und Möbel mitnehmen. Am Ende will ich auch nichts verreden und alles von meiner zukünftigen Stimmung abhängen lassen. Bleibe also auch Du dabei, daß es jetzt nur eine vorübergehende Trennung sein sollte. Was Du vermagst, um sie ruhig und vernünftig zu machen, das bitte ich Dich, unterlasse nicht! Denn — wie gesagt — unglücklich ist sie doch; mit einem geringeren Manne wäre sie glücklicher gewesen. Und so bedaure Du sie mit mir! Ich werde Dir dafür von Herzen danken, liebe Schwester! —

Ich warte hier, in Genf, noch etwas, bis ich nach Italien gehen kann, wo ich, vermutlich in Venedig, den Winter zuzubringen gedenke. Schon erquickt mich etwas die Einsamkeit und die Entfernung von jedem quälenden Umgang. An Arbeiten war zuletzt gar nicht mehr zu denken. Sobald ich wieder Stimmung finde, um am Tristan fortzukomponieren, sehe ich mich für gerettet an. Wahrlich, ich muß mir so zu helfen suchen: ich will nichts von der Welt, als daß sie mir Ruhe zu den Arbeiten läßt, die einst ihr gehören sollen. Somit beurteile sie mich auch mild! — Den Inhalt dieses Briefes kannst Du, liebe Kläre, getrost benutzen, um Aufklärungen zu geben, wo sie nötig sein sollten. Im ganzen aber möchte ich natürlich nicht, daß viel von dem Vorgefallenen gesprochen wird. Begreifen, um was es sich hier handelt, werden doch nur die wenigsten; dazu muß man die Personen, die hier in Betracht kommen, genau kennen.

Nun leb' wohl, liebe Schwester: Und hab' nochmals herzlichen Dank für die diskrete Anfrage, die ich Dir, wie Du siehst, vertrauensvoll beantwortete. Behandle Minna schonend, aber lasse sie allmählich auch begreifen, woran sie mit mir ist!

Dein Bruder

Richard W."

An Liszt schrieb Wagner am 27. September 1858 aus Venedig: „Über die moralischen Nötigungen zu meinem Fortgange von Zürich verbreite ich mich nicht; sie müssen Dir bekannt sein, auch darf ich wohl annehmen, daß Cosima oder Hans Dir genügend Auskunft gegeben haben. An ein Fortbestehen unter den bisherigen Verhältnissen in Zürich war gar nicht mehr zu denken, und ein bereits vor Monaten gefaßter Beschluß mußte endlich bestimmt und ohne ferneres Zögern ausgeführt werden. Jeder neue Tag brachte neue, unerträgliche Qualen; nur meine Abreise konnte diese enden. Von Tag zu Tag mußte ich diese

aber verzögern, weil mir die nötigen Mittel dazu fehlten; ich hatte meine Frau mit Geld zu versorgen und unseren definitiven Fortgang von Zürich durch Bezahlung von Rechnungen usw., die ich eigentlich erst zu Neujahr zu berichtigen gehabt hätte, zu ermöglichen. Es war eine unerhörte Pein, von Tag zu Tag in der vergeblichen Hoffnung auf Eintreffen von Geld zuzubringen und die Nöten und Qualen, die mein Verweilen verursachte, anwachsen sehen zu müssen. In dieser Zeit Dich plötzlich bei mir ankommen sehen, wäre ein Himmelstrost für mich, und alle im Konflikt Begriffene, gewesen.“

Der Brief vom 19. Oktober 1858 atmet bereits ganz die Stimmung des Venezianer Tagebuches: „Ja, mein Franz! Was aus den Geburtswehen der Schmerzen und Leiden sich als der Gewinn herausstellen mußte, hat sich in schönster Fülle gezeigt. Die Liebe einer zarten Frau hat mich beglückt: sie konnte sich in ein Meer der Leiden und Qualen stürzen, um mir zu sagen — ich liebe Dich! Was sie zu leiden hatte, kann nur ermessen, wer ihre ganze Zartheit kennt. — Nichts wurde uns gespart; dafür aber — bin ich nun erlöst, und sie ist selig, weil sie's weiß. — Seit zwei Monaten bin ich allein und fühle mich zu neuem Dasein genesen. — Ich blicke jetzt anders in die Welt als bis dahin. Sie ist mir in einem edlen Sinne gleichgültig geworden. Ich werde sie nicht mehr fliehen, weil ich nichts mehr in ihr suche. Alles ist überwunden.“

„In allen meinen Beziehungen zu der leidenden Welt leitet und bestimmt mich nur eines — das Mitleiden. Ich darf mich rücksichtslos ihm ergeben, da ich all eigenes Leiden überwunden.“

Meine Frau wird sich Anfang November in Dresden niederlassen, wo sie sich eine kleine Wohnung gemietet hat. Auch sie scheint — wie ich ja hoffte — sich allmählich zu beruhigen, wüßte sie ganz zu ermessen, wer es ist, von dem ihre Ruhe abhängt, würde sie diese schon ganz gewonnen haben. Am meisten bekümmert mich ihre Ge-

sundheit, für die ich allerdings noch sehr besorgt bleibe; das Wichtigste, was ihr helfen kann, ist jedoch ebenfalls Ruhe. Ich darf mir sagen, daß ich alles tue, um sie ihr zu verschaffen.“

Weiteren Bericht empfing am 3. Dezember 1858 aus Venedig Jakob Sulzer, der Züricher Freund: „die letzten Jahre hatten uns viel auseinander gehalten; es war auch wohl besser, daß jeder seinen Weg ohne irgendwelche zwangsvolle Rücksicht auf den andern verfolgte.“ Um so mehr schien eine Aufklärung über die Vorkommnisse, die zur Aufgabe des Asyls führten, notwendig. Neues erfahren wir aus diesem Briefe nicht. Hier mögen nur noch die Worte herausgehoben werden: „was ich hiebei nach allen Seiten hin, zwischen Unvernunft und Leidenschaftlichkeit gelitten, das möge mich für alles freisprechen, was ich etwa hierbei auch verschuldet haben kann. Als ich meinen Entschluß faßte und trotz ungemeiner Erschwerungen mit Bestimmtheit durchführte, hatte ich viel Liebgewonnenes aufzugeben.“

Besonders ausführlich ist der am 8. Februar 1859 aus Venedig an Alwine Frommann gerichtete Brief, aus dem wir hören, daß Wagner im Mai 1858 ihren Besuch erbeten hatte. Er hoffte von der Anwesenheit der Freundin einen wohlthätigen Einfluß auf Minna. In weitem Ausblick entwirft Wagner ein Bild seines Zusammenlebens mit Minna und der allmählich immer mehr hervortretenden Entfremdung. „Haben Sie erkannt, welche enorme Differenz zwischen der Anschauungs- und Urteilsweise meiner Frau und der meinigen liegt, und welcher Quell des stets wachsenden Mißbehagens daraus für uns beide fließen mußte?“ Die Weltanschauung, in der Wagner den Quell des Ideales und seiner Kunstwerke erblickt, „gerade jene Kraft, aus der ich mich einzig über das Leben erhob, wurde für sie zum unbegreiflichen, unheimlichen Dämon, dem sie fremd und mißtrauisch auswich, den sie mit Scheu und Widerwillen bekämpfen zu müssen glaubte“. „Der

Dämon ließ ihr keine Ruhe; Beziehungen, die nur leidenvoller und entsagender, dabei höchst zarter und geistiger Natur waren, verwechselte sie, die leider alle ihre Begriffe über menschliche Beziehungen aus der Theaterwelt oder aus der trivialsten bürgerlichen Sphäre sich gebildet hat, mit solchen, die ihr einzig begreiflich waren: da, wo sie bei einigem Verständnisse meiner Natur, bei wirklicher Liebe zu mir, oder auch nur unter der Anleitung eines umsichtigen, vernünftigen Urtheiles, wie es ihrem Alter wohl zu eigen sein sollte, eine Prüfung für sich zu erkennen gehabt hätte, der sie, vielleicht zart leidend, wenn sie sie glücklich überstand, die Erhaltung meiner herzlichsten, dankbarsten und achtungsvollsten Ergebenheit, ja — ich muß gestehen — eigentlich erst den Gewinn einer wahren, verehrungsvollen Hochachtung zu verdanken gehabt haben würde, — da — sah sie nur dasselbe, was ihrer Beobachtung in der gemeinen Wirklichkeit, die ihr bisher einzig Begriffe geliefert hatte, sich darbot, und handelte darnach, handelte mit einer Leidenschaftlichkeit, welche auch mich zum Äußersten brachte, eben bis zu dem klagenden, scharf ausgesprochenen Bekenntnisse meines Unglücks. Jedoch gerade hier, auf diesem schrecklichen Punkte war es nun auch, wo eine andere Kraft deutlich sich in mein Bewußtsein drängte: — das Mitleiden! — Nach dem schrecklichen Bekenntnisse, das ich ihr machen mußte, ist die arme Frau für mich ein andres Wesen geworden, als sie es früher war. Ich sehe nur noch, wie schrecklich sie leiden muß, und kann nur noch mit ihr — leiden.“ Über die Beziehungen zu Frau Wesendonk schreibt Wagner: „ich konnte Minna nur tief und innig zu versöhnen und zu beruhigen hoffen, wenn ich auch sie zur Gerechtigkeit stimmte; ja, wirklichen Trost, einzige Erhebung und Selbstachtung konnte ich ihr nur dadurch zu geben annehmen, daß sie diejenigen Beziehungen, die sie so widerwärtig verkannte, ihrer Natur nach richtiger zu würdigen vermöchte, daß sie erkannte, wie hier nur leiden, und zwar ein edles, zartes Leiden,

aber nichts Beeisernswertes vorhanden sei. Aber wie sollte ich ihr dies klarmachen? Jeder Versuch dazu konnte, aus meinem Munde, fast nur eine neue Verletzung, eine neue Anklage gegen sie enthalten; denn hier war ihr ganzes Gefühl einzig aufgeregt, und Vernunft und Einsicht konnten gegen den Eindruck meiner Stimme, wenn ich sie zur Gerechtigkeit erhob, nicht zum Anteil am Verständnis gelangen. Wie sehnsüchtig blickte ich damals auf Sie, Alwine! Nur eine Frau, nur eine Freundin, konnte hier das erwirken, was mir unmöglich gelingen durfte. Sie kamen nicht, und ich blieb mit der Unglücklichen in der furchtbaren Öde allein, um jeden Tag die Hoffnung auf Versöhnung ferner schwinden zu sehen. Zum Unglück bemächtigte sich auch die Verwirrung des jugendlichen Gemütes meiner hierbei beteiligten Freundin. Der Dämon des leidenschaftlichen Mißverständnisses jagte hin und her. Die Lage wurde durchaus unerträglich. Sie ward zum furchtbaren Traum, aus dem nur Erwachen retten konnte.“

„Wie ich jetzt immer wieder und mehr aus ihren Briefen ersehe, wird ihr Herz nie zu der wohlthuenden Ruhe gelangen, durch die sie allein sich und mir das Leben möglich macht. Der alte Dämon bricht immer wieder hervor, und keine Vorsicht genügt, ihn zu beschwichtigen . . . Der Gott, der sie einzig retten kann, bleibt ihr fern.“

Die liebevolle Sorgfalt, mit der sich Wagner um seine Gattin annahm, erhellt am schönsten aus den Briefen an seinen Dresdener Freund, den Arzt Anton Pusinelli vom 1. und 18. November 1858: „Teile mir, lieber Anton, alles aufrichtig mit, damit ich mich in allem darnach richte, Deine Behandlung auf das sorgfältigste zu unterstützen. Mein Benehmen und zukünftiges Verhalten gegen sie wird durch keine andere Rücksicht der Welt bestimmt, als durch den innigsten Wunsch, zu ihrer Heilung, ihrer Linderung und Schonung beizutragen. Alles, was zu diesem Zwecke dient, mache ich mir zur angelegentlichsten Aufgabe. Vermögen wir, ihr Leben noch recht lange möglichst schmerz-

los und behaglich zu erhalten, so wird dadurch mein sehnlichster Wunsch erfüllt, und zu jedem Opfer bin ich bereit, dies zu erreichen.“

Die Zeugnisse über die verhängnisvolle Wendung der Dinge auf dem Grünen Hügel im Frühling und Sommer 1858 sind möglichst vollständig wiedergegeben worden. Sie gewähren das Verständnis für die kurzen Zettel und Briefe, die vom Asyl in die Villa hinüberflatterten. Auf dieser Grundlage werden die Anspielungen des Tagebuches und der späteren Briefe erst richtig gedeutet.

Es gibt freilich auch noch eine andere Darstellung der Ereignisse: in den Briefen von Minna Wagner. Sie sind meist an ihre vertraute Freundin, Frau Emma Herwegh, die Wagner haßte, geschrieben. Wir finden darin eine ebenso triviale wie kleinlich gehässige Auffassung und Schilderung des Tatbestandes. Jedes Wort rechtfertigt die in Wagners Briefen gegen Minna erhobenen Vorwürfe. Ich verzichte hier auf die Vorführung dieser unerquicklichen Zeugnisse und verweise denjenigen, der daran Geschmack haben sollte, auf das Buch von Julius Kapp, Richard Wagner und die Frauen (Berlin 1912). Die wenigen oben angeführten Proben aus Minnas Briefen werden zur Charakterisierung dieser Zeugnisse genügen.

Wohl aber seien hier noch die Briefe Wagners an Minna erwähnt, worin er sich mit ihr über die Katastrophe auseinandersetzt. So die Briefe vom 23. April, 28. Mai, 31. Mai, 3. Juni, 11. Juni und 19. August 1858 (Nr. 121, 127, 130, 132, 134, 142). Überall ist das Bestreben nach Beruhigung, die Bitte um gerechte und leidenschaftslose Beurteilung der Sache, um vernünftige Auffassung ersichtlich. Nur dann sei die von Wagner ersehnte Wiederherstellung des ehelichen Zusammenlebens möglich. Aber Minna fällt immer wieder in ihren eifersüchtigen Wahn zurück. Alle Bemühungen sind umsonst. Auch nach der Katastrophe wird das Verhältnis zu Wesendonks öfters berührt. Im Brief aus Luzern vom

18. April 1859 berichtet Wagner von der Wiederaufnahme des persönlichen Verkehrs mit Wesendonks, von seinem ersten Besuch in Zürich: „vorigen Herbst zeigte mir Wesendonk in einem sehr rührenden Brief den Tod seines Guido an; ich antwortete ihm ebenso, und seit dieser Zeit blieben wir dann und wann in freundschaftlicher Korrespondenz. Nun lud mich Wesendonk vor einigen Tagen ein, ich sollte bei ihm absteigen, er wollte mir seine Equipage an den Bahnhof schicken, und gab mir zu verstehen, daß ihm daran liege, durch einen so offenen freundschaftlichen Verkehr allen Übertreibungen und Entstellungen ein Ende zu machen. So nahm ich es an, fuhr Samstag nach Zürich, stieg dort in Wesendonks Wagen, schließ die Nacht in seinem Hause und reiste Sonntags wieder zurück, nachdem ich noch am Vormittag, wiederum in Wesendonks Equipage, in den Zeltweg fuhr und Heims einzig Besuch machte. Dies war, wie wir beide hoffen, eine sehr wohlthätige Demonstration, und alle Welt wird natürlicherweise auf das schliesen, wie ich zu dieser Familie stehe, was natürlich schon bei der Dienerschaft großen Eindruck macht. Er war sehr froh und glücklich, und mir hat es nicht minder eine große Beklemmung benommen. Auch Du wirst hoffentlich hieraus diejenigen Schlüsse ziehen, welche für Wesendonk so beruhigend waren. Bevor ich die Schweiz wieder ganz verlasse, gedenke ich noch einmal seine Einladung anzunehmen, wo dann eine grössere Gesellschaft gebeten werden soll.“

Gerade Minnas Benehmen nach Wagners Abschied vom Asyl am 17. August 1858 hatte viel böses Gerede verschuldet. Die Autobiographie S. 675 erzählt: „Mit Minna hatte ich verabredet, daß sie noch etwa acht Tage nach mir zurückbleiben sollte, um das Haus zu räumen und nach Gurdünken über unser kleines Eigentum zu verfügen. Ich hatte ihr zwar geraten, diese widerlichen Besorgungen jemand andrem zu übergeben, weil ich nicht begreifen konnte, mit welchen Empfindungen sie an diese,

unter solchen Umständen so abscheuliche Beschäftigung gehen sollte. Sie erwiderte jedoch verweisend: das wäre nicht übel, wenn sie auch noch unsere Sachen bei allem unfren Unglück preisgeben sollte; Ordnung müßte sein! Wirklich betrieb sie, wie ich später zu meinem Leidwesen erfuhr, diesen Auszug und ihren Fortgang mit einer solchen praktischen Feierlichkeit, kündigte in den Tagblättern wegen plötzlicher Abreise wohlfeil zu verkaufende Wirtschaftsgegenstände an, und erregte damit ein so bedeutendes Aufsehen, daß alle Welt darüber in Bestürzung geriet, und nun erst Fragen und Gerüchte entstanden, welche dem ganzen Vorgang und dem hierdurch berührten Verhältnisse die skandalöse Bedeutung gaben, welche seitdem mir und der Familie Wesendonk so peinliche und widerwärtige Erfahrungen zuzogen.“

Im Brief aus Wien vom 19. Oktober 1861 wirft Wagner noch einmal einen Rückblick auf die Ereignisse in Zürich: „kannst Du nicht aus meinem — nach jenen Ereignissen — mit ihrem Manne geschlossenen Verhältnisse auf den Charakter meines Verhältnisses zu jener Frau selbst schließen? Wenn jemals die Leidenschaft sich in ein ursprünglich zartes und reines Verhältniß gemischt — was ich zu meinem wehmütigen Bedauern nicht leugnen kann — kannst Du daraus, wie, nach so ehrenrührigen Erschütterungen, endlich dieses Verhältniß sich gestaltete, daß der so schmerzlich Betroffene als Dritter darin seinen beruhigenden Platz gefunden — kannst Du hieraus nicht darauf schließen, in welche Bahnen jenes Verhältniß zurückgeleitet worden ist, — ja kannst Du mir verdenken, daß es mich herzlich und tief bekümmert, zu ersehen, daß Du — als Vierte — Dich ewig davon ausgeschlossen halten willst? Ich kann Deine Hartnäckigkeit nicht besiegen und habe jeden Versuch dazu aufgegeben. Allein nie wird Deine Blindheit mich dazu bestimmen, bloß um Deinem falschen Wahne zu schmeicheln, meinen innigen und vertrauten Verkehr mit jener Familie, die — Mann wie Frau —

mir mit unerschütterlicher Freundschaft ergeben sind, aufzugeben: es würde darin das Zugeständnis liegen, als ob Deine falschen Vorstellungen wirklich richtig wären."

Am 4. März 1862 schrieb Wagner an Cornelius: „es steht nun fest, ich kann unmöglich mehr mit meiner Frau zusammenleben! Du glaubst nicht, was ich mit diesen wenigen Worten alles sage. Mir blutet das Herz: und doch erkenne ich, daß ich alle Herzensweichheit gewaltsam bekämpfen muß, da durch Festigkeit und Offenheit einzige Rettung möglich ist Seit unserm letzten Zusammensein in Venedig war zwischen mi und meiner Freundin Wesendonk unwillkürlich eine längere Stockung des Verkehrs eingetreten. Es ist zwischen uns alles so einverstanden und durch vollkommenste Resignation geordnet, daß ich nur in guter, freundlicher Laune noch mich ihr mitteile Sie dankte mir für Mitteilung der Meistersinger. Dieser Brief kommt hier am zweiten Tage des Aufenthaltes meiner Frau an und fällt der Unglücklichen sogleich unter die Hände. Unfähig, meine Beziehungen zu jener Frau anders als in einem widerwärtig trivialen Lichte zu sehen, will sie keine meiner Erklärungen verstehen Das ganze Wahnsinnsgebäude steht hell und unerschüttert wieder da! Es war für mich, wie um den Verstand zu verlieren. Diese Frau ganz und gar auf demselben Flecke wie vor vier Jahren: Wort für Wort genau dieselben Ergüsse, derselbe gemeine Ton!"

So schieden die Gatten, um sich nur noch einmal im Leben im November 1862 in Dresden auf vier Tage wiederzusehen.

Richard Wagner reiste im August 1858 über Genf nach Venedig, wo der zweite Aufzug des Tristan ausgeführt wurde. Das Tagebuch eröffnet tiefen Einblick in die seelische Verfassung des Meisters während dieser Zeit. Der Briefwechsel mit Otto und Mathilde Wesendonk ward wieder aufgenommen. Der am 13. Oktober 1858 in Zürich erfolgte Tod des kleinen Guido veranlaßte ein Beileids-

schreiben Wagners an den trauernden Vater. Im April 1859 siedelte Wagner in den Schweizerhof nach Luzern über. Der persönliche und briefliche Verkehr mit Wesendonks wurde aufs lebhafteste gepflegt. Im September desselben Jahres zog Wagner zu mehr als zweijährigem Aufenthalt nach Paris. Von hier kamen die ausführlichsten Berichte an die Freundin. Otto Wesendonk reiste im März 1861 zum Tannhäuser nach Paris. Am 22. Mai 1861 besuchte Wagner Wesendonks in Zürich. Die Autobiographie S. 763 erzählt davon: „ein wundervoller klarer Morgen bestimmte mich, auf weiten Umwegen die altgewohnten Spaziergänge im Sihltal bis zu dem Gute Wesendonks aufzusuchen. Hier war ich vollkommen unangemeldet; ich erkundigte mich nach den Gewohnheiten des Hauses und hörte, daß Wesendonk um diese Zeit nach dem Speisesaal herabkäme, um allein zu frühstücken. Dabin setzte ich mich in eine Ecke und erwartete nun den gutmütigen langen Menschen, wie er schweigend zu seinem Kaffee herantrat und endlich in herzliches Erstaunen, mich hier zu finden, ausbrach. Der Tag verging sehr freundschaftlich; Sulzer, Semper, Herwegh, auch Gottfried Keller wurden herbeigeschafft, und ich genoß die Befriedigung einer recht gelungenen Überraschung unter so eigentümlichen Umständen, welche soeben noch mein Schicksal zum aufgeregten Tagesgespräch der Freunde gemacht hatten.“

Im Oktober desselben Jahres erhoffte Wagner ein Wiedersehen mit Wesendonks für längere Zeit in Wien. Dieser Wiener Besuch kam nicht zustande, dafür verbrachte Wagner Anfangs November (8.—11. Nov.) vier trübselige graue Tage mit Wesendonks in Venedig. Bereits vorher, am 30. Oktober, hatte er seinem Verleger Schott gemeldet, daß er die Ausführung eines früheren Planes zu einer komischen Oper in die Hand zu nehmen gedenke. Er besprach offenbar diesen Gedanken mit Frau Wesendonk, die den Marienbader Entwurf der Meisterfinger aus dem Jahre 1845 verwahrte. Auf der Rückfahrt nach Wien er:

klängen ihm bereits musikalische Motive, der Hauptteil der Ouvertüre in C-dur. Als bald machte er sich an die Niederschrift eines ausführlichen dramatischen Entwurfes, der dann in Paris Ende Dezember 1861 und im Januar 1862 in Verse gesetzt wurde. Im Frühjahr 1862 begann die Vertonung. Wie die Meistersinger mit den inneren Erlebnissen des Meisters zusammenhängen, erfahren wir aus den Briefen an Frau Wesendonk. Aus der Todessehnsucht des Tristan erhebt der sonnige Johannistag der Nürnberger Festwiese: „jetzt schau'n wir, wie Hans Sachs es macht, daß er den Wahn sein lenken mag.“ Diese Wendung geschah aber erst in den Novembertagen zu Venedig. In Venedig ist der zweite Aufzug des Tristan vollendet und der Gedanke zu den Meistersingern befestigt worden. In Venedig ist der Meister ins Wunderreich der Nacht eingegangen. Aus dem Todessehnen entkeimte das meisterliche Leben. Und diesem Leben ward an geweihter Stätte wiederum Ruhe: „nun bist du im Frieden, sicher und frei!“ Aus welchen Stimmungen die Dichtung der Meistersinger hervorging, sagt der Brief aus Paris Ende Dezember 1861. Um die darin enthaltene Anspielung richtig zu verstehen, genügt der Hinweis, daß am 16. Juni 1862 Wesendonks letztes Kind Hans (gest. 1882) geboren wurde.

Vom 22. bis 24. November 1863 weilte Wagner noch einmal zu kurzem Besuch auf dem Grünen Hügel. Die Autobiographie bemerkt dazu: „einen Gedanken, mir in meiner aufrichtig vor ihnen besprochenen Lage behilflich zu sein, sah ich bei meinen Freunden nicht aufkeimen.“ Damit ist bereits die verhängnisvolle Absage vom März 1864 vorausgedeutet.

In diesem Zeitpunkt waren die äußeren Lebensnöte Wagners, der in Penzing bei Wien wohnte, aufs höchste gestiegen. Er mußte heimlich entweichen und anderswo Zuflucht suchen. Da wandte er sich am 24. März brieflich an Frau Wille: „Liebe Freundin! Ich bitte Sie, mit unsern Freunden darüber Rücksprache zu nehmen, ob sie

es für möglich halten, für diesen Sommer mich bei sich aufzunehmen. Auf diese Weise könnte der Zweck meiner letzten Drangsale erreicht werden. Diese entstanden dadurch, daß ich, um ungestört bei meiner Arbeit bleiben zu können, der Notwendigkeit einer größeren Kunstreise in Rußland durch Aufnahme eines Kapitals von der Höhe der dort zu erzielenden Einnahmen für dieses Jahr auszuweichen suchte. Die verderbliche Lage, in welche ich dadurch, daß dieses Geld nicht zu erlangen war, zuletzt, nachdem Rußland versäumt war, geriet, steht im Begriff, sich beruhigend zu gestalten. Solchen, welche mich und meine Lage unter Augen haben und aus der Nähe beurteilen können, war es möglich, sie zu begreifen, zu entschuldigen und somit auch Abhilfe dafür zu finden.

Da ich jedenfalls aber meine hiesige Niederlassung, wegen herausgestellter zu großer Kostspieligkeit derselben, aufzugeben mich genötigt sehe, handelt es sich zunächst darum, mir für die Zeit, welche ich noch zur Vollendung meiner Meistersinger nötig habe, ein hierzu dienliches, ruhiges und anständiges Unterkommen zu verschaffen. Der rein sachlichen Lage nach wäre dies am entsprechendsten im Hause der Familie Wessendonk zu finden. Wohl haben sich Bedenken gegen eine beständige Übersiedelung dorthin geltend gemacht. Eine solche beabsichtige ich aber nicht. Nach Vollendung meiner Arbeit, welche bei gänzlicher Unge störtheit mit Ende des bevorstehenden Sommers herbeigeführt werden kann, werde ich mich nach Petersburg wenden, wahrscheinlich um gänzlich dort zu bleiben: sollte ich mich zu diesem letzten, einer definitiven Übersiedelung nach Petersburg, nicht entschließen, so würde ich dann, da ich der Anlehnung an eine Familie äußerst bedürftig bin, mich sehr wahrscheinlich zu eigenen Verwandten zurückziehen. Jetzt gilt es dagegen nur ein schnell anzutretendes Asyl für die Fortsetzung meiner Arbeit, welche sonst hart daran sein dürfte, gänzlich und für immer aufgegeben zu werden.

Da nun frühere Einladungen, für einige Zeit meinen Aufenthalt bei ihnen zu nehmen, von meinen Freunden bisher noch nicht eigentlich zurückgenommen worden sind, knüpfe ich hieran den für mich höchst wichtigen, ja entscheidenden letzten Versuch zur Rettung meiner Arbeit.

Dem Ermessen der Frau Wesendonk ist es gänzlich überlassen, ob mein Arbeitszimmer im Hauptgebäude oder in dem ehemals von mir bewohnten Nebenhäuschen hergerichtet werden soll. Einige Möbel stehen mir noch zur Disposition und sie könnten mit verwendet werden. Im übrigen erbitte ich mir nur Kost und Bedienung. In keiner Weise werde ich sonst lästig fallen.

Ich bitte Sie nun, schnell mir hierüber Mitteilung zu machen, und wende mich an Sie, um vorerst zu erfahren, ob man überhaupt meinen Wunsch für erfüllbar hält."

Frau Wille bemerkt hierzu nur kurz: „es war zurzeit nicht einzurichten, wie Wagner es gewünscht hätte, und er schrieb an meinen Mann, daß er in Freundschaft nach Mariasfeld kommen wolle zu kurzem Aufenthalte, um von dort aus weitere Pläne und Wege zu bestimmen. Er folgte, ohne Antwort abzuwarten, dem Rechte alter Kameradschaft vertrauend, seinem Briefe so bald nach, daß ich kaum Zeit gehabt hatte, die durch Winterkälte und Unbenutztheit unwohnlichen Gastzimmer unseres Hauses für ihn behaglich zu machen."

Die Autobiographie S. 865 erzählt von einem unmittelbar an Otto Wesendonk gerichteten Brief: „da jetzt meine Freunde mir mit größter Bestimmtheit die Fluchtbereitschaft anempfehlen, hatte ich mich, da der Weg nach der Schweiz führen sollte, an Otto Wesendonk mit der Bitte um Aufnahme in seinem Hause gewendet. Dieser schlug meine Bitte ganz vollständig ab, worauf ich nicht umhin konnte, ihn durch eine Antwort meinerseits auf sein Unrecht aufmerksam zu machen."

Die weiteren Mitteilungen der Autobiographie lauten unfreundlich, zweifellos noch immer unter der üblen Nach-

wirkung des in so ernster Stunde versagten Ayls. Frau Wille wünschte, daß Wagner seinen alten Freunden in Zürich einen Besuch machen sollte. Andauerndes Unwohlsein hielt den Meister davon ab, bis Otto und Mathilde Wesendonk selber nach Mariafeld kamen. „Dieses Paar schien sich in sehr unklarer und gespannter Lage zu befinden, davon die Gründe mir nicht ganz unerkennlich waren, in meinem Benehmen jedoch keine Beachtung fanden.“ Frau Wesendonk hatte übrigens auf Frau Willes Bitten für die Ausstattung der von Wagner in Mariafeld bewohnten Zimmer gesorgt. „Frau Wille hatte mit der Familie Wesendonk ein Abkommen eingeleitet, nach welchem diese mir während meines Aufenthaltes in Mariafeld eine monatliche Sustentation von 100 Franken zukommen lassen sollte; als ich hiervon Kenntnis erhielt, hatte ich nichts anderes zu tun, als an Frau Wesendonk meine sofortige Abreise aus der Schweiz zu melden, und sie in freundlichster Weise zu ersuchen, sich aller Bekümmernisse um mich als enthoben zu betrachten, da ich die Ordnung meiner Angelegenheiten ganz meinem Wunsche gemäß eingeleitet hätte. Ich erfuhr späterhin, daß sie diesen Brief, den sie für kompromittierend gehalten haben mochte, uneröffnet an Frau Wille zurückstellte.“

Am 8. April 1864 schrieb Wagner an Cornelius: „was mich eigentlich so krank und lebensüberdrüssig gemacht hat, sind meine in den letzten Zeiten gemachten Erfahrungen an den Personen, davon, wie wenig ernst im Grunde es mit der Teilnahme der allermeisten ist . . . Mein Zustand ist sehr unheimlich; er schwankt auf einer schmalen Zunge: ein einziger Stoß, und es hat ein Ende, so daß nichts mehr aus mir herauszubringen ist, nichts, nichts mehr! —

Ein Licht muß sich zeigen: Ein Mensch muß mir er-
stehen, der jetzt energisch hilft, — dann habe ich noch die
Kraft, die Hilfe zu vergelten: sonst nicht, das fühle ich! —

Freund, die Schweiz ist mir ein Totenfeld geworden,

und überall hätte ich hingehen sollen, nur gerade nicht hierher, wo alles mir bitter und grabselig ist.

Die einzige Person, den einzigen Menschen, der mir gegenwärtig zur Wohltat werden konnte, hätte ich allerdings jedoch sonst nirgends antreffen können, als hier. Das ist meine Wirtin, die ganz einzige Frau Dr. Wille! Diese Frau ist über alles Lob erhaben, mit gar nichts zu vergleichen, durchaus einzig. Was geschehen kann, um mir ein angenehmes, namentlich auch zur Arbeit sehr geeignetes Asyl zu bieten, geschieht vollständig: sie bemüht sich sogar auch, mir wenigstens so viel Geld zu vermitteln, daß ich immer noch hoffen darf, meinen Lokalgläubigern nächstens etwas zu zahlen und somit jedenfalls etwas zur Besserung des beschämenden Anscheins meines Fortganges von Penzing beizutragen.“

Die Gründe, die Wesendonk veranlaßten, seine sonst stets bereite Gastfreundschaft und Hilfe gerade in diesem Augenblick zu versagen, sind nicht bekannt. Schjelderup (Richard Wagner und seine Werke, Leipzig 1913, S. 338) meint: „daß Wesendonk Wagner seit längerer Zeit nicht mehr geholfen hatte, liegt zweifellos daran, daß der unglückliche amerikanische Bürgerkrieg (1861—65) seinem Geschäft im höchsten Grade nachteilig war, ja ihn wahrscheinlich in Verlegenheiten brachte, die er der Welt gegenüber verbergen mußte. Wenn Wesendonk in diesen Jahren krank und melancholisch war, erklärt sich das nicht nur durch die Leiden, die das Verhältnis Wagners zu seiner Frau ihm verursachten, sondern auch durch seine geschäftlichen Besorgnisse. Fernerstehende konnten diese Schwierigkeiten nur schwer begreifen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß selbst Wagner manchmal nicht verstehen konnte, warum seine Freundin nichts unternahm, um ihn aus Wuchererhänden zu retten. Auf der anderen Seite ist es wahrscheinlich, daß Wesendonks allerlei Gerüchte über Wagners Leben in Wien gehört hatten, die auf sie verstimmend wirkten. Es ist ja merkwürdig, daß die Korrespondenz

von 1863 bis 1865 unterbrochen wurde. Es war zweifellos Rücksicht auf ihren kränklichen, hypochondrischen Gatten, der in diesen Jahren so viel Edelmut, eine so große Gesinnung gezeigt hatte, und wohl auch die Furcht vor der Schwäche des eigenen Herzens, die Mathilde Wesendonk dazu veranlaßten, Wagners Bitte abzuschlagen. Rätselhaft bleibt es aber, daß sie nicht imstande waren, ihm genügend zu helfen. Mißverständnisse haben zweifellos mitgespielt, sonst läßt es sich trotz allem nicht erklären, daß Otto und Mathilde Wesendonk es übers Herz bringen konnten, den Untergang des Genies tatlos anzusehen!"

Aber nicht mit solchem Mißklang, sondern freundlich und versöhnlich enden die Beziehungen, wie auch der freilich nur spärliche Briefwechsel seit Januar 1865 wieder aufgenommen wurde. Selbstlos und opferwillig haben Otto und Mathilde Wesendonk die von Wagner erbetenen kostbaren Schriften, darunter die Partituren von Rheingold und Walküre, gespendet.

Die weiteren Lebensumstände von Otto und Mathilde Wesendonk, nach dem durch die Briefe umgrenzten Zeitraum (1853—71), seien hier nur kurz erwähnt. Sie verließen im Jahre 1872 den Grünen Hügel und zogen nach Dresden. Otto Wesendonk war über die deutsch-feindliche Haltung gewisser Züricher Kreise verstimmt und sah sich dadurch zur Auflassung seines Schweizer Wohnsitzes gedrängt. Den Winter 1881/2 verbrachten sie in Kairo und siedelten im Herbst 1882 nach Berlin (seit Frühjahr 1887 in den Zelten Nr. 21) über. Im Jahre 1878 hatte Wesendonk den Landsitz Traunblick am Traunsee im Salzkammergut erworben, wo gewöhnlich Sommeraufenthalt genommen wurde. Otto Wesendonk starb am 18. November 1896. Mathilde Wesendonk verschied am 31. August 1902 mittags 1 Uhr in Traunblick nach nur achtstündiger Krankheit.

Frau Wesendonk erzählt selbst (Allgemeine Musikzeitung 1895 Nr. 3, 17. Januar): „daß wir bis zum Tode des

Meisters in freundschaftlichem Verkehr mit ihm waren, unterliegt doch wohl keinem Zweifel . . . Bei den Festspielen in Bayreuth haben wir nie gefehlt. Nach seiner Verheirathung mit Frau Cosima galt sein erster Besuch mit ihr Mariafeld (Wohnsitz von Herrn und Frau Wille) und dem Grünen Hügel in der Enge; zum letzteren brachte er die Kinder mit.“

Die Bayreuther Blätter 1897 (S. 55) und 1902 (S. 355) brachten warmempfundene Nachrufe auf Otto und Mathilde Wesendonk.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Eltern erstreckten sich auf die Kinder. Als Siegfried Wagner in Berlin seiner Studien halber längere Zeit sich aufhielt, wurde er, von Frau Wesendonk auf das liebenswürdigste aufgenommen, ein regelmäßiger Gast in ihrem dortigen Heim, und wohl könnte nichts die Fortdauer dieses freundschaftlichen Bundes lebendiger bezeichnen, als die vorliegende Veröffentlichung und ihre Bestimmung.

Herr Dr. Karl von Wesendonk und Freiherr v. Bissing vertrauten mir im Herbst 1903 diesen Nachlaß an. Frau Wesendonk hatte selbst die Ausgabe ins Auge gefaßt und zum Teil vorbereitet. Es sollte alles unverkürzt und unverändert und zwar unmittelbar aus den mir noch vorliegenden, inzwischen vernichteten Urschriften veröffentlicht werden. Einige wenige Briefe, bei denen ich es besonders anmerkte, lagen nur in Frau Wesendonks Abschrift vor; die Urschriften scheinen verloren. Nur ganz geringe, völlig unwesentliche und nebensächliche Kürzungen wurden mit Rücksicht auf Lebende vorgenommen und durch . . . angedeutet. Die Briefe und Blätter waren zu ordnen, zu erläutern und einzuleiten. Soweit das Datum nur erschlossen werden konnte, habe ich es mit den Zeichen [] eingeklammert. Wagners Briefe an Otto Wesendonk wurden zuerst von Albert Heintz in der Allgemeinen Musikzeitung (Charlottenburg 1897) und hernach als Buch im selben Verlag 1898 herausgegeben. Eine neue vollständige Ausgabe

wurde von mir 1905 in A. Duncfers Verlag (Berlin) veranstaltet. Die Briefe Wagners an Otto Wesendonk sind überall zur Ergänzung der Briefe an Mathilde heranzuziehen. Die Vereinigung beider Brieffsammlungen rückt viele Einzelheiten in helleres Licht und erzielt einen reinen, vollen und abgerundeten Gesamteindruck. In der ersten Ausgabe der „Tagebuchblätter und Briefe“ 1904 wurden einige Briefe an Otto, die in der Ausgabe von Albert Heintz (1897) fehlten, zuerst gedruckt. Ich habe sie in der gegenwärtigen neuen Ausgabe der Briefe an Mathilde stehen lassen, um den Zusammenhang der bisherigen Auflagen nicht zu stören. Diese Briefe finden sich natürlich auch in meiner Gesamtausgabe der an Otto gerichteten Schriftstücke (1905).

Unter den Briefen an Mathilde Wesendonk lagen auch einige an Frau Wille. Sie wurden mit aufgenommen, da sie zu den übrigen unmittelbare Beziehung haben. Als Wagner von Zürich schied, zog er Frau Wille ins Vertrauen. Daher empfing auch sie mehrere wichtige Briefe in dieser Sache.

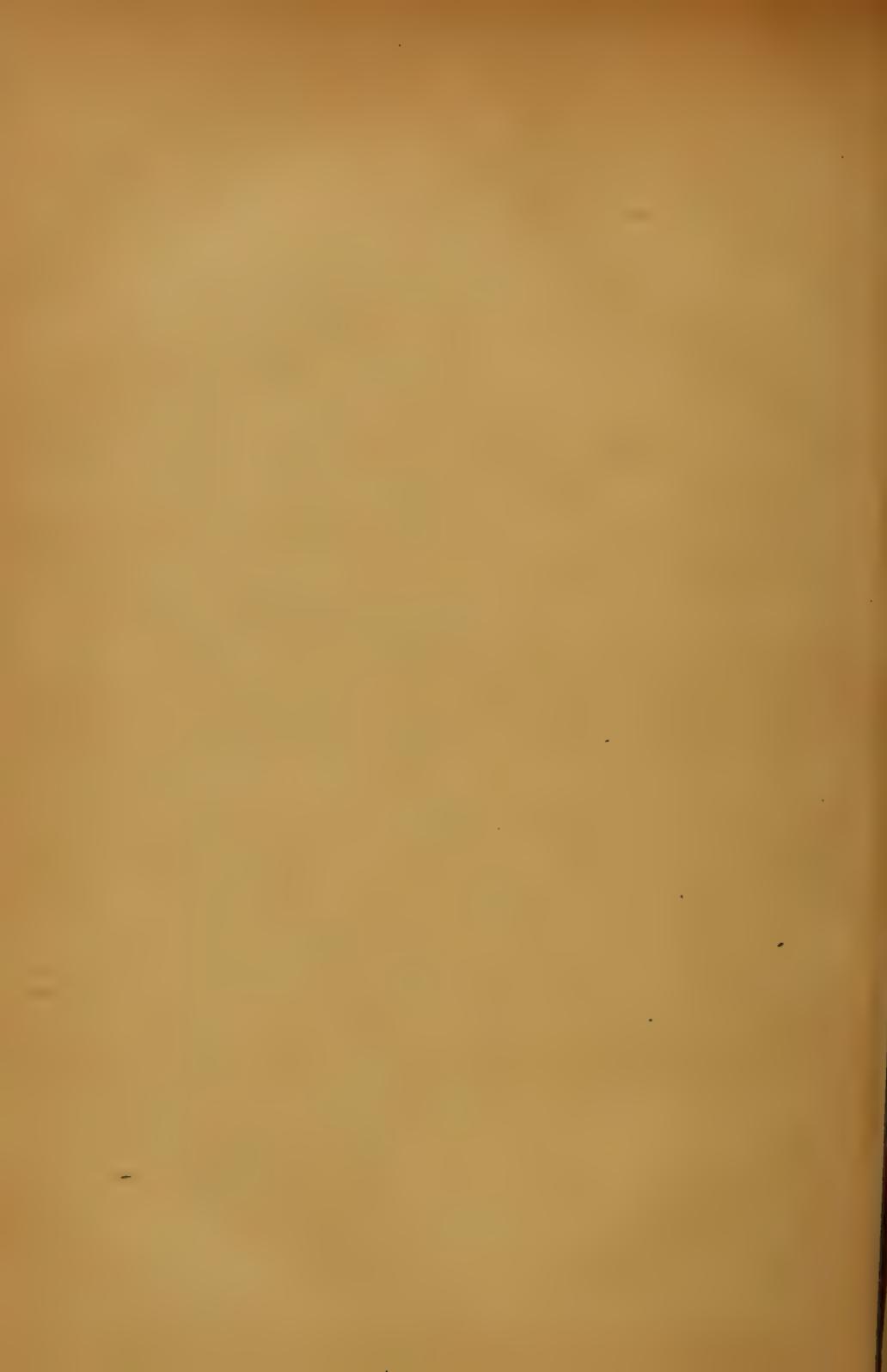
Die 14 Briefe des Anhangs, die einzigen erhaltenen Antworten auf die Meisterbriefe, vervollständigen am schönsten und besten das Bild, das wir aus diesen Blättern von Mathilde Wesendonk gewinnen.

Als Beilage bringen wir die „Fünf Gedichte“, die dem Verhältnis zwischen Wagner und Mathilde Wesendonk entblühten, und die mit Tristan und Isolde unlöslich verbunden sind.

Rostock, August 1915.

W. Golther.

Briefe und Tagebuchblätter



Zürich

März 1853 bis August 1858

- I. [1853]

Herr und Madame Wesendonk sind zu Sonntag mit-
tag freundlichst von uns eingeladen.
u. A. w. g.
Familie Wagner.
2. [1853]

Meine in der Küche beschäftigte Frau läßt Ihnen raten,
den Wagen zu nehmen, den Sie ja selbst bei gutem Wetter
zu benutzen gewußt hätten. Auch wäre es in unsrer Woh-
nung außerordentlich warm. —
Wodurch Ihnen angedeutet werden soll, daß wir Sie
noch nicht aufzugeben Lust hätten.
3. [1853]

Schönen Dank für die freundliche Einladung, der ich
aber leider nicht werde nachkommen können! —
Leben Sie wohl!
4.

Verehrte Frau!

Gott wird Sie ferner vor meinen boshaften Unarten
bewahren; denn gewiß sehen Sie jetzt ein, daß es bei mir
keine leere Grille war, wenn ich Ihren freundlichen Ein-
ladungen oft nur mit der peinlichen Angst Folge leistete,
meine böse Laune möge die mir wohlwollenden Menschen
ebenso martern, als sie mich selbst quält. Bin ich künftig

auch hierin entsagungsvoller — und sollte ich es nicht endlich nach Erfahrungen, wie den gestrigen, werden? —, so seien Sie versichert, daß es gewiß nur geschieht, um mir durch ein besseres Erscheinen vor Ihnen Ihre Verzeihung zu erwerben.

Hoffentlich erfahre ich morgen von Ihrem Manne in Basel, daß Sie durch mein böses Gerede¹ mindestens in Ihrem uns so werten Wohlbefinden nicht weiter gestört worden seien. Mit diesem herzlichen Wunsche empfiehlt sich Ihrer gütigen Nachsicht

Richard Wagner.

Zürich 17. März 1853.

5. [Ostern 1853]
Schönsten guten Tag!

Meine arme Frau ist recht krank geworden; somit nehme ich die Einladung zu morgen für mich allein an. Vermutlich sind Sie heute nicht zu Haus, sonst hätte ich gegen Abend nachgefragt.

Bei mir ist alles recht trübe und grau, trotz der zunehmenden „Frohmutigkeit“ der Zimmer².

Hoffentlich geht es bei Ihnen recht gut und Sie feiern den Ostertag in Wonne!

Viel Grüße an das Haus!

Ihr R. W.

6. [1853]
Freitag früh.

Herweghs haben sich zu heut' abend bei uns angefragt.

Glauben Sie von den Anstrengungen der letzten Einladungen dabei sich ausruhen zu können, so würde es uns sehr freuen, wenn Sie sich entschlossen an unsrer Unterhaltung teilzunehmen.

Besten Gruß!

R. W.

7.

Hier Geschmolzenes für das Gefrorene von gestern:

„Züricher Vielliebchen“ Walzer, Polka oder was sonst. Der vortrefflich erzogenen und in Dünkirchen vorzüglich geratenen Marie¹ aus Düsseldorf gewidmet vom besten Tänzer aus Sachsen, genannt Richerd, der Walzermacher. Schliesslich gibt der Komponist die heilige Versicherung, daß er schöneres Papier genommen haben würde, wenn ihm solches zur Hand gewesen wäre; er bittet daher seine Patronin, Gott nachzuahmen, welcher bekanntest auf den Walzer und nicht auf das Papier sieht. Ganz schliesslichst ersucht der Komponist ausserdem, beim Vortrag seines Werkes alles, was zu schwer sein sollte, auszulassen, überhaupt möchte er allerschliesslichst noch um Nachsicht wegen etwaiger Fehler gegen den Kontrapunkt gebeten haben.

The first system of the musical score is written for piano. It consists of two staves: a treble clef staff and a bass clef staff. The key signature has two flats (B-flat and E-flat), and the time signature is 3/4. The melody in the treble staff begins with a piano (*p*) dynamic and features several slurs and accents. The bass staff provides a simple harmonic accompaniment with chords and single notes.

The second system of the musical score continues the piece. It also consists of two staves (treble and bass clef) in the same key and time signature. The treble staff features more complex melodic lines with triplets and slurs, marked with a forte (*f*) dynamic. The bass staff continues with a steady accompaniment, ending with a piano (*p*) dynamic.

The first system of musical notation consists of two staves. The upper staff is in treble clef with a key signature of two flats (B-flat and E-flat). It features a melodic line with eighth and sixteenth notes, some beamed together, and a fermata over the final note. The lower staff is in bass clef with the same key signature, providing a harmonic accompaniment with chords and single notes. A dynamic marking of *p* (piano) is present in the lower staff.

The second system of musical notation continues the piece. The upper staff shows a melodic line with a triplet of eighth notes and a fermata. The lower staff has a bass line with chords and a dynamic marking of *p*. The system concludes with the word "(Fine.)" written above the final notes of the upper staff.

The third system of musical notation features a melodic line in the upper staff with a dynamic marking of *p* in the lower staff. The bass line consists of chords and single notes, with a dynamic marking of *p* also present.

The fourth system of musical notation shows the final part of the piece. The upper staff has a melodic line with a dynamic marking of *p* in the lower staff. The bass line continues with chords and single notes, also marked with *p*.



29. Mai 1853.

8.

Verehrtel

Sie erlaubten mir, heute nachfragen zu lassen, ob Sie zu Abend noch ein wenig zu uns kommen könnten. Im günstigen Fall würde ich Ihnen dann vorschlagen, ein paar Stunden bis 10 Uhr recht ruhig bei uns zu verbringen: ich würde niemand weiter einladen, um diesen heiligen Abend durch nichts zu verkümmern.

Ich hoffe auf eine freundliche Zusage.

Ihr Richard Wagner.

1. Juni 1853.

9.

Ihre Verfügungen, bester Freund, sind vortrefflich: von Herzen danke ich dafür!

Um mein neues Schuldverhältnis zu Ihnen würdig und vertrauenerweckend anzutreten, zahle ich heute eine alte Schuld: geben Sie Ihrer Frau die beiliegende Sonate¹, meine erste Komposition seit der Vollendung des Lohengrin (es ist 6 Jahre her!)

Bald erfahren Sie wieder von mir: doch schenken Sie uns zuvor Nachricht über Ihr Ergehen.

Ihr Richard Wagner.

Zürich,

20. Juni 1853.

10.

[März 1854]

Allerbesten guten Morgen!

Sehen Sie sich doch ein wenig dieses Buch² durch: es ist geistlos geschrieben, und man ist genötigt alles zu überspringen, wo sich der Verfasser irgend selbst mit seinem eigenen Urtheile herausmachen zu müssen glaubt; doch sind die Nachrichten, namentlich aus der Pariser Periode Glucks, sehr interessant, und nebenbei hat dieser leidenschaftliche, und doch dabei ganz durch sich befriedigte, bis zur Eitelkeit beruhigte Gluck, mit seinem grossen, erworbenen Vermögen, und in seinem gestickten Hofkleide, bei hohem Alter, etwas sehr Amüsantes, Erheiterndes. —

Überschlagen Sie nur anfänglich viel!

11.

Homer³ schlich sich aus meiner Bibliothek fort.

Ich frug: wohin?

Er sagte: Otto Wesendonk zum Geburtstage zu gratulieren.

Ich antwortete: tu's für mich mit!

Richard W.

16. März 1854.

12. [1854]
 Werden Sie bei diesen Witterungsaussichten und West-
 winden reisen? —
 Bloße Frage¹.
 Ihr K. W.

13. [1854]
 Gewiß bedarf es keiner Erwähnung, daß meine gestrige
 Anfrage wegen einer Spazierfahrt heute keiner Antwort
 bedürfe?
 K. W.

14. [Ende Juni 1854]
 Zur Nachricht: —
 Mittwoch: Othello
 Ira Aldridge².
 Beizeiten Billetts zu bestellen.
 (Besten guten Morgen)
 K. W.

15. [Januar 1855]
 Wenn die Familie Wesendorf den Heinrich aus dem
 Hotel Baur daranwenden will, kann sie auch meine Frau
 aus dem Theater mitbekommen; sonst muß sie mit mir
 allein vorlieb nehmen.
 Übrigens kann ich auch Englisch³.
 K. W.

16.
 Was soll ich tun, Sie arme Kranke aufzuheitern?
 Das Programm mit den Übersetzungen habe ich Eschen-
 burg⁴ mitgegeben; aber was soll Ihnen das nützen? —
 Otto soll Ihnen schnell „Indische Sagen, bearbeitet von
 Adolf Holtzmann⁵, Stuttgart“, besorgen. Ich hab' sie mit

nach London genommen: ihre Lektüre ist meine einzige Wonne hier gewesen. Alle sind schön: aber — Sawitri ist göttlich, und wollen Sie meine Religion kennen lernen, so lesen Sie Usinar. Wie beschämt steht unsre ganze Bildung da vor diesen reinsten Offenbarungen edelster Menschlichkeit im alten Orient! —

Jetzt lese ich jeden Morgen, ehe ich an die Arbeit gehe, einen Gesang im Dante: noch stecke ich tief in der Hölle; ihre Grausen begleiten mich in der Ausführung des zweiten Aktes der Walküre. Fricka ist soeben fort, und Wodan soll in seinem schrecklichen Wehe ausbrechen.

Über diesen zweiten Akt bringe ich es hier keinesfalls; ich kann nur sehr langsam arbeiten und habe jeden Tag gegen ein neues verstimmendes Übel zu kämpfen. —

Meine Londoner Erfahrungen bestimmen mich dazu, mich jetzt für einige Jahre vom öffentlichen Musikmachen gänzlich zurückzuziehen: dieses Konzert-Dirigieren muß ein Ende haben. Mögen sich ja die Züricher Herren um meinetwillen nicht in Kosten stecken! Ich bedarf jetzt alles inneren Gleichgewichtes, um mein großes Werk zu vollenden, das mir leicht — so fürchte ich — unter diesem ewigen, beleidigenden Kontakt mit dem Unzureichenden und Ungenügenden, als eine groteske Chimäre verleidet werden könnte.

— Um sich aufzuheitern, denken Sie hübsch darüber nach, wieviel Fugen in meinem Londoner Oratorium vorkommen sollen, ob Lord Jesus weiße oder schwarze Glacé-Handschuhe tragen, und ob Magdalena einen Blumenstrauß oder Fächer halten soll? Sind Sie hierüber ganz mit sich einig, so wollen wir dann weiter dran denken. —

Heute habe ich das 4te Konzert¹: die A-Dur-Sinfonie (die jedenfalls lange nicht so gut als in Zürich gehen wird) und dazu viel schöne Dinge, die ich wohl nie mehr in meinem Leben aufführen zu müssen glaubte. Doch zu allem stärkt mich das sichere Wissen davon, daß dies — zum letztenmal gewesen sein wird. —

Schönen Gruss an Otto, dem ich bestens für seinen letzten freundlichen Brief danke: macht es ihm durchaus Spass, so schreibe ich ihm noch einmal. Kommt Marie¹ noch nicht bald zu Ihnen? —

Morgen nach dem Konzert schreibe ich an meine Frau: sie wird Ihnen dann nichts Sonderliches zu berichten haben.

Auch schönen Gruss an Myrrha! Leben Sie wohl und — heiter!

London 30. April 55.

17.

[8. Juli 1855]

Ich fürchte, mein guter, alter, treuer Freund — mein Peps² — wird mir heute sterben. Es ist mir unmöglich, das arme Tier im Sterben zu verlassen. Sind Sie uns böse, wenn wir Sie bitten, heute ohne uns zu speisen? Wir bleiben jedenfalls noch bis Mittwoch da: somit holen wir das heute Versäumte nach.

Gewiß lachen Sie mich nicht aus, wenn ich weine?

Ihr R. W.

Sonntag früh.

18.

[September 1855]

Ich bin nicht wohl und werde den Geburtstag³ meiner Frau vermutlich im Hausarrest feiern müssen.

Für Ihre Güte herzlichen Dank!

19.

Beste Freundin!

Meine Frau teilt mir heute einen guten Einfall mit, der mich bestimmt, Ihnen eine recht große Bitte vorzutragen.

Es handelt sich darum, noch einen Versuch zu machen, ob ich das Bodmersche Grundstück⁴, im Seefeld bei

Zürich, auf Lebenszeit zur Miete erhalten kann. Gelänge es, so wäre ich der Sorgen um ein eigenes Grundstück überhoben, und gegen eine bloße Miete käme ich zu demselben Genuß, den ich suche. Dies Grundstück ist gegenwärtig an eine Familie Trümpfer als Sommerwohnung vermietet; es käme daher darauf an, Bodmers zu bestimmen, diesen älteren Mietern freundschaftlich zu kündigen, und dagegen mir auf Lebenszeit, oder vielleicht auf zehn Jahre das Grundstück zu überlassen.

Soviel wir wissen, ist es für Trümpfers mehr ein Herkommen, als ein Bedürfnis, das Bodmersche Grundstück zu beziehen, und wenn Bodmers selbst gern es uns überließen, so zweifle ich nicht, daß es ihnen nicht schwer fallen wird, Trümpfers zum Zurücktritt zu bewegen. Daher kommt es eben nur darauf an, Bodmers ernstlich für meinen Wunsch zu gewinnen, und meine Frau, der ich aufgetragen, vorläufig mit Frau Bodmer sich zu vernehmen, wünscht die Hilfe eines Dritten, der jener Dame alles dasjenige Empfehlende sagen soll, was weder sie, noch ich sagen kann: und zu dieser dritten Person hält meine Frau vor allem Sie, verehrte Freundin, geeignet. Somit ergeht an Sie die herzliche Bitte, an Frau Bodmer zu schreiben, und sie für mich zu gewinnen zu suchen. Dazu — meint meine Frau — dürfte es gut sein, wenn Sie der Dame meine große Not und mein Bedürfnis, eine ruhige, ländliche Wohnung, wie ihr Grundstück es bietet, recht zu Gemüt führten, vielleicht auch — so meint meine Frau — sie etwas bei der Eitelkeit faßten, und sie darauf aufmerksam machten, daß es ihnen gewiß Ehre bringen könnte, wenn sie mir für meine weiteren Kunstschöpfungen ein förderndes Asyl auf ihrem Grund und Boden verschafften. —

Was meinen Sie? Wollen Sie es übernehmen? —

Gern möchte ich bei meiner bevorstehenden Rückkehr nach Zürich die Angelegenheit, die mich jetzt so dringend beschäftigt, recht weit zur Entscheidung gebracht sehen, damit ich schnell den nötigen Entschluß fassen dürfte.

Glauben Sie wohl, daß es mich freuen würde, auch Ihnen in Bern guten Tag sagen zu können?

Viele herzliche Grüße von

Morner.

Ihrem Richard Wagner.

11. August 56.

20. Eines herrlichen Sonntags morgens.

[21. September 1856]

Liebster!

Mit Brieffschreiben fertig, hatte ich den heutigen schönen Sonntagmorgen zur Sammlung und Vorbereitung für meine Arbeit¹ bestimmt: eben dämmerte ich so in mich hinein, als der Murillo² ankam. Da habt Ihr's wieder einmal famos getroffen! Dies reine aufsteigende Wesen soll mir ein schönes Omen sein! — Heinrich mußte sogleich aufmachen helfen: ein völliger Zauber strahlt nun von der Wand auf mich herab. —

Schönsten, besten Dank!

Ihr guten, lieben, treuen Wohltäter! —

Wir sehen Sie heut' wohl einmal? Für den Tisch wage ich Sie kaum zu entführen!

Ihr R. W.

21. [September 1856]

Macht es Ihnen vielleicht Spaß, zu sehen, was mein weimarerischer Regierungsrat³ über mein Gedicht zusammengebraut hat?

Verschiedene Andeutungen, die ich ihm gemacht, sind von ihm mit wunderlicher Treue mitten unter seinen eigenen Gallimathias geworfen, wodurch die Sache ziemlich amüfant wird.

Viel Vergnügen wünscht Ihr

sehr unvergnügter

R. W.

22.

[Oktober 1856]

Da Herr und Madame Wesendonk mit uns nicht mehr auf dem vertrauten Fusse leben wollen, daß Sie ohne Einladung uns einmal abends besuchten, so muß man wohl schon etwas offiziöser anfragen, ob Dieselben vielleicht heute sich entschließen könnten, uns unvermutet zu überraschen, oder — falls gewisse Professoren ihre Gelehrsamkeit gerade heute an den Mann und die Frau zu bringen haben — ob wir morgen eine solche Surprise zu erwarten haben dürften?



23.

[Oktober 1856]

Herrin!

Frau Heim² kann vor Dienstag nicht singen, — also morgen (wenn Sie den Spektakel bei sich haben wollen) einfacher Klavier-Abend.

Ich sehe Sie bald!

Ihr R. W.

24.

[Oktober 1856]

Allergetreueste Beschützerin
der Künste!

Meine Schwester³ muß das Bette hüten: ist Ihnen nicht dieselbe Notwendigkeit auferlegt, so bitte ich Sie, über das frei gewordene Kuvert zu disponieren, wenn nicht es zu ersparen, (was in teuren Zeiten und bei der Seiden-Mißernte wohl in Betracht zu ziehen wäre!) Im ersteren Falle aber schlage ich (unmaßgeblich) Boehm⁴ vor. —

Ihr R. W.

Ich habe viel Not im Hause, weil Sie gestern vom Klenzi despektierlich gesprochen hätten⁵! —

25.

[März 1857]

Alles in Ordnung. Kommen Sie ein wenig herüber zum letzten Akt der Walküre¹?

Ich — hoffe. —

Im Asyl

(Ende April 1857 bis 17. August 1858.)

26.

Glückliche Schwalbe, willst du brüten,
Dein eignes Nest bau'st du dir aus:
Will ich zum Brüten Ruh' mir hüten,
Ich kann's nicht bau'n, das stille Haus!
Das stille Haus von Holz und Stein —
Ach, wer will meine Schwalbe sein?²

27.

[April 1857]

Hier die Musikzeitung³ und ein Brief der Fürstin Wittgenstein, den ich mir, wenn Sie ihn gelesen, wieder zurück erbitte.

Die besten Grüße von meiner Frau soll ich ausrichten.

R. W.

28.

[Mai 1857]

Und meine liebe Muse bleibt mir noch fern? Schweigend harrte ich ihres Besuches; durch Bitten wollte ich sie nicht beunruhigen. Denn die Muse, wie die Liebe, beglückt nur freiwillig. Wehe dem Toren, wehe dem Lieblosen, der, was sich freiwillig ihm nicht ergibt, mit Gewalt erzwingen will! Sie lassen sich nicht zwingen. Nicht wahr? Nicht wahr? Wie könnte die Liebe noch Muse sein, liesse sie sich zwingen?

Und meine liebe Muse bleibt mir fern? —

29.

Meinem Landesvater habe ich nichts zu sagen: wenn er sich unterstehen wollte, mich in meinem Schwalben-
 neste zu besuchen, würde ich ihm die Türe weisen. —
 Seine Farbe ist weiß und grün; dies für Baur¹. —

Die Muse beginnt mich zu besuchen: kündigt mir dies
 die Gewißheit Ihres Besuches an? Das erste, was ich
 fand, war eine Melodie, die ich erst gar nicht unterzu-
 bringen wußte, bis auf einmal dazu die Worte mir aus
 der letzten Szene des Siegfried kamen. Ein gutes Zeichen.
 Gestern ging mir auch der Anfang des 2. Aktes auf, und
 zwar als — Fasners Ruhe, der ich ein humoristisch ge-
 müthliches Moment abgewann. Das sollen Sie alles
 näher erfahren, wenn morgen² die Schwalbe kommt, ihren
 Bau zu besichtigen.

Rich. Wagner.

30.

[9. Juli 1857]

Mir ist, als hätten wir vergessen, Sie gehörig zu Sonn-
 tag abend einzuladen: erlauben Sie, das Versäumte hier-
 mit nachzuholen! Sie wissen, es handelt sich um ein
 Sulzerfest³. Auch soll ich Sie benachrichtigen, daß der
 Tee um 7 Uhr getrunken wird.

Hoffentlich sehen wir Sie mit Herrn Kutter⁴, den wir
 von unsrer Seite ebenfalls angelegentlichst einzuladen
 bitten, recht pünktlich erscheinen.

Zu Ihrer persönlichen Genugtuung teile ich Ihnen
 auch mit, daß ich seit letzthin abend nicht wieder habe ar-
 beiten können; Calderon ist jedoch zur Ruhe verwiesen. —
 Devorient⁵ läßt sich Ihnen freundlichst empfehlen. Außerdem
 steht die Welt noch, Fasner lebt, und alles bleibt beim
 alten.

31. [Mitte August 1857]
 Da lernen Sie einen recht liebenswürdigen Menschen¹
 kennen.
 Guten Morgen!

32. [Ende September 1857]
 An die
 hochgeehrte Familie
 Wesendonk
 (Myrrha, Guido, Karl etc.)

Ich will's doch nicht dem guten Glücke überlassen, ob
 Sie heute abend bei uns einsprechen, sondern mich dieses
 guten Glückes versichern, indem ich Sie darum bitte.
 Semper und Herwegh erwarte ich. Also — hübsch bei-
 zeiten²!

R. W. Lazarus.

33. 1. Oktober 1857.
 So, lieber Freund, da haben Sie auch Ihren ersten
 Mietzins von mir. Mit der Zeit hoffe ich's dahin zu
 bringen, Ihnen die wirkliche Mietentschädigung bieten zu
 können: vielleicht ist's nicht gar fern mehr; dann sollen
 Sie sagen —

„Hei, unser Held Tristan,
 wie der Zins zahlen kann!!“ —

Und so für heute, wie für immer, noch meinen herz-
 lichsten Dank für alles Gute und Freundliche, was Sie
 mir erwiesen!

Ihr Richard Wagner.

34. [Okt. 1857]
 „Die Morold schlug, die Wunde,
 sie heilt' ich, daß er gesunde“
 usw.

ist heut' vortrefflich geraten — ich muß sie Ihnen nachher vorspielen!

35.

[Dez. 1857]

Am 30. November 1857 schrieb Richard Wagner die Musik zu dem Liede:

„In der Kindheit frühen Tagen.“

4. Dezember 1857 den ersten Entwurf zu:

„Sag' welch' wunderbare Träume?“

5. Dezember 1857 die zweite Fassung der „Träume“.

17. Dezember 1857 „Schmerzen“; mit einem zweiten, etwas verlängerten Schluß. Hierauf folgte bald ein dritter Schluß, und darunter standen die Worte:

„Es muß immer schöner werden!“

„Nach einer schönen, erquickenden Nacht war beim Erwachen mein erster Gedanke dies verbesserte Nachspiel: wir wollen sehen, ob es Frau Calderon¹ gefällt, wenn ich es heute einmal in der Tiefe hören lasse.“ —

22. Februar 1858 „Sausendes, brausendes Rad der Zeit.“ —

1. Mai 1858 „Im Treibhause“. —

Alle fünf Lieder sind später bei Schotts Söhnen in Mainz herausgekommen durch des Meisters eigenste Verfügung. — Vor ihrer Veröffentlichung wurden die „Träume“ und „Im Treibhause“ von ihm selbst benannt: „Studien zu Tristan und Isolde“². —

36.

[23. Dez. 1857]

Da ist noch eine Winterblume für den Weihnachtsbaum, voll lauter süßem Honigstoff, ohne das mindeste Gift³.

37.

[Ende Dez. 1857]

Das große Ausbruchs-Duett¹ zwischen Tristan und Isolde ist über alle Massen schön ausgefallen. —
Soeben in großer Freude darüber.

38.

Hochbeglückt,
schmerzentrückt,
frei und rein
ewig Dein —
was sie sich klagten
und versagten,
Tristan und Isolde,
in keuscher Töne Golde,
ihr Weinen und ihr Küffen
leg' ich zu Deinen Füßen,
daß sie den Engel loben,
der mich so hoch erhoben!

Am Silvester 1857²

R. W.

39.

[Januar 1858]

Zum allerbesten habe ich nicht geschlafen, und war soeben schwankend, ob ich trotz Vischer³ und Eis, heut' kommen würde. Nun denke ich aber doch ein Stündchen noch einzusprechen.

Ich hab' viel auf dem Herzen, — und alles ist doch wieder nur das eine, ohne das ich Ärmster keine Stätte auf dieser Welt mehr hätte. Dies eine!

Tausend Grüße.

40.

[Januar 1858]

Danke! Gut geschlafen, — es muß gehen! — Und das eine⁴! —

Schönsten Gruß!

41. [Februar 1858]

Hier ist der Lampenschirm. Möge er zum Schneerosig erdämmern!
 Ich habe eine recht erträgliche Nacht gehabt. Und wie schlief sich's in Wahlheim¹?
 Schönsten Gruss!

42. [Februar 1858]

Den Soden² habe ich auch schon — ungebunden, und bald disponibel.
 Das ganze Verzeichniss kannte ich schon durch Schultzeß³.
 Vielleicht wäre noch der Band mit Kaiser Otto in Florenz etc. lesenswert.
 Ausserdem scheinen mir die Richardschen⁴ Übersetzungen dem Stoffe nach nicht uninteressant.
 Denken wir doch auch an die Novellen des Cervantes — ich habe sie selbst schon einmal besessen.
 Im übrigen kann ich noch einige Zeit mit meinem Vorrat aushelfen; ich — lese wenig.
 Besten Dank für Iphigenie!
 Hierbei etwas aus Strassburg, aber keine Gänseleberpastete⁵.
 Unsren Gott zum Gruss!
 Sehen wir uns heute abend vielleicht?

43. [Februar 1858]

Ich schicke zum Buchbinder, und möchte den „Stern“⁶ usw. mit binden lassen. Brauchen Sie ihn zunächst noch?

44. [Februar 1858]

Soeben las ich den heiligen „Ferdinand“⁷, und mußte ihn sehr schön und rührend finden. Vielleicht liegt es in

meiner Stimmung. Wäre mir sicher in diesem Jahre der Tod prophezeit, ich würde es als das wehevollste und glücklichste meines Lebens genießen. Nur die Ungewißheit, wie lange uns noch zu leben bestimmt sei, macht uns schwankend und sündhaft; doch jene Gewißheit müßte mich vollständig heiligen. — Wie wäre sie zu erwerben, die ich so heiß ersehne? —

45.

[Februar 1858]

Nach einer wundervollen, mit fast zehnstündigem Goethischen Schläfe¹ gesegneten Nacht, wünsche ich heitren, seligen guten Tag, schicke den Schack², und verspreche zu Abend recht schön vorzulesen, wenn Herr Otto nichts dawider hat.

46.

[Februar 1858]

Damit man nicht bei Ihnen wieder in die Lage kommt, schöne Märchen schlecht erzählen zu müssen, deponiere ich im Hause Wesendonk beifolgendes Exemplar; denn schwarz auf weiß ist etwas Herrliches. —

Sie sehen, Sie werden mich noch nicht so bald los: ich niste mich in Ihrem Hause so ein, daß, wenn Sie es selbst abbrennen, aus dem geretteten Hausrath Ihnen eine sehr bekannte Stimme zurufen wird:

„s war Zeit, daß wir 'raus kamen³!“

47.

[März 1858]

Allerbesten guten Morgen!

Es geht so passabel. — Schönsten Dank für alles Gute! — Ich denke, ich gehe stolz zu Fuß in die Probe⁴. Wenn es aber sein muß, nehme ich den Wagen für $\frac{1}{4}$ vor 2 Uhr an. Sie kommen dann schnell nach. —

Gestern wollte ich das Beiliegende⁵ schicken!

Auf Wiedersehen!

48.

Madame Mathilde Wesendonk.

[Ostersonntag 4. April 1858]

Schönsten Dank für die herrlichen Blumen! Der alte Stock, wohlgepflegt, steht noch in aller Pracht, drum hüt' ich ihn noch. — Gut, daß ich gestern den Akt¹ noch fertig machte und abschickte. Heute hätte ich nicht arbeiten können; der Katarrh hat sich vermehrt, und etwas Fieber verläßt mich nicht. Sonst geht's gut — und hell! Und wie geht's denn im Nachbarlande? —

49.

[April 1858]

An die ganze Familie
Wesendonk.

Kinder, bekomme ich Euch heute nicht noch ein wenig zu sehen? Ich bin besser auf als gestern. R. W.

50^a.

7. April 1858.

— — — — —
So ging's die ganze Nacht fort. Am Morgen ward ich wieder vernünftig und konnte recht herzlich zu meinem Engel beten, und dieses Gebet ist Liebe! Liebe! Tiefste Seelenfreude an dieser Liebe, der Quell meiner Erlösung! — Nun kam der Tag mit seinem üblen Wetter, die Freude, Dich zu sehen, war mir versagt, die Arbeit ging noch immer nicht. So war mein ganzer Tag ein Kampf zwischen Mißmut und Sehnsucht nach Dir!

— — — — —
Sei mir gut, das Wetter scheint mild, heut' komme ich wieder in Deinen Garten, sobald ich Dich sehe. Ich hoffe Dich einen Augenblick ungestört zu finden. Nun meine ganze Seele zum Morgengruß!

R. W.

51. [April 1858]
 Madame Wefendont.

Schönen Dank! — Ich habe noch immer etwas Fieber und bin recht matt, denke aber doch noch heute von der schönen Luft etwas zu genießen.

Besten Gruss! R. W.

52. [Mitte April 1858]

Der Brief — wie hat er mich nun traurig gemacht! Der Dämon zieht aus einem Herzen in das andre. Wie ihn bewältigen? O, wir Armen! Wir sind nicht unser eigen. Dämon, werde Gott! —

Der Brief hat mich traurig gemacht. — Gestern schrieb ich an unsre Freundin. Wohl kommt sie nächstens herein. —

Dämon! Dämon! Werde Gott¹!

53. [Ende April 1858]

Mir geht es passabel. Wie geht es der eifrigen Schülerin des de Sanctis²?

Danke vorläufig für den Cervantes. Ich will mich so allmählich wieder für die Arbeit stimmen. Mir winkt der 2. Akt³.

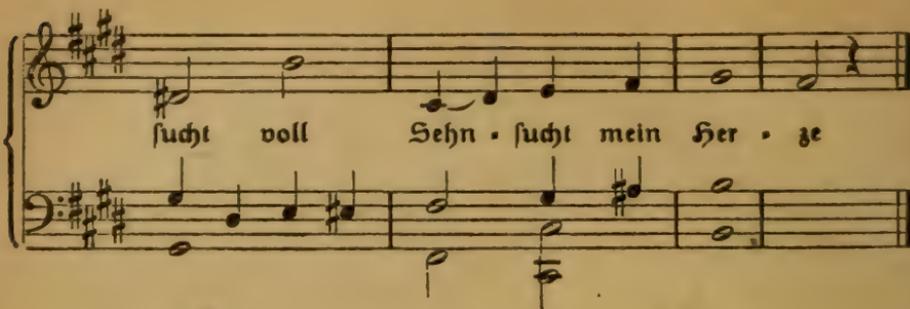
Sehen wir uns heute?

54. [I. Mai 1858]

Parzival

Wo find' ich dich, du heil'ger Gral, dich

8va



Du liebes irrendes Kind!
 Sieh, das wollte ich eben aufschreiben, als ich
 Deine schönen, edlen Verse fand!¹

55. [Juni 1858]

Madame Mathilde Wesendonk.

Da ist mein kleiner musikalischer Hauskobold²; finde er gütige Aufnahme!

56. [2. Juli 1858]

Welche wundervolle Geburt unsres schmerzenreichen Kindes! So müßten wir doch leben? Von wem wäre zu verlangen, daß er seine Kinder verliesse? —

Gott stehe uns bei, uns Armen!

Oder sind wir zu reich?

Müssen wir uns einzig selbst helfen³? —

57. [6. Juli 1858⁴]

Dienstag früh.

Gewiß erwartest Du nicht, daß ich Deinen wunder-
 schönen, herrlichen Brief unbeantwortet lasse? Oder sollte
 ich für das edelste Wort das schöne Recht der Erwid-
 rung mir versagen müssen? Wie aber könnte ich Dir
 erwidern, als Deiner würdig? —

Die ungeheuren Kämpfe, die wir bestanden, wie könnten sie enden, als mit dem Siege über jedes Wünschen und Begehren?

Wußten wir nicht in den wärmsten Augenblicken der Annäherung, daß dies unser Ziel sei? —

Gewiß! Nur weil es so unerhört und schwierig, war es eben nur nach den härtesten Kämpfen zu erreichen. Haben wir nun aber nicht alle Kämpfe ausgekämpft? Oder welche könnten uns noch bevorstehen? — Wahrlich, ich fühle es tief: sie sind zu Ende! —

Als ich vor einem Monate Deinem Manne meinen Entschluß kundgab, den persönlichen Umgang mit Euch abzubrechen, hatte ich Dir — entsagt. Doch war ich hierin noch nicht ganz rein. Ich fühlte eben nur, daß nur eine vollständige Trennung, oder — eine vollständige Vereinigung unsrer Liebe vor den schrecklichen Berührungen sichern konnte, denen wir sie in den letzten Zeiten ausgesetzt gesehen hatten. Somit stand dem Gefühle von der Nothwendigkeit unsrer Trennung die — wenn auch nicht gewollte — aber gedachte Möglichkeit einer Vereinigung gegenüber. Hierin lag noch eine krampfhaftige Spannung, die wir beide nicht ertragen konnten. Ich trat zu Dir, und klar und bestimmt stand es vor uns, daß jene andre Möglichkeit einen Frevel enthalte, der selbst nicht gedacht werden durfte.

Hierdurch erhielt aber die Nothwendigkeit unsrer Entsagung von selbst einen andren Charakter: der Krampf wich einer mild versöhnenden Lösung. Der letzte Egoismus schwand aus meinem Herzen, und mein Entschluß, Euch wieder zu besuchen, war jetzt der Sieg der reinsten Menschlichkeit über die letzte Regung eigensüchtigen Sehens. Ich wollte nur noch versöhnen, lindern, trösten — erheitern, und somit auch mir das einzige Glück zuführen, das mir noch bereitet sein kann. —

[So tief und schrecklich, wie in den vergangenen letzten Monaten, habe ich nie zuvor in meinem Leben empfunden.

Alle früheren Eindrücke waren inhaltlos gegen diese letzten. Erschütterungen, wie ich sie bei jener Katastrophe erlitt, mußten mir tiefe Spuren eingraben; und konnte etwas noch den großen Ernst meiner Stimmung steigern, so war es der Zustand meiner Frau. Während zwei Monaten sah ich jeden Tag der Möglichkeit der Nachricht von ihrem plötzlichen Tode entgegen; denn diese Möglichkeit hatte mir der Arzt andeuten müssen. Alles um mich atmete Todesdust; all mein Vorwärts- und Rückwärtsblicken traf auf Todesvorstellungen, und das Leben — als solches — verlor für mich seinen letzten Reiz. Zur äußersten Schonung gegen die Unglückliche angehalten, mußte ich dennoch den Entschluß zur Zerstörung unsres soeben erst gegründeten letzten häuslichen Herdes fassen, und, zu ihrer größten Bestürzung, ihr diesen endlich mittheilen. —

Mit welchem Gefühle glaubst Du wohl, daß ich in dieser schönen Sommerzeit dieses reizende, so ganz und einzig meinen Wünschen und einstigen Bestrebungen entsprechende Asyl mir überblickte, wenn ich am Morgen das liebe Gärtchen durchwanderte, dem gedeihenden Blumenflor zusah und die Grasemücke belauschte, die sich im Rosenbäumchen ihr Nest gebaut hatte? Und was dieses Losreißen vom letzten Anker für mich hieß, das sage Dir selbst, die Du meinen Sinn so innig kennst, wie keines!

Floh ich schon einst vor der Welt, wahnst Du, ich könnte nun wieder in sie zurückkehren? Jetzt, wo alles bis zum äußersten zart und empfindlich in mir geworden ist durch die immer längere Entwöhnung von aller Berührung mit ihr? Noch meine letzte Begegnung mit dem Großherzog von Weimar¹ zeigte mir deutlicher als je, daß ich nur noch in der allerbestimmtesten Unabhängigkeit gedeihen kann, so daß ich jede Möglichkeit irgendeiner einzugehenden Verpflichtung, selbst gegen diesen wirklich nicht unliebenswürdigen Fürsten, innerlichst von mir abweisen mußte. Ich kann — kann der Welt mich nicht

wieder zuwenden; in einer großen Stadt dauernd mich niederlassen, ist mir undenkbar; und — soll ich dagegen wieder an die Gründung eines neuen Asyls, eines neuen Herdes denken, nachdem ich diesen, kaum genossen, hinter mir zertrümmern mußte, den Freundschaft und edelsten Liebe in diesem reizenden Paradiese mir gründeten? O nein! — Von hier fortgehen, ist gleichbedeutend für mich mit — untergehen!

Ich kann nun, mit diesen Wunden im Herzen, mir keine Heimat wieder zu gründen versuchen! —]

Mein Kind, ich kann mir nur noch ein Heil denken, und dies kann nur aus der innersten Tiefe des Herzens, nicht aber aus irgend einer äußeren Veranstaltung kommen. Es heißt: Ruhe! Ruhe der Sehnsucht! Stillung jedem Begehren! Edle, würdige Überwindung! Leben für andre, für andre — zum Troste für uns selbst! —

Du kennst jetzt die ganze ernste, entscheidende Stimmung meiner Seele; sie bezieht sich auf meine ganze Lebens-Anschauung, auf alle Zukunft, auf alles was mir nahe steht, — und so auch auf Dich, die Du mir das Teuerste bist! Laß mich nun noch auf den Trümmern dieser Welt des Sehnsens — Dich beglücken! —

Sieh, nie in meinem Leben, in irgendeinem Verhältnisse war ich je aufdringlich, sondern stets von fast übertriebener Empfindlichkeit. Nun will ich denn Dir zum ersten Male aufdringlich erscheinen und bitte Dich, über mich recht innerlich ruhig zu sein. Ich werde Euch nicht oft besuchen, denn Ihr sollt mich fortan nur noch sehen, wenn ich sicher bin, Euch ein heitres ruhiges Gesicht zu zeigen. — Sonst suchte ich wohl im Leiden und Sehnen Dein Haus auf: dorthin, von wo ich mir Trost holen wollte, brachte ich Unruhe und Leiden. Das soll nicht mehr sein. Siehst Du mich daher längere Zeit nicht mehr, so — bete für mich im stillen! — Denn dann, wisse, daß ich leide! Komme ich aber dann, so sei sicher, daß ich Euch eine holde Gabe meines Wesens ins Haus bringe,

eine Gabe, wie es vielleicht nur mir verliehen ist zu spenden, mir, der so viel und willig litt. —

Wahrscheinlich, ja — gewiß, tritt nun auch nächstens, ich vermute schon Anfang Winters, die Zeit ein, wo ich für länger mich ganz von Zürich entferne; meine nun bald erwartete Amnestie wird mir Deutschland wieder erschließen, wohin ich periodisch zurückkehre, um das einzige mir zu ersetzen, was ich hier mir nicht bereiten konnte. Dann werde ich Euch oft lange nicht mehr sehen. Aber dann wieder in das nun mir so traut gewordene Asyl zurückkehren, um mich auszuruhen von Plage und unvermeidlichem Ärger, reine Luft zu atmen, und neue Lust zum alten Werke zu fassen, für das mich nun einmal die Natur auserwählt hat, — dies wird dann immer, wenn Ihr es mir vergönnt, der sanfte Lichtblick sein, der dort mich aufrecht erhält, der süße Trost, der hier mir winkt.

Und — hättest Du dann mir keine höchste Lebenswohlthat erwiesen? Ich danke Dir nicht das einzige, das auf dieser Erde mir noch dankenswert erscheinen kann? Und ich sollte nicht zu lohnen suchen, was Du mit so unsäglichen Opfern und Leiden mir errungen? —

Mein Kind, die letzten Monate haben mir an den Schläfen das Haar merklich gebleicht; es ist eine Stimme in mir, die mit Sehnsucht mir nach Ruhe ruft, — nach der Ruhe, die ich vor langen Jahren schon meinen fliegenden Holländer sich ersehnen ließ. Es war die Sehnsucht nach — „der Heimat“ —, nicht nach üppigem Liebesgenuß! Ein treues, herrliches Weib nur konnte ihm diese Heimat erringen. Laß uns diesem schönen Tode weihen, der all unser Sehnen und Begehren birgt und stillt! Laß uns selig dahinsterben, mit ruhig verklärtem Blick und dem heiligen Lächeln schöner Überwindung! Und — keiner soll dann verlieren, wenn wir — — siegen!

Leb' wohl, mein lieber heiliger Engel!

57a.

[August 1858]

It must be so!

R. W.

57b.

[16. August 1858]

Lebwohl! Lebwohl, Du Liebe!

Ich scheid mit Ruhe. Wo ich sei, werde ich nun ganz
Dein sein. Suche mir das Asyl zu erhalten. Auf Wieder-
sehen! Auf Wiedersehen! Du liebe Seele meiner Seele!
Leb' wohl — auf Wiedersehen! —

o . o

Tagebuch

seit meiner Flucht aus dem Asyl

17. August 1858.

Genf.

21. August.

Die letzte Nacht im Asyl legte ich mich nach 11 Uhr ins Bett: andern Morgens um 5 Uhr sollte ich abreisen. Ehe ich die Augen schloß, ging es mir lebhaft durch die Seele, wie ich mich sonst immer an dieser Stelle in Schlaf gebracht durch die Vorstellung, eben da würde ich einst sterben: so würde ich liegen, wenn Du zum letztenmal zu mir trätest, wenn Du offen vor allen mein Haupt in Deine Arme schloßest, und mit einem letzten Kusse meine Seele empfängest! Dieser Tod war mir die holdeste Vorstellung, und sie hatte sich ganz an der Lokalität meines Schlafzimmers ausgebildet: die Türe nach der Treppe zu war geschlossen, Du tratest durch die Gardine des Arbeitszimmers; so schlangest Du Deinen Arm um mich; so auf Dich blickend starb ich. — Und wie nun? Auch diese Möglichkeit zu sterben war mir entriickt? Kalt, und wie gejagt, verließ ich dies Haus, in welchem ich mit einem Dämon eingeschlossen war, den ich nicht mehr bannen konnte als durch die Flucht. — Wo — wo werde ich nun sterben? — — So entschlief ich. —

Aus banger Träumen erweckte mich da ein wunderbares Rauschen: mit dem Erwachen fühlte ich deutlich einen Kuß auf meiner Stirn: — ein schriller Seufzer folgte. Das war so lebhaft, daß ich aufsprang und um mich blickte. Alles still. Ich zündete Licht an: es war kurz vor 1 Uhr, am Ende der Geisterstunde. Hatte ein

Geist in dieser banger Stunde bei mir Wache gestanden? Wachtest Du oder schließt Du um diese Zeit? — Wie war es Dir? — Kein Auge konnte ich nun wieder schließen. Lange quälte ich mich vergebens im Bett, bis ich endlich aufstand, mich vollständig ankleidete, den letzten Koffer schloß, und nun, auf und ab gehend, bald auf dem Ruhesbett mich ausstreckend, bang den Tag erwartete. Er erschien diesmal später, als ich es von schlaflosen Nächten im vergangenen Sommer her gewöhnt war. Schamrot kroch die Sonne hinter dem Berge hervor. — Da blickte ich noch einmal lange hinüber. — O Himmel! Mir kam keine Träne; aber mir war es, als erblickten alle Haare meiner Schläfe! — Nun hatte ich Abschied genommen. Jetzt war alles kalt und sicher in mir. — Ich ging hinunter. Dort erwartete mich meine Frau. Sie bot mir den Tee. Es war eine schreckliche, jämmerliche Stunde. — Sie begleitete mich. Wir stiegen den Garten hinab. Es war ein prachtvoller Morgen. Ich sah mich nicht um. — Beim letzten Abschied brach meine Frau in Jammer und Tränen aus. Zum ersten Male blieb mein Auge trocken. Noch einmal redete ich ihr zu, sich mild und edel zu zeigen und sich christlichen Trost zu gewinnen. Die alte rachsüchtige Heftigkeit loderte abermals in ihr auf. — Sie ist unrettbar! mußte ich mir sagen. Doch — rächen kann ich mich an der Unglücklichen nicht. Sie selbst muß ihr Urteil vollziehen. — So war ich furchtbar ernst, bitter und traurig. Doch — weinen konnte ich nicht. — So reiste ich fort. Und siehe! — ich leugne es nicht: mir ward wohl, ich atmete frei. — Ich ging in die Einsamkeit: da bin ich heimisch; dort in der Einsamkeit, wo ich mit jedem Atemzuge Dich lieben darf! — —

Hier habe ich nun noch keinen Menschen gesprochen, außer Diener. Selbst Karl Ritter¹ habe ich geschrieben, er möge mich nicht besuchen. Daß ich nicht sprechen darf, tut mir so wohl. — Dein Tagebuch las ich vorm ersten Schlafengehen seit meiner Abreise. Dein Tage-

buch! Diese holden, tiefen Züge Deines Wesens! — Ich schlief gut.

Andren Tags bezog ich eine Wohnung, die ich wochenweise mietete. Ich bin da still und ungestört, sammle mich und warte, bis die Hitze vorüber, um nach Italien gehen zu können. Den ganzen Tag bin ich zu Hause. —

Gestern schrieb ich an meine Schwester Kläre¹, die Du vor zwei Jahren kennen lerntest. Sie wollte brüderlichen Aufschluß von mir; meine Frau hatte ihr geschrieben und sich angekündigt. Ich deutete ihr an, was Du mir seit sechs Jahren warest und bist: welchen Himmel Du mir bereitetest, und mit welchen Opfern und Kämpfen Du mich beschüttest; und wie dies Wunderwerk Deiner edlen, hohen Liebe nun so roh und plump angetastet worden sei. Ich weiß, sie versteht mich: sie ist eine enthusiastische Natur in etwas vernachlässigter Schale. Ein wenig Aufklärung mußte ich nach jener Seite geben. Aber, wie mir Herz und Seele erbehte, als ich dies schrieb, und Deine hohe, edle Reinheit mit zarten Zügen schildern durfte! — Gewiß, wir werden alles, alles vergessen und verschmerzen, und nur ein Hochgefühl wird bleiben, das Bewußtsein, daß hier ein Wunder vorging, das die Natur nur in Jahrhunderten einmal webt, das ihr so edel aber vielleicht noch nie gelang. Laß allen Schmerz! Wir sind die Glücklichsten! Mit wem wollten wir tauschen? —

23. August. 5 Uhr morgens.

Ich sah Dich im Traume auf der Terrasse: Du warst in Männerkleidung und hattest eine Reiseumütze auf dem Kopfe. Du spähest nach der Richtung, in welcher ich verweist war; ich aber nahte von der entgegengesetzten: so wandtest Du den Blick immer von mir ab, und ich suchte vergebens, Dir meine Nähe anzuzeigen, bis ich denn leise rief: Mathilde! dann lauter, immer lauter, bis mein Schlafzimmer davon erklang, und ich vom eigenen

Rufen erwachte. — Als ich dann wieder ein wenig zum Einschlafen und Träumen kam, las ich Briefe von Dir, die mir eine Jugendliebe bekannten; Du hattest dem Geliebten entsagt, doch priesest Du mir seine guten Eigenschaften; ich wurde dabei wie einer genommen, der Dich eben nur trösten sollte, — was mich etwas verdross. Ich wollte diesen Traum nicht weiter aufkommen lassen, und stand auf, um diese Zeilen zu schreiben. — Den Tag über hatte ich heftige Sehnsucht gehabt, und eine schmerzliche Lebensungeduld hatte sich meiner wieder bemächtigt. —

24. August.

Gestern fühlte ich mich tief elend. Warum noch leben? Warum leben? Ist es Feigheit — oder Mut? — Warum dieses unermessliche Glück, um so grenzenlos unglücklich zu sein? — Die Nacht hatte ich dann guten Schlaf. — Heute ging es besser. — Ich habe mir hier ein schönes Portefeuille zum Verschließen machen lassen, eigens um Deine Andenken und Briefe darin zu verwahren: es kann sehr viel fassen, und was da hineinkommt, wird bösen Kindern nicht wieder herausgegeben. Deshalb sieh Dich recht vor, was Du mir noch sendest: Du bekommst nichts davon wieder — als nach meinem Tode, wenn Du mir es nicht mit ins Grab geben willst. — Morgen reise ich nun gerade nach Venedig. Es treibt mich dahin, wo ich mich nun still niederzulassen gedanke. Das Reisen an sich ist mir höchst zuwider. — Heute waren es acht Tage, daß ich Deine Terrasse zum letztenmal sah! —

Venedig, den 3. September.

Gestern schrieb ich Dir und unsrer Freundin¹. So lange war ich durch die Reise und meine hiesige Einrichtung abgehalten. Nun soll das Tagebuch recht regel-

mäßig besorgt werden. — Die Reise ging über den Simplon. Die Berge, namentlich das lange Walliser Tal, drückten mich. Eine schöne Stunde verbrachte ich auf der Gartenterrasse der Isola bella. Ein wunder- voll sonniger Morgen. Ich kannte diesen Platz und ent- ließ sogleich den Gärtner, um da allein zu bleiben. Es kam eine schöne Ruhe und Erhebung in mich, so schön — daß sie nicht lang dauern konnte. Doch, was mich erhob, was bei mir und in mir war, das dauerte: das Glück, von Dir geliebt zu sein!

In Mailand nur Nachtaufenthalt. Am 29. August nachmittags in Venedig angekommen. Auf der Fahrt den großen Kanal entlang zur Piazzetta melancholischer Eindruck und ernste Stimmung: Größe, Schönheit und Verfall dicht nebeneinander. Doch erquickt durch die Reflexion, daß hier keine moderne Blüte, somit keine geschäftige Trivialität vorhanden. Markusplatz von zauberischem Eindruck. Eine durchaus ferne, ausgelebte Welt: sie stimmt zu dem Wunsch der Einsamkeit vor- trefflich. Nichts berührt unmittelbar als reales Leben; alles wirkt objektiv, wie ein Kunstwerk. Ich will hier bleiben, — und somit werde ich es. — Am andren Tag, nach langer Überwindung Wohnung genommen am Großen Kanal, in einem mächtigen Palast, in dem ich für jetzt noch ganz allein bin. Weite, erhabene Räume, in denen ich nach Belieben umherwandle. Da mir die Wohnung, als das Gehäuse meines Arbeitsmechanismus', so wichtig, verwende ich alle Sorgfalt darauf, sie mir nach Wunsch herzurichten. Um den Erard habe ich sofort ge- schrieben. Er muß in meinem großen, hohen Palast- saale wundervoll klingen. Die große, durchaus eigen- tümliche Stille des Kanales stimmt mir vortrefflich. Erst abends 5 Uhr verlasse ich die Wohnung, um zu speisen; dann Promenade nach dem öffentlichen Garten; kurzer Aufenthalt auf dem Markusplatz, der durchaus theatralisch anregt durch seine ganz besondere Eigentümlichkeit und

das mir ganz fremde, mich gänzlich unberührende, nur die Phantasie zerstreuende Menschengewoge. Gegen 9 Uhr Heimkehr in der Gondel; treffe die Lampe angezündet und lese ein wenig bis zum Schlaf. —

So wird mein Leben äusserlich dahinfließen, und so ist es mir recht. Leider ist bereits mein hiesiger Aufenthalt bekannt; doch ein für allemal habe ich Order gegeben, niemand zu empfangen. — Diese Einsamkeit, hier fast einzig mir möglich, — und zwar so angenehm möglich, schmeichelt mir und meinen Hoffnungen. — Ja! Ich hoffe, für Dich zu genesen! Dich mir erhalten, heißt mich meiner Kunst erhalten. Mit ihr — Dir zum Troste leben, das ist meine Aufgabe, dies stimmt mit meiner Natur, meinem Schicksale, meinem Willen, — meiner Liebe. So bin ich Dein; so sollst auch Du durch mich genesen! Hier wird der Tristan vollendet — allem Wüten der Welt zum Trotz. Und mit ihm, darf ich, kehre ich dann zurück, Dich zu sehen, zu trösten, zu beglücken! So steht es vor mir, als schönster heiligster Wunsch. Nun wohl! Held Tristan, Heldin Isolde! helft mir! helft meinem Engel! Hier sollt ihr ausbluten, hier sollen die Wunden heilen und sich schließen. Von hier soll die Welt die erhabene, edle Not der höchsten Liebe erfahren, die Klagen der leidenvollsten Wonne. Und hehr wie ein Gott, heil und klar sollst Du mich dann wiedersehen, Deinen demütigen Freund!

.

5. September.

Diese Nacht war ich schlaflos und wachte lange. Mein süßes Kind meldet mir nicht, wie es ihm geht? — Wunderbar schön der Kanal zur Nacht. Helle Sterne, letztes Mondviertel. Eine Gondel gleitet vorbei. Aus der Ferne rufen Gondolieri singend sich an. Dies ist außerordentlich schön und erhaben. Die Stanzas des Tasso sollen dazu nicht mehr rezitiert werden; die Melodien sind aber

jedenfalls uralt, so alt als Venedig, und gewiß älter als die Stanzas des Tasso, die man ihnen seinerzeit jedenfalls nur angepaßt hat. Somit hat sich in der Melodie das ewig Echte erhalten, während die Stanzas wie ein vorübergehendes Phänomen in ihr aufgenommen und endlich verschlungen worden sind. Diese tief melancholischen Melodien, mit tönender, mächtiger Stimme gesungen, von der Ferne über das Wasser hergetragen, in noch weiterer Ferne verhallend, haben mich erhaben bewegt. Herrlich!¹ —

6. September.

Gestern sah ich die Ristori als Maria Stuart. Vor einigen Tagen sah ich sie zuerst als Medea, worin sie mir sehr gefiel, ja — einen ziemlich bedeutenden Eindruck machte. Ungemeine Virtuosität, und eine bisher von mir noch nicht in dieser Vollendung gekannte Sicherheit der Gebärde im wechselnden Affekt. Was ich im voraus vermistete, da es übrigens der Medea fremd zu bleiben hatte, das erkannte ich nun aber deutlich als Hauptmangel ihrer Kunst, da es in Maria Stuart unerläßlich gefordert wird. Hier ist Idealität, Enthusiasmus, tiefe, schwärmerische Wärme nötig. Es war demütigend, wie kläglich die Künstlerin hier erlag, und ich fühlte mit einigem Stolze die Bedeutung und Höhe der deutschen Kunst, als ich mich entsann, daß ich schon von mehreren deutschen Schauspielerinnen gerade diese Aufgabe sehr erwärmend, ja hinreißend hatte ausführen sehen; während die Ristori, im jähen Abspringen von raffinierter Prosa zu fast animalisch plastischem Affekt, zeigte, daß sie die Aufgabe nicht entfernt nur ahnte, geschweige denn ihr gewachsen war. Es war wahrhaft kläglich und tief verstimmend. Dieser ideale Nerv der deutschen Kunst ist es aber, der meine Musik, und durch sie meine Dichtung möglich macht. Wie fern stehen diese französisch-italienischen Evolutionen dagegen von allem ab, was ich je ersinnen kann! Und doch wirkt

unbewußt das ideale Element dann hinreißend auf Italiener und Franzosen selbst, wenn es von außen her auf sie eindringt, so daß ich es durchaus nicht etwa nur als eine spezifisch deutsche Charakter-Einseitigkeit gelten lassen darf. Ich habe das selbst an den Wirkungen meiner Aufführungen an einzelnen erfahren. — Worin besteht nun aber der Unterschied zwischen der gemeinten Idealität und jenem realistischen Spiele des Affektes? Sieh Dir die Szene im dritten Akt der Maria Stuart an, wo sie im Garten die Freiheit begrüßt, und denke, daß die Ristori hier das meiste, ja fast alles ausließ, was nicht, als Ausgang zu einer Pointe des Haßgefühles gegen Elisabeth, ihr Anlaß zur Entwicklung ihres rapid wechselnden Affektespieles gab. — Doch, das wird Dir es nicht ganz klar machen. Gewiß aber weißt Du schnell, was ich meine, wenn ich Dich an unsre Liebe erinnere.

7. September.

Heute schrieb mir Frau Wille. Es waren die ersten Nachrichten, die ich über Dich erhielt. Du seist gefaßt, ruhig und entschlossen, die Entsagung durchzuführen! Eltern, Kinder — Pflichten. —

Wie mich das in meiner heilig, ernst-heitren Stimmung doch fremd anklang! —

Dachte ich an Dich, nie kamen mir Eltern, Kinder und Pflichten in den Sinn: ich wußte nur, daß Du mich liebtest, und daß alles Erhabene in der Welt unglücklich sein muß. Von dieser Höhe aus erschreckt es mich, genau bezeichnet zu sehen, was uns unglücklich macht. Ich sehe Dich dann plötzlich in Deinem prächtigen Hause, sehe alles das, höre alle die, denen wir ewig unverstänglich bleiben müssen, die fremd — uns nahe sind, um ängstlich das Nahe von uns fernzuhalten. Und mich faßt Grimm, sagen zu sollen: Diesen, die nichts von Dir wissen, nichts von Dir begreifen, aber alles von Dir wollen, sollst Du

alles opfern! — Ich kann und mag das nicht sehen und hören, wenn ich mein Erdenwerk würdig vollenden soll! Nur aus dem Tiefsten des Inneren kann ich die Kraft gewinnen, aber — von außen regt mich alles zur Bitterkeit auf, was sich meiner Entschlüsse bemächtigen will. —

Du hoffst mich den Winter einige Stunden in Rom zu sehen? Ich fürchte — Dich nicht sehen zu können! Dich sehen, — und zur behaglichen Zufriedenheit eines andren dann von Dir scheiden, — ob ich das jetzt schon kann? Wohl nicht! —

Auch keine Briefe willst Du? —

Ich habe Dir geschrieben, und — hoffe sicher, mit diesem Briefe¹ nicht zurückgewiesen zu werden; — ja, ich bin Deiner Antwort gewiß! —

Fort mit diesen törichten Vorstellungen! — Ich hoffe. —

8. September.

„O blinde Augen!
Blöde Herzen!“

10. September.

Gestern war ich recht krank, hatte Fieber. Abends erhielt ich auch einen neuen Brief von Frau Wille: — darin ward mir mein Briefchen an Dich — uneröffnet zurückgeschickt. —

Das hätte doch nicht geschehen sollen! — Das nicht! —

Heute habe ich noch nichts für das Tagebuch. Nicht Gedanken, — nur Gefühle. Die sollen erst zur Klarheit kommen. —

Daß Du Dich erholst und kräftig fühlst, ist mein Trost! Auch habe ich noch einen Trost, der fast einer Rache ähnlich sieht: — Du wirst einst auch diesen zurückgewiesenen Brief² lesen, — und fühlen, welch graunvolles Unrecht mir mit dieser Zurückweisung getan! — Und es ist mir doch schon so ähnlich recht oft geschehen. —

11. September.

Ach! — eine unmittelbare Ansprache von Dir! Drei Worte — nichts weiter! —

Vermittler, und wären es die verständnisvollsten, vertrautesten, können doch nichts ersetzen. Wie schwer ist es, daß Zwei sich ganz verstehen: wie notwendig ist es selbst hierzu, daß diese bei der Mitteilung glücklich-gleicher Stimmung sind, wie doch nur das vollste Gefühl der ganzen Liebes-Gegenwart sie hervorbringt. Der Dritte bleibt doch immer fern. Wer wollte sich und seine besondere Stellung so ganz verleugnen können, daß er nur Anteil an zwei anderen wäre? Daß Frau Wille sich, ganz für sich, nicht dazu verstehen zu dürfen glaubt, Dir Briefe von mir zuzustellen, muß ich begreiflich finden. Da kann ja nicht mehr auf den Inhalt gesehen werden, nicht beachtet, wie beruhigend, wie nötig daher solche Mitteilungen sind; — genug, es sind Briefe, und sie kann und muß vielleicht Anstand nehmen, sie zuzustellen. Was kann sonst überhaupt auch die „Freundin“ raten? Doch nur, was ihre Stellung zu allen Beteiligten ihr ermöglicht, und gewiß im besten, edelsten Sinne ermöglicht? — Aber — sie handelte auch nach Deinem Wunsche! Also — eine Religion zwischen uns? —

Genug heute! — Ruhe! Ruhe! —

13. September.

Ich war so traurig, daß ich selbst dem Tagebuche nichts anvertrauen wollte. Da kam heute Dein Brief — der Brief an Frau Wille. — Daß Du mich liebst, wußte ich wohl: Du bist auch wie immer gut, tief und sinnig; ich mußte lächeln, und fast über mein letztes Ungemach mich freuen, da Du mir nun ein solch edles Wohlgefühl bereitest. Ich verstehe Dich, — auch da, wo ich Dir ein leises Unrecht gebe, — denn gegen mich ist alles Unrecht, was mir als Abwehr der Zudringlichkeit gelten muß. Ich

dächte doch, ich hätte wieder zuallerletzt durch diesen schrecklichen Fortgang von Zürich bewiesen, daß ich — weichen kann, und darf somit Zweifel an meinem resignierenden Zartgefühl als unverdiente, tiefe Kränkungen empfinden. — Doch wozu jetzt das noch? — Die erhabene Schönheit meiner Stimmung war zerstört; sie muß sich nun mühsam erst wieder erheben. Verzeihe mir, wenn ich noch strauchle! — Ich will wieder heiter sein, — so gut es geht. An Frau Wille werde ich bald auch schreiben; aber auch mit den Briefen an sie will ich mäßig sein. Gott! es ist nun einmal alles so schwer, und das Höchste gewinnt sich doch nur durch Mäßigung. — Ja! es ist gut, und wird alles gut werden. Unsrer Liebe ist über jedes Hindernis erhaben, und jede Hemmung macht uns reicher, geistvoller, edler, und immer mehr auf den Inhalt und auf das Wesen unsrer Liebe gerichtet, immer gleichgültiger gegen das Unwesentliche. Ja, Du Gute, Reine, Holde! wir werden siegen, — wir sind schon mitten im Siege. —

16. September.

Da bin ich wohl und heiter. Dein Brief erfreut mich immer noch. Wie ist doch alles von Dir so sinnig, schön und lieblich! — Fast dünkt mich nun unser persönliches Schicksal gleichgültig. Innerlich ist ja alles so rein, unsrem Wesen und der Notwendigkeit zugleich so ganz angemessen. Mit diesem schönen Gefühle wünsche ich mich nun meiner Arbeit wieder zuzuwenden, und erwarte den Flügel. Der Tristan wird noch viel kosten; ist er aber einmal ganz beendigt, so dünkt es mich, als ob dann eine wunderbar bedeutende Lebensperiode bei mir abgeschlossen sein müßte, und ich dann mit neuem Sinne, ruhig, klar und tief bewußt in die Welt, und durch die Welt zu Dir auf schauen würdel. Darum drängt es mich jetzt auch so sehr nach der Arbeit. —

Einstweilen habe ich allerhand fatale und weitschweifige Korrespondenzen, die meine Zeit fortnehmen; aber immer erquickest Du mich dabei, und ganz wunderherrlich hilfst Dir Venedig, mich zu erheitern. Zum ersten Male atme ich diese immer gleiche, wonnige, reine Luft; die zauberhafte Beschaffenheit des Ortes hält mich in einem melancholisch-freundlichen Zauber, der seine Macht noch immerfort wohlthätig übt. Wenn ich des Abends eine Gondelfahrt nach dem Lido mache, umtönt es mich wie solch ein langgehaltener weicher Geigenton, den ich so liebe, und mit dem ich Dich einst verglich; nun kannst Du ermessen, wie mir da im Mondlicht auf dem Meere zumute ist! —

18. September.

Heut' vorm Jahre vollendete ich die Dichtung des Tristan, und brachte Dir den letzten Akt. Du geleitetest mich nach dem Stuhl vor dem Sofa, umarmtest mich, und sagtest: „nun habe ich keinen Wunsch mehr!“ —

An diesem Tage, zu dieser Stunde wurde ich neu geboren. — Bis dahin ging mein Vorleben; nun begann mein Nachleben. In jenem wundervollen Augenblicke lebte ich allein. Du weißt, wie ich ihn genoß? Nicht aufbrausend, stürmisch, berauscht; sondern feierlich, tief durchdrungen, mild durchwärmt, frei, wie ewig vor mich hinschauend. — Von der Welt hatte ich mich, schmerzlich, immer bestimmter losgelöst. Alles war zur Verneinung, zur Abwehr in mir geworden. Schmerzlich war selbst mein Kunstschaffen; denn es war Sehnsucht, ungestillte Sehnsucht, für jene Verneinung, jene Abwehr — das Bezahende, Eigene, Sich-mir-vermählende zu finden. Jener Augenblick gab es mir, mit einer so untrüglichen Bestimmtheit, daß ein heiliger Stillstand sich meiner bemächtigte. Ein holdes Weib, schüchtern und zagend, warf mutig sich mitten in das Meer der Schmerzen und Leiden, um mir

diesen herrlichen Augenblick zu schaffen, mir zu sagen: ich liebe Dich! — So Weihetest Du Dich dem Tode, um mir Leben zu geben; so empfing ich Dein Leben, um mit Dir nun von der Welt zu scheiden, um mit Dir zu leiden, mit Dir zu sterben. — Nun war der sehnsüchtige Zauber gelöst! — Und dies eine weißt Du auch, daß ich seitdem nie mehr im Zwiespalt mit mir war. Verwirrung und Qual konnte über uns kommen; selbst Du konntest vom Trug der Leidenschaft hingerissen werden: — ich aber — das weißt Du! — ich blieb mir nun stets gleich, und meine Liebe zu Dir konnte nie, durch keinen noch so schrecklichen Augenblick, mehr ihren Duft, ja nur ein zartes Stäubchen dieses Duftes verlieren. Alle Bitterkeit war mir geschwunden; ich konnte irren, mich leidend, gequält fühlen, aber immer blieb es mir licht, und klar wußte ich immer, daß Deine Liebe mein Höchstes sei, und ohne sie mein Dasein ein Widerspruch mit sich selbst sein müßte. —

Dank Dir, Du holder, liebevoller Engel! —

23. September.

Das Trinkgeschirr und die Tasse ist angekommen. Das war einmal wieder das erste freundliche Zeichen von außen. Was sag' ich? „von außen?“ Wie kann mir etwas von außen kommen, das mir von Dir kommt? Und doch, — es kommt da aus der Ferne her; aus der Ferne, wo jetzt meine Nähe ist. Nun hab' tausend Dank, Du erfindungsreiches, liebes Wesen! So schweigend, wie sagen wir uns deutlich, was uns so unaussprechlich ist? —

26. September.

Selbst zum Tagebuch komme ich jetzt nicht, so widerwärtig viel Briefe voll Sorgen und Besorgungen habe ich zu befördern. Wie töricht bin ich doch! Diese stete, unedle Sorge fürs Leben, — und im Grunde einen so tiefen

Ekel vor dem Leben, das ich mir immer nur künstlich zurechtlegen muß, um es nicht stets in seiner Widerlichkeit vor mir zu sehen! Wer da immer wüßte, was zwischen mir und meiner endlich möglichen Arbeitsruhe liegt! — Doch, ich will aushalten, denn ich muß. Ich gehöre nicht mir, und meine Leiden und Bekümmernisse sind die Mittel eines Zweckes, der all dieser Leiden spottet. Straff! Straff! — es muß sein! —

29. September.

Nun kommt der abnehmende Mond erst spät. Als er in seiner Fülle war, hat er mir schöne Tröstungen bereitet durch angenehme Empfindungen, deren ich bedurfte! Ich fuhr nach Sonnenuntergang auf der Gondel ihm regelmäßig dem Lido zu entgegen. Der Kampf zwischen Tag und Nacht war stets ein wundervolles Schauspiel am reinen Himmel. Rechts, mitten im dunkelrosigen Äther blinkte traulich hell der Abendstern; der Mond, in voller Pracht, warf sein funkelndes Netz nach mir im Meere aus. Nun wandt' ich ihm zur Heimkehr den Rücken. Dem Blicke, der dahin schweifte, wo Du weilest, von wo Du nach dem Monde sahest, trat, dicht über dem verwandten Siebengestirn¹, ernst und hell, mit wachsendem Lichtschweife, der Komet entgegen. Mir hatte er nichts Schreckendes, wie mir überhaupt nichts mehr Furcht einflößt, weil ich so gar kein Hoffen, gar keine Zukunft mehr habe; ich mußte sogar recht ernst über die Scheu der Leute vor dem Erscheinen solchen Gestirnes lächeln, und wählte es mit einem gewissen übermütigen Trotze zu meinem Gestirn. Ich sah in ihm nur das Ungewöhnliche, Leuchtende, Wunderbare. Bin ich so ein Komet? Brachte ich Unglück? — War das meine Schuld? — Ich konnte ihn nicht mehr aus den Augen verlieren. Schweigend und ruhig langte ich an der lustig erleuchteten, ewig heiter durchwogten Piazzetta an. Dann geht es den ernstesten me:

lantholischen Kanal hinab: links und rechts herrliche Paläste: alles lautlos: nur das sanfte Gleiten der Gondel, das Plätschern des Ruderschlages. Breite Mondeschatten. An dem stummen Palaste wird ausgestiegen. Weite Räume und Hallen, von mir allein noch bewohnt. Die Lampe brennt; ich nehme das Buch zur Hand, lese wenig, sinne viel. Alles still. — Da Musik auf dem Kanal: eine buntbeleuchtete Gondel mit Sängern und Musikern: mehr und immer mehr Kähne mit Zuhörern schließen sich an: die ganze Breite des Kanals schwimmt das Geschwader, kaum bewegt, sanft gleitend, dahin. Schöne Stimmen, passable Instrumente, tragen Lieder vor. Alles ist Ohr. — Da endlich biegt es, kaum merklich, um die Ecke und verschwindet noch unmerklicher. Lange noch höre ich, von der Nachtstille veredelt und verklärt, die Töne, die als Kunst mich nicht wohl fesseln könnten, hier aber zur Natur geworden. Alles verstummt endlich: der letzte Klang löst sich wie in das Mondlicht auf, das, wie die sichtbar gebliebene Klangwelt, sanft fortleuchtet. —

Nun hat der Mond abgenommen. —

Ich bin nicht ganz wohl seit einigen Tagen: die Spazierfahrt am Abend mußte ich einstellen. Mir ist nichts verblieben, als die Einsamkeit, und mein zukunftsloses Dasein! —

Auf dem Tisch vor mir liegt ein kleines Bild. Es ist das Porträt meines Vaters¹, das ich Dir nicht mehr zeigen konnte, als es ankam. Es zeigt ein edles, weiches, leidend sinnendes Gesicht, das mich unendlich rührt. Mir ist es sehr wert geworden. — Wer zu mir tritt, vermutet zunächst gewiß das Bild einer geliebten Frau zu treffen. Nein! Von der habe ich kein Bild. Aber ihre Seele trage ich in meinem Herzen. Da schaut hinein, wer's kann. — Gute Nacht! —

30. September.

Heute erlebte ich viel. Da erfuhr ich von der Sorge meiner Lieben um mich, und ein gar schöner Brief lag bei. Ich hab' ihn beantwortet¹, so gut es ging, traurig und froh, wie mir's zumut war! —

.

Ich habe wieder einen rechten Abscheu vor den jugendlichen Ehen bekommen; außer bei ganz unbedeutenden Personen, ist mir noch keine begegnet, in der mit der Zeit nicht ein tiefer Irrtum zutage kam. Welches Elend dann! Seele, Charakter, Anlagen — alles muß verkümmern, wenn nicht außerordentliche, und dann doch nur sehr leidenvolle, neue Beziehungen hinzutreten. So ist doch alles recht jammervoll um mich herum; was nur irgend von einiger Bedeutung ist, leidend und hilflos: und nur das Unbedeutende will sich durchaus des Daseins freuen. Doch was kümmert das alles die Natur? Die geht ihren blinden Zwecken nach und will durchaus nur die Gattung: d. h. immer von neuem leben, immer wieder anfangen, breit, breit — recht breit; das Individuum, dem sie alle Schmerzen des Daseins aufbürdet, ist ihr eben ein Sandstäubchen in dieser Breite der Gattung, das sie jeden Augenblick, eben wenn sie nur recht auf die Gattung hält, tausend- und millionenfach ersetzen kann! O, ich höre es ungern, wenn wer sich auf die Natur beruft: bei Edlen ist es edel gemeint, aber eben deshalb etwas anderes darunter verstanden; denn die Natur ist herz- und fühllos, und jeder Egoist, ja jeder Grausame, kann sich mit mehr Sicherheit und Verständnis auf sie berufen, als der Gefühlvolle. — Was ist nun solch eine Ehe, die wir in taumelnder Jugend auf die erste Regung des Gattungstriebes hin für das Leben eingehen? Und wie selten werden Eltern durch ihre eigene Erfahrung weise; sondern, wenn sie selbst endlich aus dem Elend sich in das Behagen gerettet haben, wissen sie nichts mehr davon, und

lassen gedankenlos ihre Kinder wieder in dasselbe Geleise sich stürzen! — Doch ist es hier, wie mit allem in der Natur: sie bereitet dem Individuum Elend, Tod und Verzweiflung, muß ihm aber überlassen, sich aus ihnen zu erheben, bis ihm die höchste Resignation gelingt: — das kann sie nicht wehren; sie sieht dann erstaunt zu, und sagt sich vielleicht: „hätte ich das eigentlich gewollt?“ —

Ich bin noch nicht recht wohl, hoffe aber viel von dieser Nacht, wenn ich in ihr sanft schlafe. Das gönnst Du mir wohl? — Gute Nacht! —

1. Oktober.

Vor kurzem fiel mein Blick von der Straße in den Laden eines Geflügelhändlers; gedankenlos übersah ich die aufgeschichtete, sauber und appetitlich hergerichtete Ware, als, während seitwärts einer damit beschäftigt war, ein Huhn zu rupfen, ein anderer soeben in einen Käfig griff, ein lebendes Huhn erfaßte und ihm den Kopf abriß. Der gräßliche Schrei des Tieres, und das klägliche, schwächere Jammern während der Bewältigung, drang mit Entsetzen in meine Seele. — Ich bin diesen so oft schon erlebten Eindruck seitdem nicht wieder losgeworden. — Es ist scheußlich, auf welchem bodenlosen Abgrund des grausamsten Elendes unser, im ganzen genommen, doch immer genussüchtiges Dasein sich stützt! Es ist dies meiner Anschauung von jeher so deutlich gewesen, und ist ihr, bei zunehmender Sensibilität, immer gegenwärtiger geworden, daß ich den gerechten Grund aller meiner Leiden eigentlich darin erkenne, daß ich Leben und Streben immer noch nicht mit Bestimmtheit aufgeben kann. Die Folge davon muß sich in allem zeigen, und mein oft unbegreiflich wechselvolles, nicht selten dem Liebsten bitter begegnendes Benehmen, ist nur aus diesem Zwiespalte erklärlich. Wo ich entschiedenes Behagen, oder die Tendenz, sich ein solches zu bereiten, wahrnehme, wende ich mich mit einem gewissen inneren

Grauen ab. Sobald mir ein Dasein leidlos, und sorgsam auf Fernhaltung des Leidens bedacht erscheint, kann ich es mit unersticklicher Bitterkeit verfolgen, weil es mir so fern der eigentlichen Lösung der Aufgabe des Menschen steht. So habe ich, ohne Neid zu empfinden, einen instinktiven Haß gegen Reiche empfunden: ich gebe zu, daß auch sie trotz ihres Besitzes nicht glücklich zu nennen sind; aber sie haben die recht ersichtliche Tendenz, es sein zu wollen; und das entfernt mich so von ihnen. Sie halten sich mit raffinierter Absicht vom Leibe, was ihrer möglichen Mitempfindung das Elend zeigen könnte, auf dem all ihr gewünschtes Behagen beruht, und dies einzige trennt mich um eine ganze Welt von ihnen. Ich habe mich darin beobachtet, daß ich mit sympathisch drängender Gewalt zu jener andren Seite hingezogen werde, und alles mich ernst nur insofern berührt, als es mir Mitgefühl, das ist: Mit-Leiden, erweckt. Dieses Mitleiden erkenne ich in mir als stärksten Zug meines moralischen Wesens, und vermutlich ist dieser auch der Quell meiner Kunst.

Was nun aber das Mitleiden charakterisiert, ist, daß es in seinen Affektionen durchaus nicht von den individuellen Beschaffenheiten des leidenden Gegenstandes bestimmt wird, sondern eben nur durch das wahrgenommene Leiden selbst. In der Liebe ist es anders: in ihr steigern wir uns bis zur Mit-Freude, und die Freude eines Individuums können wir nur teilen, wenn dessen besondere Eigenschaften uns im höchsten Grade angenehm und höflich sind. Unter gemeinen Persönlichkeiten ist dies eher und leicht möglich, weil hier die rein geschlechtlichen Beziehungen fast ausschließlich tätig sind. Je edler die Natur, desto schwieriger diese Ergänzung zur Mit-Freude: dann, gelingt sie, aber auch das Höchste! — Dagegen kann das Mitleiden sich dem gemeinsten und geringsten Wesen zuwenden, einem Wesen, welches außer seinem Leiden durchaus nichts Sympathisches, ja in dem, woran es sich zu freuen imstande ist, sogar nur Antipathisches für uns hat.

Der Grund hiervon ist jedenfalls ein unendlich tiefer, und, erkennen wir ihn, so sehen wir uns hierdurch über die eigentlichen Schranken der Persönlichkeit erhoben. Denn wir begegnen in unsrem so ausgeübten Mitleiden dem Leiden überhaupt, abgesehen von jeder Persönlichkeit.

Um sich gegen die Gewalt des Mitleidens abzustumpfen, bringt man gemeinhin vor, daß niedrigere Naturen ja erwiesenermaßen das Leiden selbst bei weitem schwächer, als eben bei der höheren Organisation es der Fall ist, empfinden; ganz mit dem Grade der erhöhten Sensibilität, die ja erst zum Mitleiden befähigt, nehme auch erst das Leiden an Realität zu: unser an niedrigere Naturen verwendetes Mitleiden sei daher Verschwendung, Übertreibung, ja Verzärtelung der Empfindung. — Diese Meinung beruht aber auf dem Grundirrtume, aus dem alle realistische Weltanschauung hervorgeht; und hier gerade zeigt sich der Idealismus in seiner wahrhaft moralischen Bedeutung, indem er uns jene als egoistische Borniertheit aufdeckt. Es handelt sich hier nicht darum, was der andere leidet, sondern was ich leide, wenn ich ihn leidend weiß. Wir kennen ja alles außer uns Existierende nur insoweit, als wir es uns vorstellen, und wie ich es mir vorstelle, so ist es für mich. Veredle ich es, so ist es, weil ich edel bin, fühle ich sein Leiden als ein tiefes, so ist es, weil ich tief fühle, indem ich sein Leiden mir vorstelle, und wer dagegen es sich gering vorstellen mag, zeigt dadurch eben nur, daß er selbst gering ist. Somit macht mein Mitleiden das Leiden des andren zu einer Wahrheit, und je geringer das Wesen ist, mit dem ich leiden kann, desto ausgedehnter und umfassender ist der Kreis, der überhaupt meiner Empfindung naheliegt. — Hierin liegt aber auch der Zug meines Wesens, der andren als Schwäche erscheinen kann. Ich gebe zu, daß einseitiges Handeln dadurch sehr aufgehoben wird; aber ich bin mir gewiß, daß, wenn ich handle, ich dann meinem Wesen angemessen handle, und jedenfalls nie absichtlich jemand Leid zufüge. Für alle

meine Handlungen kann mich aber einzig nur noch diese Rücksicht bestimmen: andren so wenig wie möglich Leiden zu verursachen. Hierin finde ich mich ganz mit mir einig, und nur so kann ich hoffen, andren auch Freude zu machen: denn es gibt keine wahre, echte Freude, als die Übereinstimmung im Mitleiden. Diese kann ich aber nicht erzwingen: das muß mir aus der befreundeten eigenen Natur von selbst gewährt werden, und deshalb — konnte ich dieser Erscheinung nur einmal ganz und voll be-
 gegnen! —

Ich bin mir aber auch darüber klar geworden, warum ich mit niedrerer Naturen sogar mehr Mitleiden haben kann, als mit höheren. Die höhere Natur ist, was sie ist, eben dadurch, daß sie durch das eigene Leiden zur Höhe der Resignation erhoben wird, oder zu dieser Erhebung die Anlagen in sich hat, und sie pflegt. Sie steht mir unmittelbar nah, ist mir gleich, und mit ihr gelange ich zur Mitfreude. Deshalb habe ich, im Grunde genommen, mit Menschen weniger Mitleiden, als mit Tieren. Diesen sehe ich die Anlage zur Erhebung über das Leiden, zur Resignation und ihrer tiefen, göttlichen Beruhigung, gänzlich versagt. Kommen sie daher, wie dies durch Gequältwerden geschieht, in den Fall des Leidens, so sehe ich mit eigener, qualvoller Verzweiflung eben nur das absolute, erlösungslose Leiden, ohne jeden höheren Zweck, mit der einzigen Befreiung durch den Tod, somit durch die Bekräftigung dessen, es sei besser gewesen, wenn es gar nicht erst zum Dasein gelangt wäre. Wenn daher dieses Leiden einen Zweck haben kann, so ist dies einzig durch Erweckung des Mitleidens im Menschen, der dadurch das verfehlte Dasein des Tieres in sich aufnimmt, und zum Erlöser der Welt wird, indem er überhaupt den Irrtum alles Daseins erkennt. (Diese Bedeutung wird Dir einmal aus dem dritten Akte des Parzival, am Karfreitagmorgen, klar werden.) Diese Anlage zur Welterlösung durch das Mitleiden im Menschen, aber unentwickelt, und recht ge-
 flissent-

lich unausgebildet verkommen zu sehen, macht mir nun eben den Menschen so widerwärtig, und schwächt mein Mitleiden mit ihm bis zur gänzlichen Empfindungslosigkeit gegen seine Not. Er hat in seiner Not den Weg zur Erlösung, der eben dem Tiere verschlossen ist; erkennt er diesen nicht, sondern will er sich ihn durchaus versperrt halten, so drängt es mich dagegen, ihm diese Türe gerade recht weit aufzuschlagen, und ich kann bis zur Grausamkeit gehen, ihm die Not des Leidens zum Bewußtsein zu bringen. Nichts läßt mich kälter, als die Klage des Philisters über sein gestörtes Behagen: hier wäre jedes Mitleid Mitschuld. Wie es meine ganze Natur mit sich bringt, aus dem gemeinen Zustande aufzuregen, so drängt es mich auch hier nur zu stacheln, um das große Leid des Lebens zu fühlen zu geben! —

Mit Dir, Kind, habe ich nun auch kein Mitleiden mehr. Dein Tagebuch¹, das Du mir zuletzt noch gabst, Deine neuesten Briefe, zeigen Dich mir so hoch, so echt, so durch das Leiden verklärt und geläutert, Deiner und der Welt so mächtig, daß ich nur noch Mit-Freude, Verehrung, Anbetung empfinden kann. Du siehst Dein Leid nicht mehr, sondern das Leid der Welt; Du kannst es Dir sogar in keiner andren Form mehr vorstellen, als in der des Leidens der Welt überhaupt. Du bist im edelsten Sinne Dichterin geworden. —

Aber schreckliches Mitleiden hatte ich mit Dir damals, als Du mich von Dir gestoßen, als Du nicht mehr dem Leiden, sondern der Leidenschaft preisgegeben, Dich ver-raten wähtest, das Edelste in Dir verkannt glaubtest. Da warst Du mir ein von Gott verlassener Engel. Und wie mich dieser Dein Zustand schnell aus meiner eigenen Verwirrung befreite, machte er mich erfinderisch, Dir Labung und Heilung zuzuführen. Ich fand die Freundin², die Dir Trost und Erhebung, Milderung und Versöhnung, bringen durfte. Sieh, das wirkte das Mitleiden! Wahrlich, ich konnte mich selbst darüber vergessen, für immer der Wonne

Deines Anblickes, Deiner Nähe entsagen wollen, wußte ich nur Dich beruhigt, aufgeklärt, Dir wiedergegeben. So schmähete mein Mitleiden nicht, wo Du mich es ausüben siehst, da ich Dir nun nur noch Mit-Freude schenken darf! O, diese ist das Erhabenste; sie kann nur bei vollster Sympathie erscheinen. Dem gemeineren Wesen, dem ich Mitleid schenkte, muß ich mich schnell abwenden, sobald es von mir Mit-Freude fordert. Dies war der Grund der letzten Zerwürfnisse mit meiner Frau. Die Unglückliche hatte meinen Entschluß, Euer Haus nicht mehr zu betreten, auf ihre Weise verstanden, und ihn als einen Bruch mit Dir aufgefaßt. Nun glaubte sie, bei ihrer Rückkehr, müßte sich Behagen und Vertraulichkeit zwischen uns finden. Wie furchtbar mußte ich sie enttäuschen! — Nun — Ruhe! Ruhe! — Eine andre Welt wird uns erstehen! Sei mir in ihr gesegnet, und zur ewigen Mit-Freude hochwillkommen! —

3. Oktober.

Ein recht schweres Leben habe ich doch! Wenn ich denke, welchen ungeheuren Aufwand von Sorge, Ärger und Qual ich brauche, um mir von Zeit zu Zeit nur etwas freie Muße zu verschaffen, möchte ich mich eigentlich schämen, auf diese Weise mich dem Dasein immer noch aufzudrängen, da mich die Welt, genau genommen, doch eigentlich nicht will. So immer und ewig im Kampf für die Herbeischaffung des Nötigen zu sein, oft ganze lange Zeitperioden gar nichts andres bedenken zu dürfen, als wie ich es anzufangen habe, um für eine kurze nächste Zeit mir Ruhe nach außen und das Erforderliche für das Bestehen zu erschwingen, und hierzu so ganz aus meiner eigentlichen Gesinnung treten zu müssen, denjenigen, durch die ich mich versorgen will, ein ganz anderer erscheinen zu müssen als ich bin, — das ist doch eigentlich empörend; und dazu muß gerade ich gemacht sein, wie kein anderer,

um das so recht einzusehen. Alle diese Sorgen stehen demjenigen so gut und natürlich an, dem eben das Leben Selbstzweck ist, und der in der Sorge für die Herbeischaffung des Nötigen gerade die Würze für den imaginären Genuß des endlich Beschafften findet: deshalb kann auch im Grunde niemand recht begreifen, warum unsereinem das so absolut widerwärtig ist, da es doch das Los und die Bedingung für alle ist. Daß jemand einmal das Leben eben nicht als Selbstzweck ansieht, sondern als unerläßliches Mittel für einen höheren Zweck, wer begreift das so recht innig und klar? — Es muß mit mir doch eine eigene Bewandnis haben, daß ich das alles nun so lange schon, und namentlich jetzt immer noch aushalte. — Das Gräßliche dabei ist, immer mehr innerwerden zu müssen, daß sich eigentlich doch kein Mensch — namentlich kein Mann — so recht innig und ernst für mich interessiert, und, mit Schopenhauer, beginne ich die Möglichkeit jeder wirklichen Freundschaft zu bezweifeln, und das, was man so nennt, durchaus in die Fabel zu setzen. Man hat keinen Begriff davon, wie wenig so ein Freund sich eigentlich in die Lage, geschweige denn in die Gesinnung des andren zu versetzen vermag. Aber dies ist auch ganz erklärlich: diese höchste Freundschaft kann der Natur der Dinge nach nur Ideal sein, die Natur selbst aber, diese urgrausame Schöpferin und Egoistin, kann mit dem besten Willen, wenn sie ihn haben könnte, nicht anders, als in jedem Individuum sich für die ganze alleinige Welt zu halten, und das andre Individuum nur so weit anzuerkennen, als es diesem Selbst-Wahne schmeichelt. — So ist's! Und doch hält man aus! Gott, was muß das wert sein, um deswillen man bei solcher Erkenntnis aushält! —

5. Oktober.

Vor einiger Zeit kündigte mir die Gräfin d'Agoult eine „kleine Figur“ an, die sich bald bei mir einfinden

werde. Ich verstand's nicht, und las währenddem Kōp-pens Geschichte der Religion des Buddha zu Ende. Ein unerquickliches Buch. Statt echter Züge der ältesten Legende, die ich suchte, hauptsächlich nur die Darstellung der Entwicklung in die Breite, die natürlich immer widerlicher ausfällt, je reiner und erhabener der Kern ist. Nachdem ich so recht angeekelt war durch die detaillirte Beschreibung des endlich festgestellten Kultus, mit seinen Reliquien und abgeschmackten bildlichen Darstellungen des Buddha, kommt die „kleine Figur“ an, und zeigt sich als chinesisches Exemplar solch eines heiligen Bildnisses. Mein Grauen war groß, und ich konnte es der Dame, die das Rechte getroffen zu haben glaubte, nicht verheimlichen.

Man hat viel Mühe, in dieser entstellungsfüchtigen Welt sich gegen derartige Eindrücke zu behaupten, und sich das rein angeschaute Ideal unverkümmert zu erhalten. Alles sucht so gern das Edelste, sobald es nicht zu ihm hinan kann, sich verwandt, d. h. als Fratze darzustellen. Den Sakya-Sohn, den Buddha, mir rein zu erhalten, ist mir, trotz der chinesischen Karikatur, aber doch gelungen.

Einen einzigen mir neuen, oder früher unbeachteten Zug fand ich aber doch in jener Geschichte, der mir höchst willkommen war, und der wahrscheinlich zu einem bedeutenden Momente führen wird. Es ist dieser: — Sakya-muni war anfänglich durchaus gegen die Aufnahme der Frauen in die Gemeinde der Heiligen. Er spricht von ihnen wiederholt die Ansicht aus, die Frauen seien von der Natur viel zu sehr der Geschlechtsbestimmung, und somit der Laune, dem Eigensinn und dem Hange an der persönlichen Existenz unterworfen, als daß sie zu der Sammlung und weiten Beschaulichkeit gelangen könnten, durch die der einzelne von der Naturtendenz sich lossage, um zur Erlösung zu gelangen. Sein Lieblingschüler, Ananda, — derselbe, dem ich bereits in meinen „Siegern“¹ seine Rolle zugeteilt habe —, war es nun, der endlich den

Meister vermochte, von seiner Strenge abzugehen, und auch den Frauen die Aufnahme in die Gemeinde zu eröffnen. — Hiermit gewann ich etwas ungemein Wichtiges. Ohne allen Zwang erhält mein Plan eine große mächtige Erweiterung. Das Schwierige war hier, diesen vollkommen befreiten, aller Leidenschaft enthobenen Menschen, den Buddha selbst, für die dramatische und namentlich musikalische Darstellung geeignet zu machen. Es löst sich nun dadurch, daß er selbst noch eine letzte Entwicklungsstufe erreicht, durch Aufnahme einer neuen Erkenntnis, die ihm hier — wie alle Erkenntnis — eben nicht durch abstrakte Begriffsverbindungen, sondern durch anschauliche Gefühls- erfahrung, somit auf dem Wege der Erschütterung und Bewegung des eigenen Inneren, zugeführt wird, und die ihn daher in einem letzten Fortschreiten zur höchsten Vollendung zeigt. Der dem Leben noch näher stehende, durch die heftige Liebe des jungen Tschandala-Mädchens unmittelbar berührte Ananda, wird zum Vermittler dieser letzten Vollendung. — Ananda, tief erschüttert und gerührt, kann diese Liebe nur in seinem, dem höchsten Sinne erwidern, als Verlangen, die Geliebte zu sich heranzuziehen, auch ihr das letzte Heil teilhaft werden zu lassen. Hierin begegnet ihm, nicht schroff, sondern einen Irrtum, eine Unmöglichkeit beklagend, der Meister. Endlich aber, als Ananda schon in tiefster Trauer die Hoffnung aufgeben zu müssen glaubt, fühlt Lakya, durch sein Mitleiden, und wie durch ein letztes, neuestes Problem, dessen Lösung noch sein Verweilen im Dasein aufgehalten hat, angezogen, sich bestimmt, das Mädchen zu prüfen. Dieses kommt nun, in seinem tiefsten Jammer den Meister selbst anzurufen, sie dem Ananda zu vermählen. Nun legt er die Bedingungen vor, der Entsagung der Welt, der Ausscheidung aus allen Banden der Natur: bei dem Hauptgebote ist sie endlich aufrichtig genug, machtlos zusammenzubrechen; worauf sich denn (vielleicht entsinnst Du Dich?) die reiche Szene mit den Brahmanen entspinnt, die ihm

den Verkehr mit solchem Mädchen, als Beweis für das Irrige seiner Lehre, vorwerfen. In der Zurückweisung jedes menschlichen Hochmutes gelangt endlich sein wachsender Anteil an dem Mädchen, deren frühere Existenzen er sich und den Gegnern enthüllt, zu solcher Stärke, daß, als sie — die nun den ganzen ungeheuren Zusammenhang des Weltleidens an ihrem eigenen Leiden erkannt hat — zu jedem Gelübde sich bereiterklärt, er, wie zu letzter eigener Verklärung, sie unter die Heiligen aufnimmt, und somit seinen erlösenden, allen Wesen zugewendeten Weltlauf als vollendet ansieht, da er auch dem Weibe — unmittelbar — die Erlösung zusprechen konnte. —

Glückliche Sawitri! Du darfst nun dem Geliebten überallhin folgen, stets um ihn, mit ihm sein. Glücklicher Ananda! sie ist Dir nun nah, gewonnen, um nie sie zu verlieren! —

Mein Kind, wohl hatte der herrliche Buddha recht, als er streng die Kunst ausschloß. Wer fühlt es deutlicher als ich, daß diese unselige Kunst es ist, die mich ewig der Qual des Lebens und allen Widersprüchen des Daseins zurückgibt? Wäre diese wunderbare Gabe, dieses so starke Vorherrschen der bildnerischen Phantasie nicht in mir, so könnte ich der hellen Erkenntnis nach, dem Drange des Herzens folgend — Heiliger werden; und als Heiliger dürfte ich Dir sagen: komm, verlaß alles, was Dich hält, zertrümmere die Banden der Natur: um diesen Preis zeige ich Dir den offenen Weg zum Heile! — Dann wären wir frei: Ananda und Sawitri! — Aber so ist's nicht. Denn sieh! auch dies, dieses Wissen, diese deutliche Einsicht —, sie macht mich nur immer wieder zum Dichter, zum Künstler. Sie steht, im Augenblicke da ich sie gewinne, als Bild vor mir, mit der lebhaftesten, seelenvollsten Anschaulichkeit, aber — als Bild, das mich entzückt. Ich muß es immer näher, immer inniger betrachten, um es immer bestimmter und tiefer zu sehen, es aufzeichnen, es ausführen, als eine eigene Schöpfung es beleben. Dazu

brauche ich Stimmung, schwungvolle Laune, Musse, behagliches Überwundenwissen des gemeinen, ablenkenden Lebensbedürfnisses, und dieses alles muß ich eben diesem störrigen, widerhatigen, überall feindseligen Leben abgewinnen, dem ich endlich nur in seiner, ihm einzig verständlichen Weise beikommen kann; so muß ich denn, mit Selbstvorwurf im Herzen, Mißverständnis — das ich selbst nähre — Kummer, Ärger, Not unablässig zu besiegen trachten, — nur um zu sagen, was ich sehe, und nicht sein kann! Um nicht unterzugehen, blicke ich auf Dich; und je mehr ich: hilf mir! sei mir nahe! rufe, desto ferner entschwindest Du; und mir antwortet es: „in dieser Welt, wo du diese Not dir auflädst, um deine Bilder zu verwirklichen, in dieser Welt — gehört sie dir nicht! Sondern das, was dich verhöhnt, was dich peinigt, was dich ewig mißverstehet, das umschließt auch sie, dem gehört sie, und das hat ein Recht auf sie. Warum freut sie sich auch über deine Kunst? Deine Kunst gehört der Welt, und sie — gehört ebenfalls der Welt.“ —

D verstündet ihr albernen Gelehrten den grossen, liebevollen Buddha, ihr würdet die Tiefe der Erkenntnis anstaunen, die ihm die Ausübung der Kunst als allerbestimmtesten Abweg vom Heil bezeichnete! Glaubet mir! Ich kann es euch sagen!

Glücklicher Ananda! Glückliche Sawitri! —

6. Oktober.

Soeben ist der Flügel angekommen, ausgepackt und aufgestellt worden. Während er gestimmt wird, las ich Dein Frühlings-Tagebuch wieder durch. Auch da kommt der Erard vor. — Ich bin seit seiner Ankunft sehr ergriffen. Eine recht bedeutungsvolle Bewandnis hat es mit diesem Instrumente. Du weißt, wie lange ich es mir vergebens wünschte. Als ich nun im letzten Januar nach Paris¹ ging — Du weißt warum? — sonderbar, wie mir einfiel,

mich gerade so lebhaft um einen solchen Flügel zu bewerben! Mit keinem Vorhaben war mir's Ernst; alles war mir gleichgültig; nichts besorgte ich mit auch nur einigem Eifer. Doch mit meinem Besuche bei Frau Erard war es anders; ich war diesen ganz dürftigen, unbedeutenden Menschen gegenüber völlig begeistert, und riß sie — wie ich nachher erfuhr — zu völligem Enthusiasmus hin. Ganz im Fluge gewann ich das Instrument, wie im Scherz. Wunderbarer Instinkt der Natur, wie er sich in jedem Individuum, seinem Charakter angemessen, eigentlich doch immer nur als Lebenserhaltungstrieb äußert! — Die Bedeutung dieses Gewinnes sollte mir bald immer klarer werden. Am 2. Mai, kurz bevor Du nun auch noch die „Zerstreuungsreise“ antreten solltest, und ich so recht verlassen sein mußte, — da kam der lang Erwartete an. Als er bei mir aufgestellt wurde, war draußen schlechtes Wetter, rauh und kalt: ich mußte es aufgeben, Dich an diesem Tage auf der Terrasse zu sehen. Noch war der Flügel nicht ganz hergerichtet, da — plötzlich — trittst Du aus dem Billardzimmer auf die vordere Zinne, setztest Dich auf den Stuhl und schaust herüber. Nun war alles fertig; ich öffnete das Fenster, und schlug die ersten Akkorde an. Du wußtest es noch gar nicht, daß dies der Erard war. — Nun sah ich Dich einen Monat nicht mehr, und mir wurde in dieser Zeit es immer klarer und gewisser, daß wir nun getrennt bleiben müßten! Jetzt wäre ich eigentlich doch mit meinem Leben fertig gewesen. — Aber dieses wundervoll weiche, melancholisch süße Instrument schmeichelte mich völlig wieder zur Musik zurück. Ich nannte es den Schwan, der nun gekommen, den armen Lohengrin wieder heimzuführen! — So begann ich die Komposition des zweiten Actes des Tristan. Das Leben webte sich wieder traumartig um mich zum Dasein. — Du kehrtest wieder. Wir sprachen uns nicht, aber mein Schwan sang zu Dir hinüber. —

Nun bin ich denn ganz fort von Dir: himmelhoch

liegen die Alpen zwischen uns gewälzt. Mir wird es immer klarer, wie alles werden muß, wie alles sein wird; und daß ich nun kein Leben mehr leben werde. — Ach! Kommt nur der Erard erst, — dachte ich oft: — er muß helfen, denn — es muß ja sein! Lange mußte ich warten. Nun ist er endlich da, dieses kunstvolle Werkzeug mit seinem holden Klange, das ich mir damals gewann, als ich wußte, daß ich Deine Nähe verlieren würde. Wie symbolisch deutlich spricht hier mein Genius, — mein Dämon, zu mir! Wie bewußtlos verfiel ich damals auf den Flügel: aber mein tückischer Lebenstrieb wußte, was er wollte! — Der Flügel! — Ja, ein Flügel —; wäre es der Flügel des Todesengels! —

9. Oktober.

Nun habe ich begonnen. — Womit?

Ich hatte von unsren Liedern nur die ganz flüchtigen Bleistiftskizzen, oft noch ganz unausgeführt, und so undeutlich, daß ich fürchten mußte, sie einmal ganz zu vergessen. Da habe ich mich denn zuerst darüber hergemacht, sie mir wieder vorzuspielen, und alles daran mir recht wieder ins Gedächtnis zu rufen; dann habe ich sie sorgfältig aufgeschrieben. Nun brauchst Du mir die Deinigen nicht wieder zu schicken: ich hab' sie selbst. —

Das war denn meine erste Arbeit. Somit sind die Schwingen geprüft. — Besseres, als diese Lieder, habe ich nie gemacht, und nur sehr wenig von meinen Werken wird ihnen zur Seite gestellt werden können.

„und löst dein Rätsel —
heil'ge Natur“ —

die „heil'ge Natur“ hatte ich große Lust umzutaufen: der Gedanke ist richtig, aber nicht der Ausdruck: Heilig ist die Natur nirgends, außer da, wo sie sich aufhebt und verleugnet. Aber — ich hab's Dir zulieb doch stehen gelassen

. 1

12. Oktober.

Mein Freund Schopenhauer sagt einmal¹: „Es ist viel leichter in dem Werke eines großen Geistes die Fehler und Irrtümer nachzuweisen, als von dem Werte desselben eine deutliche und vollständige Entwicklung zu geben. Denn die Fehler sind ein Einzelnes und Endliches, das sich daher vollkommen überblicken läßt; hingegen ist aber das der Stempel, welchen der Genius seinen Werken ausdrückt, daß diese ihre Trefflichkeit unergründlich und unerschöpflich ist.“ —

Diesen Ausspruch wende ich mit tief inniger Überzeugung auf Deinen letzten Brief an. Was mir darin irrtümlich schien, war mir so leicht zu übersehen, und deshalb konnte ich einzig zunächst nur darüber mich auslassen: das Tiefe, Schöne und Göttliche desselben ist aber so unendlich und unerschöpflich, daß ich es nur genießen, nicht aber darüber selbst mit Dir sprechen kann. Welchen einzig möglichen, tief beseligenden Trost es mir gewährt, Dich so hoch und erhaben zu wissen, kann ich Dir nur durch die ganze fernere und schließliche Tendenz meines Lebens bezeugen. Wie sich der äußere Verlauf desselben gestalten wird, kann ich allerdings nicht angeben; denn dies gehört dem Schicksale an. Aber der innere Kern, aus dem ich die Fügungen meines äußeren Schicksales gestalten werde, verdichtet sich in mir zu einem klaren, festen Bewußtsein, über dessen Inhalt ich Dir hier, so gut wie möglich, eine Andeutung geben will. —

Mein Lebensgang bis dahin, wo ich Dich fand, und Du endlich mein wardst, liegt deutlich vor Dir. Aus meinen Beziehungen zur Welt, deren Wesen sich meinem Wesen gegenüber mir immer schmerzlicher und trostloser fühlbar machte, trat ich immer bewußter und bestimmter zurück, ohne, als Künstler und hilfsbedürftiger Mensch, doch je ganz alle Bande zerreißen zu können, die mich an sie fesselten. Vor den Menschen wich ich, weil ihre Berüh-

rungen mich schmerzten: ich suchte mit strebsamer Absicht Vereinsamung und Zurückgezogenheit, und nährte dagegen immer brünstiger die Sehnsucht, in einem Herzen, in einer bestimmten Individualität, den bergenden, erlösenden Hafen zu finden, in welchem ich ganz und voll aufgenommen würde. Dies konnte der Natur der Welt nach nur ein liebendes Weib sein: auch ohne es zu finden, mußte dies meinem dichterisch-hellsehenden Geiste klar sein; und die deutlich erkannte Unmöglichkeit, in der Freundschaft eines Mannes das Ersehnte zu finden, mußten mir die edelsten Versuche dazu zeigen. Doch nie hatte ich eine Ahnung davon, daß ich, was ich suchte, so bestimmt, so alles Sehnen erfüllend, alles Verlangen befriedigend finden sollte, wie ich es in Dir fand. Noch einmal: — daß Du es vermochtest, in alles erdenkliche Leid der Welt Dich zu stürzen, um mir sagen zu können: „ich liebe Dich!“ — das hat mich erlöst, und mir jenen heiligen Stillestand gewonnen, von dem aus nun mein Leben eine andre Bedeutung erhalten hat. — Aber dies Göttliche war eben nur mit allen Leiden und Schmerzen der Liebe zu gewinnen: wir haben sie bis auf die Hefe genossen! — Und jetzt, nachdem wir alle Leiden gelitten, kein Schmerz uns gespart blieb, jetzt muß sich klar der Kern des höheren Lebens zeigen, den wir durch die Leiden dieser schmerzlichen Geburtswehen gewonnen. In Dir lebt er schon so rein und sicher, daß ich Dir jetzt zu Deiner Freude, zu Deiner Mit-Freude, nur zeigen darf, wie auch in mir er sich gestaltet.

Die Welt ist überwunden: in unsrer Liebe, in unsren Leiden hat sie sich selbst überwunden. Sie ist mir nun keine Feindin mehr, vor der ich fliehe, sondern ein meinem Willen gleichgültiges, wesenloses Objekt, zu dem ich mich jetzt ohne Scheu, ohne Schmerz, daher ohne wirklichen Widerwillen verhalte. Ich fühle dies immer deutlicher daran, daß ich den Drang zur absoluten Zurückgezogenheit theoretisch nicht mehr stark in mir wahrnehme. Dieser Drang hatte bisher eben die Bedeutung des Sehnsens,

Suchens und Verlangens: dieses aber ist — das fühle ich gerade! — vollkommen gestillt. Die letzten Entscheidungen zwischen uns haben mich zu dem klaren Bewußtsein gebracht, daß ich eben nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu ersehnen habe. Nach der Fülle, in der Du Dich mir gegeben hast, kann ich das nun nicht Resignation nennen, am allerwenigsten Verzweiflung. Diese verwegene Stimmung stand mir früher als Ausgang meines Suchens und Sehnsens gegenüber: von ihrer Notwendigkeit bin ich aber, durch Dich tief beglückt, erlöst. Mir ist das Gefühl einer heiligen Sättigung zu eigen. Der Drang ist ertötet, weil er vollkommen befriedigt ist. — Von diesem Bewußtsein beseelt blicke ich nun von neuem in die Welt, die mir somit in einem ganz neuen Lichte aufgeht. Denn ich habe in ihr nichts mehr zu suchen, nicht mehr die Stelle aufzufinden, worin ich vor ihr geborgen sein sollte. Sie ist mir ein ganz objektives Schauspiel geworden, wie die Natur, in der ich den Tag kommen und gehen, Keime des Lebens treiben und ersterben sehe, ohne mein Inneres selbst von diesem Kommen und Gehen, Treiben und Ersterben abhängig zu fühlen. Ich verhalte mich zu ihr ganz fast nur als auffassender und darstellender Künstler, als fühlender und mitempfindender Mensch, ohne jedoch selbst zu wollen, zu suchen, zu streben. Ganz äußerlich erkenne ich dieses neue Verhältnis namentlich auch darin, daß die Dir so bekannt gewordene Sucht nach abgelegenen, einsamem Wohnort mich eigentlich verlassen hat; und ich gebe zu, daß hierbei die schmerzlich gewonnene Erfahrung mitwirkt. Denn das Liebste und Erwünschteste, was ich in diesem Sinne gewinnen konnte, ließ mich doch eigentlich unbefriedigt, weil ich gerade da an unsrer Trennung, und an der Notwendigkeit dieser Trennung, erfahren mußte, daß das erstrebte Asyl mir nicht bereitet sein kann und soll.

Wo in der Welt sollte ich mir nun aber jetzt ein neues Asyl bereiten wollen? Ich bin, als ich das unheilvolle letzte verließ, gänzlich unempfindlich für solchen

Wunsch geworden. — Dagegen fühle ich mich nun im tiefsten Innern so gestärkt und beruhigt; durch das ewige, unentweihbare und unzerstörbare Asyl, das ich in Deinem Herzen gewonnen, mich so gegen alle Welt geborgen und behütet, daß ich von ihm aus, das mich ja in alle Welt begleitet, mit ruhig-freundlichem, mitleidvollem Lächeln in diese Welt blicken kann, der ich nun ohne Grauen angehören darf, weil ich ihr eben nicht mehr angehöre, nicht mehr als leidendes, sondern nur noch als mitleidendes Subjekt angehöre. — Ich überlasse mich daher jetzt, vollkommen wunschlos, der Gestaltung meines äußeren Schicksales, um es dereinst hinzunehmen, wie es sich mir eben fügt. Nichts erstrebe ich; was sich mir von selbst bieten, und meinem tiefaufgeklärten Bewußtsein nicht zuwider sein wird, werde ich ruhig, ohne Hoffnung, aber auch ohne Verzweiflung, erfassen, um immer das Beste, was ich leisten kann, so gut als die Welt es gestattet, ihr darzuzureichen, unbekümmert um Lohn, ja selbst um Verständnis. — Dieser ruhigen Tendenz (der Frucht unendlicher Kämpfe gegen die Welt, und endlich meiner Erlösung durch Deine Liebe!) folgend, werde ich vermutlich einmal meinen Wohnort dort bestimmen, wo mir reiche Kunstmittel zu Gebote stehen, um deren Beschaffung ich mich nicht erst bemühen muß (denn dafür ist mir das Spiel nicht mehr ernst genug!), so daß ich nach Lust und Laune periodisch meine Arbeiten in erträglichen Aufführungen mir vorführen kann. Natürlich wäre dabei an irgendeine „Stellung“ oder „Anstellung“ gar nicht im entferntesten auch nur zu denken. Auch habe ich überhaupt nicht den mindesten Wunsch für etwa diesen oder jenen bestimmten Ort, denn — nirgends suche ich mehr etwas Bestimmtes, Individuelles, oder gar Intimes. Von diesem Drange bin ich eben vollkommen befreit! Sondern ich werde eben nur ergreifen, was im Gegenteile mir die allgemeinsten, vielleicht sogar oberflächlichsten Beziehungen zu meiner Umgebung gestattet, und dies gestaltet sich wohl um so leichter, je größer der Ort ist.

An ein Zurückziehen zu irgendwelcher Intimität, z. B. nach Weimar, denke ich nicht im entferntesten; ein solcher Gedanke widert mich sogar sehr bestimmt an. Meiner tiefen Stimmung gegen die Welt kann ich eben nur gerecht werden, wenn ich die Menschen ganz allgemein fasse, ohne irgendwelche nähere individuelle Beziehung. Ein Streben, wie in Zürich, wo ich jeden einzelnen zu mir heranzuziehen suchte, kann mich nie wieder einnehmen. —

Hier hast Du die Grundzüge meiner Stimmung. Was sich daraus nach außen gestaltet, kann ich — wie gesagt — nicht mit Bestimmtheit angeben, wie es mir auch in tiefster Seele gleichgültig ist. An etwas Dauerndes für meine Zukunft denke ich gar nicht: ich bin, während ich nach Dauerhaftigkeit strebte, des Wechsels so gewohnt worden, daß ich ihm jetzt um so williger Spiel lasse, je — — wunschloser ich bin.

Wie unsre, Dein' und meine persönlichen Berührungen sich gestalten werden, dies — einzig schmerzlich mich noch Erregende — müssen wir, Du Liebe, wohl auch dem Schicksal überlassen.

Hier liegt ja eigentlich der wehe Punkt, der Stachel des Leides und der Bitterkeit gegen andre, die uns die himmlische Labung der Nähe unmöglich machen, ohne dadurch im mindesten sich einen Gewinn zu sichern! Hier sind wir nicht frei, und hängen von denen ab, denen wir uns opfern, und zu denen wir uns nun, mit dem großen Opfer im Herzen, zurückwenden, um an ihnen das nächste Mitleid auszuüben. Du wirst Deine Kinder erziehen: — nimm meinen vollen Segen dazu! Mögest Du an ihnen Freude und edles Gedeihen erleben! Ich werde Dir immer nur, mit tiefer Befriedigung zuschauen. — Wohl werden auch wir uns wieder sehen: aber, mich dünkt, zunächst nur wie — im Traum, wie zwei abgeschiedene Geister, die sich auf der Stätte ihrer Leiden treffen, um noch einmal an dem Blicke, an dem Händedruck sich zu laben, der sie dieser Welt enthob, um ihnen den Himmel zu erwerben.

Sollte mir — vielleicht auf dem Grunde meiner tiefen Beruhigung — ein schönes, klares Alter vergönnt sein, so stünde mir für dereinst wohl noch bevor, ganz wieder in Deine Nähe zurückzukehren, wenn alles Leiden, alle Eifersucht überwunden ist. Das „Asyl“ könnte dann doch noch eine Wahrheit werden. Vielleicht bedürfte ich dann sogar der Pflege. Sie würde mir wohl nicht versagt sein. Vielleicht — trätest Du dann eines Morgens doch noch durch das grüne Arbeitszimmer an mein Bett, um in Deinen Armen, mit einem letzten Scheidekuß meine Seele zu empfangen. — Und mein Tagebuch wäre somit geschlossen, womit es begann¹. — Ja, mein Kind! Sei denn hiemit dies Tagebuch geschlossen! Es bietet Dir meine Leiden, meine Erhebung, meine Kämpfe, meine Blicke in die Welt, und überall — meine ewige Liebe zu Dir! Nimm es gütig auf, und verzeihe mir, wenn es Dir irgendwo eine Wunde weckt. —

Ich kehre nun zum „Tristan“ zurück, um an ihm die tiefe Kunst des tönenden Schweigens² für mich zu Dir sprechen zu lassen. Für jetzt erquicht mich die große Einsamkeit und Zurückgezogenheit, in der ich lebe: in ihr sammle ich meine schmerzlich zerstückten Lebenskräfte. Bereits genieße ich seit einiger Zeit die fast nie so gekannte Wohltat eines ruhigen, tiefen Schlafes in der Nacht: könnte ich ihn allen geben! Ich werde dies genießen, bis mein wunderbares Werk gediehen und vollendet ist. Erst dann will ich mich einmal umsehen, welch Gesicht mir die Welt zeigt. Der Großherzog von Baden hat so viel ausgewirkt, daß ich zur persönlichen Aufführung eines neuen Werkes für einige Zeit Deutschland besuchen darf. Vielleicht benutze ich dies dann für den Tristan. Bis dahin bleibe ich mit ihm in meiner hiesigen, lebendig gewordenen Traumwelt allein.

Fällt mir etwas Mitteilenswertes ein, so zeichne ich es auf, sammle es, und Du erhältst es, sobald Du es wünschest. Nachrichten von uns geben wir uns wohl so

oft wie möglich? Sie können uns jetzt nur noch erfreuen, denn zwischen uns ist alles licht und rein, und kein Mißverständnis, kein Irrtum kann uns mehr beschweren. So leb' denn wohl, Du mein Himmel, meine Erlöserin, mein seliges, reines, liebes Weib! Leb' wohl! Sei gesegnet aus tiefster Andacht meiner Seele!¹

Venedig 1858.

18. Oktober.

Heute vorm Jahr hatten wir bei Willes einen schönen Tag. Es war die wundervolle Zeit. Wir feierten den 18. September². Als wir vom Spaziergang nach der Höhe zurückgingen, bot Dein Mann Frau Wille den Arm an, so durfte ich Dir auch den meinigen bieten. Wir sprachen von Calderon: wie diente er gut! Im Hause setzte ich mich sogleich an den neuen Flügel; ich selbst begriff nicht, wie ich so schön spielen konnte. — Es war ein herrlicher, sättigender Tag. — Hast Du ihn heut' gefeiert? — O, diese schöne Zeit mußte uns einmal blühen: sie verging, — aber die Blüte welkt nicht; sie duftet ewig in unsrer Seele. —

Ein Brief von Liszt³ traf auch heute ein, der mir große Freude machte, so daß ich — denn schönes Wetter haben wir auch — in recht heiter-ruhiger Stimmung bin. Ich hatte ihm zuletzt manch Empfindliches geschrieben; ich mußte es, weil er mir doch so lieb ist, und ich deshalb mich zur Aufrichtigkeit verpflichtet fühlte. Darauf antwortet er mir nun mit unerschütterlicher Zärtlichkeit. Ich lerne aus dieser schönen Erfahrung, daß ich meine Erkenntnis der Unmöglichkeit einer vollkommenen Freundschaft, wie sie uns als Ideal vorschwebt, doch nicht zu bereuen habe, da sie mich durchaus nicht unempfindlich macht, sondern im Gegenteil desto dankbarer und empfänglicher für das, was sich nun doch, als Annäherung

an dieses Ideal, uns darbietet. Zwischen Liszts und meinem intelligenten Charakter ist ein so großer und wesentlicher Unterschied, daß mich oft eben die Schwierigkeit, ja — wie ich glauben muß — Unmöglichkeit, mich ihm verständlich zu machen, quälend ängstigt und zur ironischen Bitterkeit stimmt: hier aber tritt nun gerade die Liebe so schön ausgleichend und befriedigend ein, daß ich warme freundschaftliche Beziehungen bei Männern fast nur bei einer Differenz der Anschauungen für möglich halten mag. Denn dieses freundschaftliche Gefühl ist es doch eigentlich allein, was überhaupt zwischen Männern Übereinstimmung herbeiführen kann: vollkommen in ihren Anschauungen zusammentreffen werden sie wohl nie, oder höchstens, wenn sie unbedeutend sind, und ihre Anschauungen sich auf naheliegendes Gemeines beziehen; betreffen sie Höheres und Ungemeines, so wäre fast nur an logisch-praktischen Zusammenhang der Intelligenzen zu denken, wie sie in der wissenschaftlichen Sphäre vorkommen mag. Das eigentlich Erwärmende der Freundschaft tritt doch aber eben erst da ein, wo durch sie Differenzen, wie durch ein Höheres, Intervenierendes, ausgeglichen und als unbedeutend dargestellt werden. Dies angenehme Gefühl habe ich durch Liszt schon wiederholt erhalten. Doch will ich — ruhig betrachtet — nicht leugnen, daß ich es für gut halten muß, wenn wir nie lange und nahe beisammen sind, weil ich dann die zu starke Offenbarwerdung unsrer Verschiedenheit zu fürchten hätte. In der Ferne gewinnen wir für uns sehr. —

Wir —: wir sind fern und nah — vereint — einig — eins! —

24. Oktober.

Wie sehr ich von Dir abhängе, Du Geliebte! das habe ich doch in dieser Zeit wieder so recht inniglich empfunden. Meine schöne, tief beruhigte Stimmung hatte ich doch nur

durch Dich gewonnen: ich wußte Dich so erhaben und verklärt, daß ich es mit Dir sein mußte. Und nun diese Trauer, dieses wehmütig ernste Leiden, Dich von dem Verluste Deines Söhnchens¹ betroffen zu wissen! Wie das alles doch plötzlich so anders war! Aller Stolz, alle Ruhe so schnell in bänglich weiches Erbeben aufgelöst; tiefer Kummer, Weinen und Trauern! Die aufgebaute Welt schwankend, der Blick auf sie unsicher durch Tränen. Da wäre doch wieder die Macht von außen gekommen, an die Tore unsres Innern prüfend zu klopfen, ob da alles echt bestellt sei. Es war eine ernste Zeit. Wirst Du es erkennen, daß ich in diesen Tagen meine Arbeit nur recht mühsam, fast gar nicht bedenken konnte? — Doch ersehe ich daraus nicht, daß es mit mir eine unechte Bewandnis habe; vielmehr wird mir klar, daß auch diese Arbeit nur eine Äußerung meines Wesens ist, daß diesem aber auch andre, sichrere Ausdrucksweisen zu Gebote stehen. Ich kann mit Dir leiden und trauern. Könnte ich etwas Schöneres tun, wenn Du leidest und trauerst?

Möge ich nun bald von Dir erfahren, um Dich in dieser ernstbedeutungsvollen Prüfung recht innig deutlich zu ersehen! Was Du mir mittheilst, wird, wie alles, was von Dir kommt, mich belehren und mit einem edlen Gewinn bereichern. Sprich zu mir aus dem Gefühle, das sich gewöhnt, die ganze Welt zu umfassen, in welchem so auch Dein Kind, mit seinem Dasein, — mit seinem zarten Tode eingeschlossen war. Sei sicher, überall freundlich und innig von mir verstanden zu werden! — Du liebes armes Kind! —

31. Oktober, abends.

Weißt Du denn nicht, mein Kind, daß ich nur von Dir — nur von Dir abhängen? Daß die ernste Heiterkeit, mit der das Dir gesandte Tagebuch² abschloß, nur das Spiegelbild Deiner, mir mitgetheilten schönen Stimmung

war? O, halte mich nicht für so groß, daß ich ganz für mich und aus mir sein könnte, was ich bin, und wie ich bin. Wie tief fühle ich dies jetzt. Von unsäglichem Weh und Jammer bin ich bis in das Innerste zerspalten; — ich habe Deine Sendung erhalten, Dein Tagebuch, Deine Antwort gelesen! — Weißt Du es denn wirklich noch nicht, wie ich nur von Dir lebe? Glaubtest Du es nicht, als ich noch kürzlich es Dir sagen ließ¹? Dir gleich, Deiner würdig zu sein, — das ist der Haß meines Lebens! Schilt mich nun nicht, wenn ich Dir nun sage, daß ich eben ganz wie Du bin, wie Du empfinde, ganz Deine Stimmung, Dein feinstes Weh teile, nicht nur, weil es das Deine ist, sondern weil es mir so klar und gewiß auch das meine ist! — Weißt Du denn noch, wie wir uns schrieben, da ich in Paris² war, und vereint gleichzeitig aus uns der Jammer hervorbrach, nachdem wir wie begeistert uns unsre Vorsätze mitgeteilt? So ist es noch! So wird es bleiben, immer und immer! — Alles ist Wahn! Alles Selbsttäuschung! Wir sind nicht gemacht, uns die Welt einzurichten. O Du lieber, lauterer Engel der Wahrheit! Sei gesegnet für Deine himmlische Liebe! O ich wußte alles! Welche bange Tage habe ich verlebt! Welche wachsende tiefe Beklemmung! Die Welt stockte mir: und atmen konnte ich nur noch, wenn ich Deinen Atem fühlte. — O mein süßes, süßes Weib! Ich kann Dich heut' nicht trösten, ich armer, trauriger, zerbrochener Mann! Auch nicht Balsam kann ich Dir geben und — „Heilung“ habe ich ja nicht für Dich?? Wie sollte ich Dir Heilung geben können? Meine Tränen fließen in bittren, reichen Strömen —: sollten die Dich heilen können? — Ich weiß, es sind die Tränen der Liebe, die noch nie so geliebt wurde: in ihnen strömt mir aller Jammer der Welt. Und doch, die einzige Wonne, die ich heute, jetzt empfinden möchte, geben sie mir; sie geben mir eine tief, tief innere Gewißheit, ein unveräußerliches, unentreibbares Recht. Es sind die Tränen meiner ewigen Liebe zu Dir. Könnten sie Dich

heilen? — O Himmel! mehr als einmal stand ich jetzt hart daran, mich sofort aufzumachen, um in Deine Nähe zu kommen. Unterließ ich es aus Sorge für mich? Nein! gewiß nicht! Aber aus Sorge — für Deine Kinder! — Darum — nochmals — und immer: Straff! — Es gilt noch eine Zeitlang. Mir ist — mir ist — als könnte ich — bald Dir schöner, Dir angenehmer, Deiner würdiger begegnen: und dies möchte ich so gern! — Aber was ist alles Mögen? —

Nein! nein! Du süßes Kind! Ich weiß alles! Ich verstehe alles: — ich sehe klar, sonnenklar — — —! Ich werde wahnsinnig! — Laß mich jetzt abbrechen! Nicht um Ruhe zu suchen, sondern um der Wonne meines Schmerzes bis zum Ertränken mich zu übergeben! — O Du Holde! — Nein! Nein! Er verrät Dich nicht. — — — Er — nicht! —

I. November.

Heute ist Aller-Seelentag! —

Ich bin erwacht aus kurzem, aber tiefem Schlafe, nach langem, furchtbarem Leiden, wie ich es noch nie gelitten. Ich stand auf dem Balkon und blickte in den schwarzflutenden Kanal hinab; der Sturmwind tobte. Mein Sprung, mein Fall wäre nicht vernommen worden. Ich war der Qualen frei, sobald ich sprang. Und die Faust ballte ich dazu, mich auf das Geländer zu erheben. — Konnte ich — mit dem Blicke auf Dich, — auf Deine Kinder? —

Nun ist Aller-Seelentag angebrochen! —

Alle Seelen! habet Ruhe! —

Nun weiß ich, daß es mir noch beschieden ist, in Deinen Armen zu sterben! Nun weiß ich's! — — Ich werde Dich bald wiedersehen: gewiß zum Frühjahr; vielleicht schon mitten im Winter. —

Sieh, mein Kind! Nun ist der letzte Stachel aus

meiner Seele!
 Ich kann nun alles. Wir werden uns bald wiedersehen. —

Gib nichts auf meine Kunst! Deutlich habe ich's nun empfunden: sie ist mir nicht Trost, nicht Ersatz; sie ist nur die Begleiterin meiner tiefen Harmonie mit Dir, die Ernährerin des Wunsches, in Deinen Armen zu sterben. Als der Erard ankam, konnte er mir nur schmeicheln, weil Deine tiefe, unerschütterliche Liebe nach dem Sturme mir sicherer und heller aufleuchtete denn je. Mit Dir kann ich alles: — ohne Dich nichts! Nichts! Laß Dich selbst durch den Ausdruck der ruhigheitren Stimmung nicht täuschen, die mein letztes Tagebuch schloß; sie war nur der Reflex Deiner schönen, würdevollen Erhebung. Mir fällt alles auseinander, sobald ich die leiseste Unübereinstimmung zwischen uns wahrnehme. Glaub' mir, Du Einzige! Du hast mich in Deinen Händen, und nur mit Dir kann ich — vollenden. —

So bitte ich Dich denn nach dieser furchtbaren Nacht: — hab' Vertrauen zu mir, unbedingtes, grenzenloses Vertrauen! Und dies heißt wieder nur: glaube, daß ich mit Dir alles kann, ohne Dich nichts! —

So weißt Du, wer über mich, mein Tun und mein Leiden verfügt; das bist Du, selbst wenn ich in irrigen Vorstellungen über Dich befangen bin. Und so bin ich denn Deiner gewiß. Du wirst mich nicht verlassen, mir nicht verstummen: Du wirst mich treu durch Not und Elend geleiten. Du kannst es nicht anders! Ich habe in dieser Nacht mir ein neues Recht auf Dich erworben —: Du kannst mich nicht dem Leben wiedergegeben wissen, um mit irgendeiner Gunst gegen mich sparen zu wollen.

So hilf mir denn! Denn auch ich will Dir treulich helfen. — Hilf mir auch die furchtbare Last tragen, die auf meinem Herzen liegt: — sie ist eine Last, — aber sie liegt auf meinem Herzen. — Von einem zuverlässigen Arzte erhalte ich gestern den genauen Bericht über die Krankheit meiner Frau. Sie scheint unrettbar. Die Ausbildung

einer Brustwassersucht steht ihr bevor; zunehmendes, vielleicht langwieriges, aber immer qualenvolleres Leiden, mit einziger Aussicht auf Erlösung durch den Tod. Was einzig lindern und erträglich machen kann, ist grösste Ruhe, Fernhaltung jeder moralischen Aufregung. — Hilf mir, die Unglückliche pflegen! Ich werde es wohl nur aus der Ferne tun können, weil ich selbst die Entfernung von ihr für das zweckdienlichste halten muß. Bin ich in ihrer Nähe, so werde ich unfähig dazu; auch muß ihr meine Nähe nur Beunruhigung machen; beruhigen kann ich sie nur aus der Ferne; denn da kann ich zu meinen Mittheilungen Zeit und Stimmung wählen, um immer meiner Aufgabe gegen sie eingedenk zu sein. Aber auch dies kann ich nicht, wenn — Du mir nicht hilfst. Ich darf Dich nicht blutend wissen, ich darf mich nicht in dem Elend fühlen, Dir keine Heilung Deiner Wunden bieten zu können! Dies bricht mich in tausend Stücke, und führt mich dahin, woher ich diese Nacht noch einmal zu Dir zurückkehrte! Nicht wahr, Du Engel? Du verstehst mich? Du weißt, daß ich Dein bin, und nur Du über mein Tun, Wirken, Dichten und Beschlieszen verfügst? Weigere Dich nicht, das anzuerkennen, — denn es ist ja so! — Mir hilft kein Schwan, wenn Du mir nicht hilfst: Alles hat nur Sinn und Bedeutung durch Dich! O, glaub' das! Glaub' das! — So, wenn ich Dir sage, hilf mir, hilf mir zu diesem oder jenem, so meine ich damit nur: glaube, daß ich nur durch Dich etwas vermag, und nichts ohne Dich! Das ist das ganze Geheimnis. — Es ist mir wieder tiefer aufgegangen, als je. Seit dem Tode Deines Söhnchens stand es kläglich um meine Arbeit. Da sah ich recht, daß sie mir kein Trost sei, sondern eben nur der Ausdruck des Einsamen, wenn er sich mit Dir vereinigt fühlt, und sich nicht um Dich zu betrüben hat. Ach, deshalb geht es auch seit lange so schwer damit: wahrlich! sie ist mir nur ein Spiel; mein wahrer Ernst ist nicht dabei, wie er nie eigentlich ganz in ihr war, sondern dar:

über hinaus, in dem, was ich ersehnte, und nun in dem, was mich einzig zum Leben und Kunstschaffen noch fähig macht! — O, glaube! Glaube mir, daß nur Du mein Ernst bist! — In dieser Nacht, da ich die Hand vom Geländer des Balkons zurückzog, war es nicht meine Kunst, die mich hielt! In diesem furchtbaren Augenblicke zeigte sich mir mit fast sichtbarer Bestimmtheit die wahre Achse meines Lebens, um die sich mein Entschluß vom Tode zum neuen Dasein herumdrehte: es warst Du! — Du! — Wie ein Lächeln überslog mich's —: wäre es nicht wonniger, in ihren Armen zu sterben? —

.

Sei mir nicht böse, mein Kind! „Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!“ — Aller-Seelentag! Auferstehungstag! —

Heim schreibe ich heute, er soll mir den Freipaß für den Erard denn doch erhalten; ich gedenke ihn zu benutzen, um das Instrument einmal wieder zollfrei in die Schweiz führen zu können. Der Schwan hat seit dieser Nacht viel von seiner Bedeutung verloren; er ist es kaum wert, daß ich Dir noch Freude davon verspreche! —

Wir haben es schwer, sehr schwer, mein geliebtes Kind! Aber dafür sind wir auch so reich, jede Lebensschuld zahlen zu können, und dabei doch noch den unendlichsten Gewinn für uns zurückzubehalten. Aber, nicht wahr? Du schweigst mir nicht? — Und — kann ich Dich nicht „heilen“, so verschmäht Du wenigstens meinen „Balsam“ nicht? —

Wir sehen uns bald. — — — — —
 Leb' wohl! —

 Aller-Seelentag!
 leb' wohl! —

Und sei mir gut! —

24. November.

Venedig.

Karl¹ hat mich auf einige Zeit verlassen, um seiner kranken Mutter zum Geburtstag zu gratulieren. In kurzem wird er wiederkommen. Beim Abschied hat er mich sehr gerührt. Der Wunderliche konnte sich nur schwer trennen. Ich glaube wohl, wer mich in diesen letzten Monaten viel umgeben durste, muß einen schönen Eindruck gewonnen haben. Ich bin gewiß noch nie so klar in allem gewesen, wie jetzt, und habe so wenig, fast gar keine Bitterkeit mehr. Wer so sicher weiß, daß er nichts mehr zu suchen, sondern nur noch zu geben hat, der ist doch auch eigentlich mit der ganzen Welt ausgeföhnt; denn sein Widerwille bestand doch nur darin, daß er da etwas suchte, wo ihm nichts gegeben werden konnte. Wie gelangt man nun zu dieser Wunderkraft des Gebens? Gewiß nur dadurch, daß man selbst nichts mehr verlangt. Wer eben innewird, daß das Einzige, Tiefbeglückende, wonach es tiefen Herzen verlangt, ganz außer der Macht der Welt liegt, ihm zu geben, der fühlt endlich auch, wie berechtigt sie ist, zu verweigern, was sie nicht geben kann. Aber was begreifen wir unter der Welt? In unsrem Sinne alle die Menschen, die sich das, was sie zu ihrem Glücke verlangen, wirklich geben können, Ehre, Ruhm, Vermögen, behagliche Ehe, zerstreuende Gesellschaft, Besitz in jeder Gestalt. Wer dies nicht erreicht, der grollt deshalb auch der Welt. Wie übel würden wir aber der Welt grollen, da wir ja nichts von alledem verlangen, was sie nach Laune entziehen und gewähren kann? So wende ich meinen Blick denn mitleidig auf die Menschheit zurück, und freue mich der Gaben, die mich da trösten lassen können, wo die Täuschung sich leiden schafft. Wer aber so hoch, so wundervoll erhaben über der Welt steht, der muß und darf aber auch unter keiner Bedingung etwas von ihr verlangen, und nichts von ihr annehmen, als was durch diese Annahme den Geber selbst erhebt

und beglückt. Begehrten wir dagegen ein wirkliches, von ihr so gefühltes Opfer von ihr, was sie ungerne gäbe, so müßte dies uns sogleich zeigen, daß wir von unsrer Höhe herabgestiegen, und unsrer Würde etwas zu vergeben im Begriffe wären. Dies war auch der Sinn des buddhistischen Bettlertumes; der Religiöse, der allem Besitz entsagt hatte, erschien ernst und ruhig in den Straßen und vor den Häusern, um diejenigen, die ihm Almosen reichen würden, durch die Annahme derselben zu beglücken. Wie hätte es dem Frommen, der selbst allem entsagte, dünken müssen, wenn er dem ungerne Spendenden eine Gabe hätte abdringen müssen, etwa um seinen Hunger zu stillen, er, dem der Hunger Andachtsübung war? Es war mir lieb, mich über diese Tendenz des Gebens und Empfangens sogleich mit mir im Klaren zu finden, als ich vor einiger Zeit den Brief eines Freundes¹ am Züricher See zu beantworten hatte. Wie schmähhch, ja verbrecherisch müßte das sein, was ich in jenem üblen Sinne dem eigentlichen Geiste der Welt mir abgewinnen sollte, diesem Geiste, der mir da ein Zugeständnis zu machen glauben würde, wo ich durch meine edelste Meinung ihn zu mir erhoben wähnte. Wie stolz war ich da; aber nicht bitter. Der buddhistische Bettler hatte sich vor dem unrechten Hause gezeigt: und Hunger ward ihm Andacht! Wo ich zu beglücken wähnte, glaubte man sich mir opfern zu sollen. Bedurfte es mehr, als diesen Irrtum zu erkennen? Und wenn ich dem letzten Lebensatemzuge entsagen müßte: rein und göttlich bleibt, was in mir lebt, wenn kein Opfer der Welt daran haftet. Dies Wissen, dies Wollen — ist es ja eben, was uns so groß macht, was uns die ungeheure Kraft gibt, selbst das Leiden nicht mehr zu fühlen, und — den Hunger uns zur Andacht zu machen.

— Ich hatte eine Winterreise vor. Die ist aufgegeben. Nun sehe ich die Welt aber immer klarer; mit jeder Andacht stärkt sich mein Geist zur Wunderkraft. Ich muß jetzt viel Gewalt über die Menschen haben. Das sah ich

an Karl, als er auf kurze Zeit von mir Abschied nahm. — Ich bin nicht immer ganz wohl. Doch bleibt meine Stimmung meistens ungetrübt und hell. Auch muß ich lächeln, wenn Koboldchen¹ spukt: gestern hörte ich es wieder rascheln. —

1. Dezember.

Da bin ich Armer seit acht Tagen einmal wieder auf das Zimmer, und diesmal sogar an den Stuhl gebannt, von dem ich nicht aufstehen darf, und mich abends in das Bett tragen lassen muß. Doch ist es eben nur ein äußerliches Leiden, das ich sogar für recht entscheidend für meine Gesund(heit) halte, wodurch mich mein Zustand sogar mit Hoffnung erfüllt, von nun ab recht ungestört bei meiner Arbeit verbleiben zu können, während die Unterbrechung darin das Hauptsächlichste war, was mir meine letzten Krankheitsanfalle unleidlich machte. — In solchen Perioden ist mein Intellekt immer sehr geweckt; Pläne und Entwürfe beschäftigen meine Phantasie lebhaft. Diesmal waren es philosophische Probleme, die mich einnahmen. Ich habe in der letzten Zeit langsam einmal wieder Freund Schopenhauers Hauptwerk durchgelesen, und diesmal hat er mich außerordentlich zur Erweiterung und — in einzelner — sogar zur Berichtigung seines Systems angeregt². Der Gegenstand ist ungemein wichtig, und meiner ganz besondern Natur mußte es, gerade in dieser ganz besondern Lebensperiode, vielleicht vorbehalten sein, hier Einsichten zu gewinnen, die sich keinem andern erschließen konnten. Es handelt sich nämlich darum, den von keinem Philosophen, namentlich auch von Sch. nicht, erkannten Heilsweg zur vollkommenen Beruhigung des Willens durch die Liebe, und zwar nicht einer abstrakten Menschenliebe, sondern der wirklich, aus dem Grunde der Geschlechtsliebe, d. h. der Neigung zwischen Mann und Weib keimenden Liebe, nachzuweisen. Es ist

entscheidend, daß ich hierzu (als Philosoph, — nicht als Dichter, denn als solcher habe ich mein eigenes) das Material der Begriffe benutzen kann, die mir Sch. selbst gibt. Die Darstellung führt sehr tief und weit; sie schließt die genauere Erklärung des Zustandes, in welchem wir fähig werden, Ideen zu erkennen, sowie überhaupt der Genialität, in sich, die ich nicht mehr als den Zustand der Losgerissenheit des Intellektes vom Willen, sondern vielmehr als eine Steigerung des Intellektes des Individuums zum Erkenntnisorgan der Gattung, somit, des Willens selbst, als Dinges an sich, auffasse; woher auch einzig die wunderbare, enthusiastische Freudigkeit und Entzücktheit in den höchsten Momenten der genialen Erkenntnis erklärlich, die Sch. kaum zu kennen scheint, da er sie nur in der Ruhe und im Schweigen der individuellen Willens-Affekte zu finden vermag. Ganz analog dieser Auffassung gelange ich aber mit größter Bestimmtheit dazu, in der Liebe die Möglichkeit nachzuweisen, bis zu jener Erhebung über den individuellen Willenstrieb zu gelangen, wo, nach gänzlicher Bewältigung dieses, der Gattungswille sich zum vollen Bewußtsein kommt, was auf dieser Höhe dann notwendig gleichbedeutend mit vollkommener Beruhigung ist. Es wird dies alles auch dem Unerfahrenen klar werden können, wenn meine Darstellung gelingt. Das Resultat muß dann aber sehr bedeutend sein, und die Lücken des Schopenhauerschen Systemes vollkommen und befriedigend ergänzen. Wir wollen sehen, ob ich einmal dazu Lust habe. —

8. Dezember.

Heute bin ich zum erstenmal wieder an die frische Luft gekommen; noch geht es nicht recht gut. Diese letzte Krankheit, in der ich sogar recht hilfsbedürftig war, da ich mich gar nicht bewegen konnte, hat mich durch die dabei gemachten Erfahrungen doch recht befriedigend über

mich aufgeklärt. Karl ist seit fast 3 Wochen fort; somit hatte ich fast niemand, zu dem ich reden konnte, außer meinem Arzt und der Dienerschaft. Sonderbar, daß ich auch nie die mindeste Sehnsucht nach Gesellschaft empfand. Im Gegenteil, als mich ein russischer Fürst¹, dem ich hier nicht ganz ausweichen konnte, und der mit vieler, namentlich auch musikalisch geübter Intelligenz, ein recht gut-herziges Wesen verbindet, mich einmal besuchte, war ich im Grunde herzlich froh, als er wieder fort war; ich empfinde es immer als eine unnütze, gänzlich erfolglose Anstrengung, mich mit jemand zu — unterhalten. Dagegen fasse ich die Dienerschaft gern ins Auge. Hier spricht mich, mit Mängeln und Vorzügen, noch der naive Mensch an. Auch hat man mich recht gut, sogar mit Aufopferung gepflegt. Ich bin dafür sehr erkenntlich. Kurwenal steht mir nun einmal näher als Melot. Dazu schwieg fast in der ganzen Zeit jede Mitteilung von außen her: der Briefbote ließ sich fast gar nicht mehr sehen. Als ich heute mit der Gondel nach der Piazza kam, wogte alles in Fülle und Glanz auf und ab. Ich habe eine Speisestunde gewählt, wo ich sicher bin, ganz allein beim Restaurant zu sein. So schlich ich fremd wieder durch die bunte Masse zur Gondel zurück, und fuhr in den stillen Kanal zu meinem ernststen Palast. Die Lampe brennt. Es ist alles so still und ernst um mich. Und innerlich das sichere, unzweideutige Gefühl, daß das meine Welt ist, aus der ich nun ohne Schmerz und Selbststrug nicht mehr herausverlangen kann. So fühle ich mich glücklich darin. Die Diener treffen mich oft in heiterster Laune, wo ich gern mit ihnen scherze. —

Auch mit der Lektüre bleibe ich sehr beschränkt; mich reizt wenig. Endlich greife ich immer wieder zu meinem Schopenhauer, der mich, wie ich kürzlich schon einmal andeutete, auf die wunderbarsten Ideengänge, zur Berichtigung mancher seiner Unvollkommenheiten gebracht hat. Das Thema wird mir täglich interessanter, weil es sich

hier um Aufschlüsse handelt, die gerade nur ich geben kann, weil es noch nie einen Menschen gab, der in meinem Sinne Dichter und Musiker zugleich war, und dem deshalb eine Einsicht in innere Vorgänge möglich wurde, wie von keinem andren sie zu erwarten sein können. —

Ich wollte auch Humboldts Briefe an eine Freundin¹ lesen, bekam aber nur das Büchlehen von Elisa Mayer über ihn und mit Auszügen von ihm. Dies Schriftchen habe ich sehr unbefriedigt wieder von mir gelegt: das Beste darin war unverkennbar das, was meine Freundin für mich bereits daraus entnommen hatte. Wer Humboldt ganz kennt, wird an dem wissenschaftlichen Forscher und Gelehrten gewiß eine recht bedeutende Erscheinung kennen lernen. Auch als Mensch muß er sehr angenehm und anziehend gewesen sein; ich kann es Schiller nicht verdenken, daß er gern mit ihm umging; auch mir würde solch ein Mensch sehr wert sein. Produktive Geister bedürfen der näheren Beziehungen zu so entschieden rezeptiven Naturen, schon weil man sich oft ungestört von sich geben will, wobei man schließlich, wenn es zur Verwertung des Erfolges kommt, sich leicht darüber tröstet, daß die Annahme, ganz aufgenommen zu werden, doch am Ende auch nur unser guter Glaube war. In der That, vom eigentlichen Wesen der Dinge hat Humboldt nicht viel begriffen; er bleibt da entschieden flach und gewöhnlich, und dem intimen Freunde Schillers, dem Schüler Kants, steht dieses pfarrerliche Salbadern über die Vorsehung und den lieben Gott doch etwas auffallend an. Ich sah wohl bald, daß dieser auch einer von denen war, von denen Jesus sagte: eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr, als sie zum Himmelreich eingehen! Die Versicherung seiner Bedürfnislosigkeit, die so stets und immer wiederkehrt, macht sich wirklich drollig: zu zwei angeerbten Herrschaften erheiratet er zwei andre, und bekommt auch vom Staate noch eine fünfte dazu geschenkt; kräftig und wohlgezogen, verbindet er sich jung einer Frau, die er bis an seinen

Tod voll und innig lieben konnte: dazu einen geweckten Kopf, ein Zeitalter der Schiller und Goethe! Nun, glücklicher kann man von der „Vorsehung“ allerdings nicht ausgestattet werden; und daß er Staatsmann und Diplomat wurde, hatte er hoffentlich nicht der Vorsehung schuld zu geben. — Aber desto rührender und ergreifender ist an diesem Manne seine Liebe und sein zartes Scheiden aus der Welt. Vor allem aber danke ich ihm eine tiefe entscheidende Beruhigung, durch einen kleinen, ganz unwesentlichen Ausspruch, den meine Freundin aber mit so wunderbar unschuldsvoll schönem Akzent mir mittheilte, daß diese wenigen Zeilen einen großen Eindruck auf mich machten, indem sie mir den einzigen Weg zur Hoffnung zeigten. Es war die Stelle vom „Vertrauen“ und „Vertraulichkeiten“¹. —

Seit gestern beschäftige ich mich wieder mit dem Tristan. Ich bin immer noch im zweiten Akte. Aber — was wird das für Musik! Ich könnte mein ganzes Leben nur noch an dieser Musik arbeiten. O, es wird tief und schön; und die erhabensten Wunder fügen sich so geschmeidig dem Sinn. So etwas habe ich denn doch noch nicht gemacht: aber ich gehe auch ganz in dieser Musik auf; ich will nichts mehr davon hören, wann sie fertig werde. Ich lebe ewig in ihr. Und mit mir —.

22. Dezember.

Das ist ein schöner Morgen, liebes Kind!

Seit 3 Tagen trug ich mich mit der Stelle „Wen du umfassen, wem du gelacht“ — und „In deinen Armen, dir geweiht“ usw. Ich war lange unterbrochen, und fand die rechte Erinnerung bei der Ausführung nicht wieder. Es machte mich ernstlich unzufrieden. Ich konnte nicht weiter. — Da klopfte Koboldchen²: es zeigte sich mir als holde Muse. In einem Augenblick war mir die Stelle klar. Ich setzte mich an den Flügel, und schrieb sie so

schnell auf, als ob ich sie längst auswendig wüßte. Wer streng ist, wird etwas Reminiszenz darin finden: die „Träume“ spuken dabei. Du wirst mir aber schon vergeben! — Du Liebe! — Nein, bereue es nie, mich zu lieben! Es ist himmlisch! —

1859.

1. Januar.

Nein! bereue sie nie, diese Liebkosungen, durch die Du mein dürftiges Leben schmücktest! Ich kannte sie nicht, diese wonnigen Blumen, dem reinsten Boden der edelsten Liebe entblüht! Was ich als Dichter geträumt, mußte mir einmal so wundervoll wahr werden; auf den gemeinen Boden meines irdischen Daseins mußte dieser zartbelebende und verklärende Wonnetau einmal fallen. Ich hatte es nie gehofft, und nun ist mir, als hätte ich es doch gewußt. Nun bin ich geadelt: ich habe den höchsten Ritterschlag erhalten. An Deinem Herzen, in Deinem Auge, von Deinen Lippen — ward ich der Welt enthoben. Jeder Zoll an mir ist nun frei und edel. Wie mit heiligem Grauen vor meiner Herrlichkeit durchschauert mich das Bewußtsein, von Dir in so ganzer Fülle, so süß zärtlich, und doch so innig keusch geliebt worden zu sein! — Ach, noch atme ich ihn, den zauberischen Duft dieser Blumen, die Du mir von Deinem Herzen brachest: das waren nicht Keime des Lebens; so duften die Wunderblumen des himmlischen Todes, des Lebens der Ewigkeit. So schmückten sie einst die Leiche des Helden, ehe sie zu göttlicher Asche gebrannt wurde; in dieses Grab von Flammen und Wohl Düften stürzte sich die Liebende, um ihre Asche mit der des Geliebten zu vereinigen. Nun waren sie eines! Ein Element! Nicht zwei lebende Menschen: ein göttlicher Urstoff der Ewigkeit! — Nein! bereue sie nie! Diese Flammen, sie brannten leuchtend, rein und hell! Keine finstre Glut, kein Gedünst, keine bangen Dämpfe

verunreinten sie je, die lautre, keusche Flamme, die ja niemandem noch so rein und verklärend leuchtete wie uns, deshalb auch niemand von ihr wissen kann. — Deine Liebkosungen — sie sind die Krone meines Lebens, die wonnigen Rosen, die mir aus dem Dornenkranze erblühten, mit dem mein Haupt einzig geschmückt war. Nun bin ich stolz und glücklich! Kein Wunsch, kein Verlangen! Genuß, höchstes Bewußtsein, Kraft und Fähigkeit zu allem, zu jedem Lebenssturm! — Nein! nein! Bereue sie nicht! Bereue sie nie! —

8. Januar.

O Tag! Du aller guter Geister Gott!
 Sei mir gegrüßt!
 Gegrüßt nach langer Nacht! —
 Bringst Du von ihr mir Kunde? —

Luzern.

4. April.

Der Traum des Wiedersehens ist nun geträumt. So — sahen wir uns wieder. War es nicht wirklich nur ein Traum? Was ich in diesen Stunden in Deinem Hause erlebt, wodurch unterscheidet es sich mir von jenem andren Traume, den ich zuvor so lieblich von meiner Wiederkehr träumte? Fast steht er deutlicher vor mir, als der wehmütig ernste, dem sich meine Erinnerung so wenig fügen will. Es ist mir, als ob ich Dich eigentlich gar nicht deutlich gesehen hätte; dichte Nebel lagen zwischen uns, durch die kaum der Klang der Stimmen drang. Auch ist mir, als ob Du eigentlich mich nicht gesehen hättest; als ob statt meiner ein Gespenst in Dein Haus kam. Hast Du mich erkannt? — O Himmel! ich erkenne ihn: dies ist der Weg zur Heiligkeit! Das Leben, die Wirklichkeit immer traumartiger: die Sinne erstumpft; das Auge — weit geöffnet — sieht nicht mehr, — das willige Ohr ver-

säumt den Schall der Gegenwart. Wo wir sind, sehen wir uns nicht; nur, wo wir nicht sind, da weilt unser Blick auf uns. So ist die Gegenwart unvorhanden, und jede Zukunft nichtig. — Ist mein Werk wirklich wert, daß ich mich ihm erhalte? — Aber Du? Deine Kinder? — Leben wir! —

Und dann, als ich in Deinen Zügen die Spuren so großen Leidens erkannte, als ich Deine magere Hand an die Lippen drückte —, da durchzuckte es mich mit tiefem Erbeben, und rief mir eine schöne Pflicht zu. Die wundervolle Kraft unsrer Liebe hat bis hieher geholfen; sie hat mich bis zum Gewinn der Möglichkeit der Rückkehr gestärkt; sie hat mich dies traumartige Vergessen aller Gegenwart gelehrt, um unberührt von ihr in Deine Nähe treten zu können; sie hat mir Groll und Bitterkeit verlöscht, so daß ich die Schwelle küssen könnte, die mir erlaubt, zu Dir schreiten zu dürfen. So vertraue ich denn ihr: sie wird mich auch lehren, selbst durch den Schleier — den wir als Büßer nun über uns geworfen — Dich deutlich wieder zu sehen, und licht und klar auch mich Dir zu zeigen! —

Du himmlische Heilige! Vertraue auf mich!
Ich werde es können! —



Venedig — Mailand

30. Sept. 1858 bis 25. März 1859

58.

Venedig, 30. Sept. 58¹.

An Frau Eliza Wille.

Glauben Sie mir, liebe verehrte Freundin, ich muß mich recht zusammenhalten, um eben auszuhalten! Fast jede Stunde habe ich Anlaß, mir einmal zuzurufen: Straff! Straff! Sonst fällt alles auseinander! — Was mir nun einzig übrigbleibt, ist Isolierung, vollständige Verein-samung. Sie ist mein einziger Trost, meine einzige Ret-tung. Und doch ist sie so unnatürlich, namentlich mir auch, der sich so gern ganz und rückhaltlos mittheilt. Allein — unnatürlich ist nun einmal alles an mir. Ich kenne nicht, was Familie, Verwandte — Kinder sind: meine Ehe war für mich nur eine Prüfung der Geduld und des Mitleids. — Mir ist kein Freund denklich, dem ich mich, ohne es zu bereuen, ganz mittheilen könnte; täg-lich erfahre ich mehr, wie eben ewig fein und grob ich mißverstanden werde, und eine innere Stimme, der Aus-druck meines echten Wesens, sagt mir, es sei besser, wenn ich schonungslos nach dieser Seite hin von jeder Illusion nicht nur mich, sondern auch meine Freunde be-freite. —

Alle Welt ist eben nur praktisch; bei mir aber gewinnt das Ideale solche Realität, daß sie meine Wirklichkeit aus-macht, an der ich nichts gestört dulden kann. So muß ich denn nun endlich in meinem sechsundvierzigsten Jahre sehen, daß mein einziger Trost die Einsamkeit sein und ich nun ganz allein stehen muß. Es ist so, und ich kann

mich nicht täuschen, das eben ist die Einsicht, die mir die Weichheit zurückdrängt; sowie ich dieser Einsicht zuwiderhandeln möchte, weiß ich, daß ich vollends verloren wäre: da würde Bitterkeit und Ärger alles überfluten. So heißt's denn eben, auszuhalten — schweigen! —

Ist endlich die Phantasie in vollem Spiele, dann geht's, und das geistige Schaffen entschädigt, solange es ungestört vor sich geht. Aber aller Geist nährt sich doch am Ende aus dem Herzen: und wie öde steht es da um mich herum! —

Alles fremd, kalt umher! Keine Beruhigung, kein Blick, kein schmeichelnder Laut. Ich hab' geschworen, mir nicht einmal ein Hündchen anzuschaffen: es soll einmal nicht sein, daß ich das Traute mir nahe hätte. — Sie hat denn doch ihre Kinder! —

Ach, das ist aber kein Vorwurf! Nur eine Klage; und ich denke, sie nimmt mich gern, wie ich bin, und hört mich auch klagen. Ich hab' ja meine Kunst! Freilich, Freude macht mir die auch nicht, und nur Grauen kann mich überfallen, wenn ich von meiner Arbeit ab auf die Welt blicke, der sie doch angehören soll, und die sie nur in der widerlichsten Verstümmelung sich zu eigen machen kann! —

Nun, daran darf ich aber nicht denken, wie an so vieles nicht: ich weiß es. Darum will ich's auch nicht, und deshalb rufe ich mir immer auch zu: — straff! straff! Es muß sein! Es muß gehen — und es wird gehen! —

Sie hilft mir ja so lieblich! Was war das wieder für ein himmlischer Brief, den Sie mir heute von ihr schickten! Das teure holde Wesen — möge es getröstet sein! Ihr Freund ist ihr treu, lebt nur von ihr aus — und hält darum aus! —

Ja! es muß gehen, und — es wird gehen! — Ich bilde mir ein, daß Venedig mir dazu helfen wird und glaube, die Wahl war vortrefflich. Ich wollte eigentlich Wille etwas von meinem hiesigen Leben schreiben; doch Sie müssen auch das für sich annehmen: er hat mir schon

das unerhörte Opfer eines Briefes¹ einmal gespendet, in welchem er mir eben nur zu verstehen gab, welches Opfer es ihn koste; das war und machte sich sehr schalkhaft und artig, doch will ich ihn nicht wieder zu der Pein verleiten; am liebsten unterhalten wir uns wieder einmal auch von Venedig auf dem Kanapee in seiner roten Stube mit den schönen Antiken. Grüßen Sie ihn daraufhin allerhöchstens! —

Ein eigentliches Leben lebe ich hier noch nicht; davon kann erst die Rede sein, wenn ich wieder in der Arbeit bin: den Flügel erwarte ich aber noch! Somit genüge Ihnen die Beschreibung des Terrains, auf dem ich zu leben mir bestimmen mußte. Schrieben Sie mir nicht, Sie kennen diese Gegend? Mein Palast liegt ungefähr auf der Hälfte Weges von der Piazzetta zum Rialto, nah am Knie, das hier der Kanal macht, und das am schärfsten der Palast Foscari (jetzt Kaserne) neben mir bildet; schräg gegenüber der Palast Grassi, den gegenwärtig Herr Sina sich restaurieren läßt. Mein Wirt ist ein Österreicher, der mich, mit meinem berühmten Namen, enthusiastisch aufnahm, und sich in allem außerordentlich gefällig gegen mich erweist. (Er ist auch Grund davon, daß meine Ankunft dahier sogleich in die Zeitungen kam.) Sie haben gelesen, daß man mein Hiersein für einen politischen Schachzug ansah, um mich durch Österreich behutsam nach Deutschland durchzulügen. Selbst Freund Liszt² war dieser Meinung, warnte mich, riet mir aber auch ab, auf die Erfolge meiner Opern in Italien, die ich doch jedenfalls im Sinn hätte, etwas zu geben: da sei doch nicht mein Terrain, und er wundere sich, daß ich das nicht einsehen wollte. Die Antwort darauf ward mir recht schwer! —

Auch nach Wien sollte ich schon kommen, das wissen Sie wohl auch, glaubten es aber doch nicht? —

Noch bin ich der einzige Gast (Mieter) in meinem Palaste, und bewohne Räume, vor denen ich anfänglich erschrak. Viel Wohlfeileres fand ich jedoch nicht, bequemer

gar nicht, und so zog ich in meinen großen Saal ein, der gerade noch einmal so groß ist, als der Wesendoncksche, mit einem passablen Deckengemälde, herrlichem Mosaikfußboden und sicher prachtvollem Klang für den Erard. Das Steife, Ungemütliche der Einrichtung gab ich mir sofort Mühe zu besiegen; die Zwischentüren zwischen einem mächtigen Schlafzimmer und einem daran stoßenden kleinen Kabinett mußten alsbald ausgehoben werden, und dafür kamen Portieren hin, aber von keinem so schönen Stoff als meine letzten im Asyl; vorderhand muß es Baumwolle verrichten, die Theaterdekoration herzustellen. Die Farbe mußte diesmal rot ausfallen, weil so das übrige bereits möbliert war; nur das Schlafzimmer ist grün. Ein immenser Flur gibt mir Raum zur Morgenpromenade; auf der einen Seite stößt er mit einem Balkon auf den Kanal, mit der andren auf den Hof mit kleinem gutgeplastertem Garten. Da bringe ich denn meine Zeit zu bis gegen 5 Uhr abends; meinen Tee des Morgens bereite ich mir selbst: ich habe zwei Tassen, von denen ich die eine mir hier kaufte, und aus der Ritter zu trinken bekommt, wenn ich ihn abends mit mir nehme; aus der andren¹, die sehr groß und schön ist, trinke ich selbst. Auch ein recht [?] Wassertrinkgeschirr¹ habe ich, das ich mir nicht hier gekauft habe: das ist weiß mit goldenen Sternen, die ich aber noch nicht gezählt habe, vermutlich werden's wohl mehr als sieben sein! —

Um 5 Uhr wird dem Gondolier gerufen, denn ich wohne so, daß, wer zu mir will, übers Wasser muß (was mir auch etwas angenehmes Abgesperrtes gibt)! Durch die engen Gäßchen links und rechts aber (Sie wissen!) „sempre dritto!“ nach dem Markusplatz zum Restaurant, wo ich in der Regel Ritter treffe. Von dort „sempre dritto“ in die Gondel, gegen den Lido oder den Giardino pubblico zu, wo ich gewöhnlich meine kleine Promenade mache, und dann wieder in der Gondel zur Piazzetta zur rückkehr, um da noch ein wenig auf und ab zu schlen-

dern, im Café de la Rotunde mein Glas Eis zu nehmen, und dann mich zum Traghetto zu begeben, der mich über den melancholisch nächtlichen Kanal in meinen Palast zurückbringt, wo mich um 8 Uhr die angezündete Lampe erwartet! —

Der wunderbare Kontrast, mit der stillen und melancholischen Erhabenheit meiner Wohnung und ihrer Lage, gegen den ewig heitren Glanz des Platzes und was damit zusammenhängt, das so angenehm indifferent lassende Menschengewoge, die ewig zankenden und lärmenden Gondoliere, endlich die stille Fahrt in der Abenddämmerung und während der hereinbrechenden Nacht, — verfehlt fast nie einen wohligen, schliesslich angenehm beruhigenden Eindruck auf mich zu machen. Und hieran habe ich mich bisher einzig noch gehalten; noch fühlte ich kein Bedürfnis, die Kunstschätze in Augenschein zu nehmen; ich behalte mir das für den Winter vor: jetzt bin ich froh, diesen angenehmen Auf- und Niedergang meines Tages noch mit gleicher Befriedigung genießen zu können! — Den Mund öffne ich einzig gegen Ritter, der schweigsam genug ist, um mich nie zu stören; er ist ebenfalls allein, seine Frau ist zurückgeblieben. Am Traghetto verlässt er mich jeden Abend, und meine Wohnung betritt er nur höchst selten. — Es ist unmöglich, daß ich einen Ort gewählt haben könnte, der meinen jetzigen Bedürfnissen besser zusagte. An einem kleinen, unbedeutenden, an sich uninteressanten Orte, durchaus allein, hätte ein animal-soziales Bedürfnis mich doch am Ende irgendeine Gelegenheit zum Umgang ergreifen lassen müssen, und ein solcher, aus solchen Bedürfnissen entstehender und endlich sich konsolidierender Umgang ist eben das, was einem schliesslich zur Pein wird. Dagegen kann ich nirgends zurückgezogener leben, als gerade hier; denn das interessante, theatralisch fesselnde Schauspiel, das sich mir hier täglich erneuert und den Kontrast frisch erhält, läßt den Wunsch, eine bestimmte individuelle Rolle in diesem Schauspiel zu spielen, gar nicht aufkommen, weil

ich fühle, dann sogleich den Reiz des Schauspiels, der sich mir nur als objektivem Beobachter bietet, verloren gehen zu sehen. So ist denn mein Leben in Venedig bis jetzt ein ganz treues Bild zu meinem ganzen Verhalten zur Welt überhaupt, wenigstens wie dies meiner Erkenntnis und meinem resignierten Bedürfnisse nach, sein soll und muß; wie habe ich jedesmal zu beklagen, wenn ich aus ihm herauschreite! —

Als man abends auf dem Markusplatz, wo Sonntags die Militärmusik¹ sich hören läßt, Stücke aus Tannhäuser und Lohengrin spielte, war mir dies, bei allem Ärger über das schleppende Tempo, doch eigentlich, als ob es mich gar nichts anginge. Ubrigens kennt man mich schon überall; namentlich die österreichischen Offiziere deuten mir dies mit oft sehr überraschend zarten Aufmerksamkeiten an: doch ist bekannt geworden, daß ich durchaus zurückgezogen bleiben will, und nachdem einige Visiten konsequent abgewiesen worden sind, läßt man mich in Ruhe. Mit der Polizei stehe ich vortrefflich; zwar verlangte man nach einiger Zeit nochmals meinen Paß, so daß ich schon an beginnende Maßregeln dachte; bald aber ward er mir, mit feierlicher Adresse, und der Versicherung, daß meinem ungestörten Aufenthalt in Venedig durchaus kein Bedenken entgegenstehe, wieder zugesandt. Somit gewährt mir Osterreich entschieden Asyl, was denn doch auch anerkennenswert ist. —

Was meinem Leben nun noch von innen heraus einen so eigentümlichen, fast träumerischen Charakter gibt, ist die vollständige Zukunftslosigkeit desselben. Humboldts und der Freundin² Empfindung ist ganz die meinige. Wenn ich abends auf dem Wasser fahre, über die Meerfläche blicke, die spiegelhell und unbewegt sich am Horizont so an den Himmel anschließt, daß durchaus kein Unterschied zu erkennen, die Abendröte des Himmels mit dem Spiegelbild im Wasser sich vollständig vereinigt, so habe ich ganz treu im Bilde meine Gegenwart vor mir: was Gegenwart,

Vergangenheit oder Zukunft, ist so wenig zu unterscheiden, wie dort Meer und Himmel. Doch zeigen sich dann Streifen; es sind die flachen Inseln, die da und dort Zeichnung geben; auch taucht ein ferner Schiffsmast am Horizont auf: der Abendstern blinkt, die hellen Sterne strahlen, dort am Himmel und hier im Meer: — was ist Vergangenheit, was Zukunft? Ich sehe nur Sterne und reine, rosige Klarheit, und zwischendurch gleitet mein Nachen, geräuschlos, mit sanftem Plätschern des Ruders. — Das mag dann wohl die Gegenwart sein. —

Grüßen Sie den teuren Engel vieltausendmal; und auch die sanfte Träne, die mir rinnt, soll sie nicht verschmähen! Und genießen Sie das alles mit, durch die Kraft Ihrer edlen Freundschaft. Wir sind doch glücklich! —

Leben Sie wohl!

Ihr R. W.

59.

Venedig, 19. Jan. 59.

Dank für das schöne Märchen, Freundin! Es wäre wohl erklärlich, wie alles, was von Ihnen kommt, mir immer wie mit symbolischer Bedeutsamkeit eintritt. Gerade gestern, zu der Stunde, in dem Augenblick, kam Ihr Gruß wie eine durch Zauber erzwungene Notwendigkeit. Ich saß am Flügel; die alte goldene Feder spann ihr letztes Gewebe über den zweiten Akt des Tristan, und zeichnete eben mit zögerndem Verweilen die fliehenden Wonnen des ersten Wiedersehens meines liebenden Paares. Wenn ich, wie es eben beim Instrumentieren geschieht, mit letzter Beruhigung mich dem Genuß meiner eigenen Schöpfung hingebe, versinke ich zugleich oft in eine Unendlichkeit von Gedanken, die mir unwillkürlich die durchaus eigentümliche, und der Welt ewig unverständliche Natur des Dichters, des Künstlers darstellen. Das Wunderbare, und der gewöhnlichen Lebensanschauung ganz Entgegengesetzte, erkenne ich dann recht deutlich darin, daß, während jene

sich immer nur an der Handhabe der Erfahrung hinzieht und zusammensetzt, die dichterische Anschauung vor aller Erfahrung, ganz aus eigenster Potenz, das erfassst, was aller Erfahrung erst Bedeutung und Sinn gibt. Wenn Sie eine recht geübte Philosophin wären, würde ich Sie darauf hinweisen, daß wir hier im stärksten Masse auf das Phänomen treffen, durch welches überhaupt erst alle Erkenntnis möglich wird, nämlich dadurch, daß das ganze Gerüste des Raumes, der Zeit und der Kausalität, in welcher sich die Welt uns darstellt, in unsrem Gehirn, als dessen eigentümlichste Funktionen, vorgebildet ist, somit diese bedingenden Eigenschaften aller Dinge, nämlich ihre Räumlichkeit, Zeitlichkeit und Ursächlichkeit, vor dem Erkennen dieser Dinge schon in unsrem Kopfe enthalten sind, da wir ohnedem sie ja auch gar nicht erkennen könnten. —

Was nun aber über Raum, Zeit und Kausalität erhaben ist, und dieser Hilfsmittel seiner Erkenntnis nicht bedarf, also das von diesen Bedingungen der Endlichkeit losgelöste, von dem Schiller¹ so schön sagt, daß es einzig wahr sei, weil es nie war; dieses der gemeinen Weltanschauung gänzlich Unerfassbare, erkennt nur der Dichter mit derselben, seine ganze Gestaltung bedingenden, in ihm liegenden Vorgebildetheit, daß er es mit unfehlbarer Gewißheit darzustellen vermag, — dieses Etwas, das bestimmter und gewisser als irgendein andres Objekt der Erkenntnis ist, trotzdem es keine Eigenschaft der durch Erfahrung uns bekannt gewordenen Welt an sich trägt. —

Das höchste Wunder müßte nun sein, wenn dieses vorgeschauete, wesenhafte Etwas endlich ihm selbst in die Erfahrung tritt. Seine Idee wird dann an der Gestaltung dieser Erfahrung großen Anteil haben; je reiner und höher jene, desto weltfremder und unvergleichbarer diese. Sie wird seinen Willen läutern; sein ästhetisches Interesse wird zum moralischen werden; und der höchsten dichterischen Idee wird sich das höchste moralische Bewußtsein beigesellen. In der moralischen Welt es zu bewähren,

wird dann seine Aufgabe sein; ihn wird daselbe Vorauswissen leiten, was ihn als Erkenntnis der ästhetischen Idee zur Darstellung dieser Idee im Kunstwerk bestimmte und für die Erfahrung befähigte. —

Die gemeine Welt, die nur unter dem Einfluß der von außen aufgedrängten Erfahrung steht, und nichts fassen kann, was ihr nicht gewissermaßen handgreiflich und fühlbar beigebracht worden ist, kann diese Stellung des Dichters zu seiner Erfahrungswelt nie begreifen. Sie wird sich die auffallende Bestimmtheit seiner Gestaltungen nie anders erklären können, als daß sie seiner Erfahrung irgendwo ebenso unmittelbar begegnet sein müssen, wie ihr alles das, was sie durch das Gedächtnis sich angemerkt hat.

Am allerauffallendsten tritt mir jene Erscheinung an mir selbst zur Wahrnehmbarkeit entgegen. Mit meinen dichterischen Konzeptionen war ich stets meinen Erfahrungen so weit voraus, daß ich meine moralische Ausbildung fast nur als von diesen Konzeptionen bestimmt und herbeigeführt betrachten kann. Fliegende Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Nibelungen, Wodan, — waren alle eher in meinem Kopf als in meiner Erfahrung. In welcher wunderbarer Beziehung ich nun aber jetzt zum Tristan stehe, das empfinden Sie wohl leicht. Ich sage es offen, weil es eine, wenn auch nicht der Welt, aber dem geweihten Geiste angehörige Erscheinung ist, daß nie eine Idee so bestimmt in die Erfahrung trat. Wie weit beide sich gegenseitig vorausbestimmten, ist eine so feine, wunderbare Beziehung, daß eine gemeine Erkenntnisweise sie nur in dürftigster Entstellung sich denken können wird. Jetzt nun, wo Sawitri — Parzival — meinen Geist ahnungsvoll erfüllen, und zunächst zur dichterischen Idee sich zu gestalten streben —: jetzt, bei meiner künstlerisch vollendeten Arbeit mit plastisch sinnender Ruhe über meinen Tristan mich hinbeugen, — jetzt: wer ahnt es, welches Wunder mich dabei erfüllen muß, und mich so

der Welt entrückt, daß sie mich fast schon ganz überwunden dünken kann? Sie ahnen es, Sie wissen es! Ja, und wohl nur Sie! —

Denn ahnte, wüßte es noch ein anderer, uns grollte dann niemand mehr, und alle wehevolle Erfahrung, die von außen auf sein Herz eindrang, müßte er den höheren Zwecken des Weltgeistes, der aus sich die Erfahrungen gestaltet, um in ihnen zu leiden, und aus den Leiden sich zu sich zu erheben, als gebührendes Opfer, auch seiner Teilnahme an jenen Zwecken zulieb, mit gehobenem, geadeltem Gefühle darbringen. Doch — wer begreift es? — Würde so namenloses Leiden in der Welt sein, wenn unsre Erkenntnis so gleich wäre, wie unser nach Glückseligkeit verlangender Wille sich in allen gleich ist? Nur hierin liegt das Elend der Menschen: erkannten wir alle die Idee der Welt und des Daseins gleich und übereinstimmend, so würde jenes unmöglich sein. Woher aber dieser Wirrwarr der Religionen, Dogmen, Meinungen und ewig sich befehrenden Ansichten? Weil alle das Gleiche wollen, ohne es zu erkennen. Nun, da rette sich denn der Hellsiehende, und vor allem — streite er nicht mehr! Er leide still am Wahnsinn, der ihn rings angrinst; in jeder Gestalt, in jeder Beziehung an ihn sich drängt, da, wo er blind ist, fordert, wo er verkennt, begehrt. Hier hilft nur — Schweigen und Dulden! —

Das wird Ihnen nun auch wie ein Märchen vorkommen, aber wie ein andres: vielleicht enthält es den Schlüssel zu dem Ihrigen¹; der graue Sperling lobt seinen Schöpfer; und so gut er ihn versteht, so gut klingt sein Sang! —

Sie sehen, ich bin so glücklich, wieder arbeiten zu können. Und das ist wahrlich ein Glück, wogegen eine bestimmte, ernste Krankheit kein so großes Unglück ist, weil auch sie den Geist befreit und die moralischen Kräfte in Tätigkeit setzt. Der übelste Zustand ist doch der, wo wir nicht eigentlich krank, aber doch gefesselt und beunruhigt sind, wo tiefes Unbehagen in der Be-

rührung mit der Außenwelt sich einstellt, Forderungen und Wünsche sich geltend machen wollen, der Tätigkeitstrieb keinen rechten Anhalt findet, alles verwehrt, alles gehemmt, nichts gestattet ist, nichts sich fügt: wo so Leere und Trostlosigkeit, Verlangen, Sehnsucht — Wollen entsteht. Es ist keinem Sterblichen gegeben, sich stets auf der Höhe seines wahren Wesens zu halten; seine ganze Existenz gründet sich ja eigentlich nur auf einen beständigen Kampf mit den untergeordneteren Bedingungen der Möglichkeit ebendieser Existenz, ja, seine höhere Natur äußert sich eben nur durch den endlichen Sieg in diesem Kampfe, sie ist nichts anderes als dieser Sieg, die ihn herbeiführende Kraft selbst, somit im Grunde nur eine stete Verneinung, nämlich eine Verneinung der Macht jener untergeordneteren Bedingungen. Und dies zeigt sich ja schon so auffallend deutlich in der rein physischen Grundbeschaffenheit unsres Leibes, wo ewig alle, selbst vegetalen Bestandteile des Ganzen zur Auflösung, zur Loslösung sich drängen, was denn endlich im leiblichen Tode den Teilen auch augenfällig gelingt, wo denn der Lebenskraft nach dem steten Kampfe endlich die Macht ausgeht. So haben wir denn immer zu kämpfen, nur um zu sein, was wir sind; und je untergeordneter und tiefer stehend die Elemente unsres Daseins sind, denen wir Unterwürfigkeit abzugewinnen haben, desto weniger unsres höchsten Wesens würdig mögen wir uns ausnehmen, wenn wir zeitweise eben mit ihnen allein im Kampfe sind. So habe ich täglich, und fast immer Kampf mit der rein leiblichen Grundlage meines Daseins zu führen. Ich bin nicht eigentlich kränklich, aber ganz ungemein empfindlich, so daß ich alles das schmerzlich an mir empfinde, was bei minderer Sensibilität gar nicht erst in das Bewußtsein tritt. Natürlich muß ich mir wohl sagen, daß dieser Grund meines Mißbefindens zum großen Teile schwinden würde, wenn meine nun einmal überaus lebhafteste Sensibilität durch ein Element der Lebensumgebung, wie es mir viel-

leicht gebührte, mir aber gänzlich versagt ist, abgeleitet und angenehm absorbiert würde. Mir fehlt die traute, schmeichelnde Umgebung, die meine Empfindlichkeit an sich zieht, und sie als zart zu bewältigende Empfindsamkeit fesselt. Freundin! — recht ruhig und lächelnd sei es gesagt: — welch elendes Leben führe ich! Humboldts Lebensbeschreibung darf ich wahrlich nicht lesen, wenn ich mich mit meinem Lose ausöhnen soll! —

Nun, das wissen Sie! Ich sage es auch nicht, um bemitleidet zu werden, sondern — ich wiederhole es Ihnen, eben weil Sie es wissen! —

Ich kann Wohlgefühl in keiner Weise mehr empfinden, als wenn ich mich auf meine höchste Höhe geschwungen habe. Aber ebendiese Höhe ist schwer zu erkämpfen, um so schwerer, als sie eben hoch ist; ermessen Sie, wie kurz im Verhältnis mein Wohlgefühl, und wie dauernd dagegen der Druck sein muß. Doch das haben Sie alles schon ermessen und wissen es. Warum sage ich's? Wohl eben nur, weil Sie es wissen! — Ich brauche recht viel gute Wünsche, — und das sage ich Ihnen, weil ich weiß, wie Ihre Wünsche bei mir sind! —

Nun will ich nur gleich weiter fortklagen. — Meine Wohnung ist groß und schön, aber furchtbar kalt. Gefroren habe ich bisher — das weiß ich nun — nur in Italien, nicht in der Villa Wessendonk, am mindesten im Asyl. Nie im Leben habe ich so viel persönlich mit dem Ofen verkehrt, als im schönen Venedig. Das Wetter ist meistens immer hell und klar; das danke ich! —

Aber kalt ist's auch hier, vielleicht jedoch kälter bei Ihnen und in Deutschland. Die Gondel dient nur noch als gemeines Fuhrwerk, nicht mehr zu Lustfahrten, denn man friert sehr drin, was vom beständigen Nordwind kommt, der hier eben so helles Wetter macht. Am schmerzlichsten vermisse ich allmählich meine Wanderungen durch Berg und Thal: mir bleibt nichts übrig, als die Promenade der schönen Welt von der Piazzetta, die Riva entlang

nach dem öffentlichen Garten, eine halbe Stunde Weges, mit stets furchtbarem Menschengedrange. Ein Wunder ist Venedig: doch eben ein Wunder. —

Mich verlangt's oft nach dem trauten Sihltal, nach der Höhe von Kirchberg, wo ich ja auch Ihnen stolz zu Wagen begegnete. Sowie es ein wenig wärmer wird, und ich eine kleine Pause in der Arbeit machen kann (denn die hilft mir jetzt einzig!), gedenke ich einen Ausflug, zunächst nach Verona und die Umgegend zu machen. Dort treten die Alpen schon nah. Einen wunderbar-wehmütigen Eindruck macht mir es, wenn ich bei sehr hellem Wetter vom öffentlichen Garten aus die Tiroler Alpenkette in fernem Hinzuge gewahre. Da kommt mir oft eine Jugendsehnsucht an, die mich nach dem Berggipfel zieht, auf dem das Märchen das strahlende Königsschloß, mit der schönen Fürstin drin, erbaute. Es ist der Fels, auf dem Siegfried die Brünnhilde schlafend fand. Die lange, glatte Fläche, die mich hier umgibt, sieht ganz nur wie Resignation aus. —

Meine Beziehungen zur moralischen Welt sind nicht begeisternd. Alles ist ledern, zäh und dürftig, ganz wie es sein muß. Wie sich meine persönliche Lage gestaltet, weiß Gott! Von Dresden¹ aus wurde mir die Zumutung gestellt, mit freiem Geleite mich dorthin zu verfügen, um persönlich mich dem Gericht zu stellen und mir den Prozeß machen zu lassen, wogegen mir dann, selbst eben im Falle einer Verurteilung, die Begnadigung des Königs gewiß sein sollte. Das wäre nun ganz schön für jemand, der alles zu seinem Lebensglück Gehörige durch solche Unterwerfung unter die widerlichsten Verhör-Schikanen usw., zu erreichen hätte; aber, mein Gott! was gewänne denn ich dadurch? Gegen die sehr problematische Erfrischung durch einige mögliche Aufführungen meiner Werke den ganz gewissen Ärger, Kummer und Überanstrengung, die mir jetzt um so unausbleiblicher sind, als ich durch meine zehnjährige Zurückgezogenheit im höchsten Grade empfind-

sich gegen alle Berührung mit dieser entsetzlichen Kunstwirtschaft geworden bin, deren ich mich doch inmer als Mittel zu bedienen hätte. Auf diese Dresdner Zumutung bin ich daher nicht eingegangen. Freilich schwebe ich nun mit meinen Arbeiten auch ganz in der Luft. Ich könnte denn doch von meinen neuen Werken nichts mehr aufführen lassen, ohne persönlich mich dabei zu beteiligen. Mein energischster und treuester Fürst scheint der Großherzog von Baden zu sein. Er läßt mir sagen, ich solle mit Bestimmtheit darauf rechnen, den Tristan unter meiner persönlichen Mitwirkung in Karlsruhe aufführen zu können. Man wünscht ihn zum 6. September, dem Geburtstag des Großherzogs.

Ich hätte nichts dagegen. Und die ausdauernde Teilnahme des liebenswürdigen jungen Fürsten nimmt mich herzlich für ihn ein. Wir wollen denn sehen, ob er es durchsetzt, und ob ich — fertig werde. Noch habe ich eine große, ernste Arbeit vor mir. Doch hoffe ich jetzt auf ungestörtes Beharren dabei. Vor Juni werde ich sie aber keinesweges beendigen können; — dann, wenn alles so bleibt, denke ich mich von Venedig zurückzuziehen, und die Berge meiner Schweiz wieder aufzusuchen. Dann frage ich wohl auch einmal bei Ihnen an, Freundin, ob Sie mich noch kennen, und ob ich Ihnen mit meinem Gruss willkommen bin. —

Am Neujahrstag kam Karl Ritter zurück, und besucht mich jetzt wieder alle Abende um 8 Uhr. Er berichtete mir, daß er meine Frau etwas besser aussehend gefunden habe. Im ganzen scheint es ihr erträglich zu gehen, und ich sorge, daß es zu ihrem Behagen an nichts fehle. Der furchtbare Herzschlag scheint sich bei ihr allerdings beruhigt zu haben, doch leidet sie noch fortwährend an Schlaflosigkeit, und klagt nun, seitdem sie eben etwas ruhiger geworden, über zunehmende Brustbeklemmung mit andauernden Hustenkrämpfen, die mich leider nicht mit guter Aussicht für ihre Herstellung erfüllen können. Der Arzt,

ein mir bewährter Freund¹, will den Ausschlag ihrer Krankheitsentwicklung von einer längeren Kur auf dem Lande im nächsten Sommer abhängig machen. Nach so schrecklicher Zerrüttung, und namentlich insolge der unausgesetzten Schlaflosigkeit und damit zusammenhängenden mangelhaften Ernährung, müssen wir nun erwarten, was die Natur über dies arme geängstete Wesen beschlossen hat, das sich jetzt so fremd in der Welt vorkommt. Sie zweifeln wohl keinen Augenblick, Freundin, daß mein Benehmen gegen die Unglückliche nur Schonung und herzlich gütige Rücksicht ist? —

So habe ich denn Sorgen und Sorgen — wohin ich blicke: die Welt macht mir's schwer, liebes Kind! Kann es nun wohl anders sein, als daß ich auch Ihnen Sorge mache? Sie sorgen sich doch eben nur um meiner Sorge willen. Ach! Sie helfen mir ja immer so liebevoll; und wo Sie mir nicht helfen, da helfe ich mir mit Ihnen.

Wissen Sie, wie ich das mache? Ich seufze einmal recht tief auf, bis ich lächle: dann ein edles Buch oder — an meine Arbeit. Da schwindet dann alles, denn dann sind Sie bei mir, und ich bin bei Ihnen. — Und wollen Sie mir zuzeiten ein Buch schicken, das Sie gelesen, so nehme ich das mit allergrößtem Danke an. Ich lese zwar sehr wenig; aber dann lese ich gut, und Sie sollen's allemal erfahren. Ihnen empfehle ich ebenfalls eine Lektüre. Lesen Sie: „Schillers Leben und Werke — von Palleste.“ Es ist erst ein Band erschienen. Solch eine Lektüre, die intime Lebens- und Entwicklungsgeschichte eines großen Dichters, ist doch das sympathischste auf der Welt. Mich hat es ungemein angesprochen. Den Palleste selbst muß man sich dann und wann wegdenken, und nur sich an die unmittelbaren Mittheilungen von Schillers Freunden und Freundinnen halten. Es wird Sie ungemein fesseln; ja, Sie werden an einigen Orten ganz — erstaunt sein. Schiller stand in seiner Jugend, als er in Mannheim beim Theater war, an einer Klippe, von der er durch

eine herrliche, glücklich so früh in sein Leben tretende Erscheinung, zurückgezogen wurde¹. — Darüber müssen Sie mir viel mittheilen! Und — darf ich — so schreibe auch ich nun öfter wieder. Sie sollen dann immer alles erfahren, was Sie von mir wunderlichem Exilierten wissen mögen. Alles — ich verberge Ihnen nichts. Das sehen Sie schon heute! —

Gewiß schreibe ich auch einmal an Myrrha: die wird Augen machen! Bereiten Sie sie nur auf meine Handschrift vor. Und wenn Wesendonk einmal etwas von mir wissen will, so schreibe ich ihm auch: das habe ich ihm schon gesagt. Heute grüßen Sie ihn bestens! —

So scheidet sich die Palme von Ihnen! Dort, wo mein Dornenkranz ruht, duften unverwelkbar meine Rosen. Der Lorbeer reizt mich nicht, — deshalb, soll ich vor der Welt mich schmücken, so wähle ich die Palme!

Friede! Friede sei mit uns! —

Tausend, tausend Grüße!

Ihr R. W.

60.

Venedig, 22. Februar 59².

Nach dem Gesetz des allerherrlichst-vollendeten Buddha beichtet der Belastete vor der Gemeinde laut seine Schuld, und damit allein ist er entlastet. Sie wissen, wie ich unwillkürlich zum Buddhisten geworden bin. Auch mit der buddhistischen Bettler-Marime habe ich's unbewußt immer gehalten. Und das ist eine sehr stolze Marime. Der Religiöse kommt in die Städte und Straßen der Menschen, zeigt sich nackt und besitzlos, und gibt so durch sein Erscheinen den Gläubigen die kostbare Gelegenheit, durch Gaben und Spenden an ihn, das edelste, verdienstlichste Werk zu üben: somit ist seine Annahme die ersichtlichste Gnade, die er erweist, ja, in dieser Gnade liegt der Segen, die Erhebung, die er den Gebern spendet. Er bedurfte der Gaben nicht, denn freiwillig hatte er alles von

sich gegeben, eben um durch die Annahme von Almosen die Seelen erquicken zu können. —

Ich will, bis in seine feinste Verzweigung, Mitwiffer meines Schicksals werden; nicht um es gegen den Lauf zu wenden, sondern um täuschungslos nur ihm gegenüber zu stehen. Für meine Zukunft habe ich aber kein Bedürfnis: dem edelsten Bedürfnis meines Lebens — das wissen Sie! — muß ich wehren; wie könnte ich nun noch mit irgendeiner Anordnung meines Schicksals mir schmeicheln wollen? Nur für andere wünsche ich: sind diese Wünsche unerfüllbar, so muß ich auch ihnen zu entsagen wissen. Denn endlich muß der Segen eines jeden aus dem Inneren selbst quellen: Arzeneien sind Täuschungen.

Lautet dies ernst und wehmütig? — Und doch sage ich es Ihnen zum Trost. Ich weiß, Sie bedurften dieses Trostes, weil Sie über mich der Beruhigung bedürfen. Und nun wollen wir uns gegenseitig in dieser süßen Übung streiten: Trost um Trost! —

Deutschland entsage ich mit ruhigem, kaltem Herzen, ich weiß auch, daß ich es muß. Beschlossen habe ich für meine Zukunft noch nichts, — außer — den Tristan zu vollenden! —

Zunächst hat der Erzgroßherzog Max auf meine Eingabe hin sofort die Ausweisungsmaßregel gegen mich sistieren lassen¹. Ich will nun sehen, ob ich den dritten Akt hier noch im Entwurf fertigbringe. Instrumentieren werde ich ihn dann wohl in der Schweiz, vermutlich nicht weit von Ihnen, in Luzern, wo es mir im vorigen Sommer erträglich gefallen hat. Nächsten Winter werde ich wohl in Paris zubringen, — so ist's mir wenigstens, wenn auch ganz ohne Wunsch, sondern vielmehr mit großer Überwindung. —

Wesendonks Anerbieten danke ich sehr. Möge Sie und ihn meine Korrespondenz nach Moskau usw. nicht zu sehr bekümmern; es ist mein Los, mir auf diese Weise helfen zu müssen, wobei das Unergiebige der Hilfe mich

weniger leiden macht, als eben der Weg dazu, den mir doch aber niemand ersparen kann. Freilich wird sich einst die Nachwelt wundern, daß gerade ich genötigt war, meine Werke zur Ware zu machen: als Nachwelt kommt die Welt nämlich immer erst etwas zu Verstand, und vergißt dann mit kindischer Selbsttäuschung, daß ja auch sie die Mitwelt ist, als welche sie immer stumpfsinnig und gefühllos bleibt. So ist es aber einmal und wir können nichts daran ändern. Das sagen Sie mir ja auch über die Menschen überhaupt. Und an mir ist auch nicht viel zu ändern: ich behalte meine kleinen Schwächen, wohne gern angenehm, liebe Teppiche und hübsche Möbel, kleide mich zu Haus und zur Arbeit gern in Seide und Samt, und — muß dafür denn auch meine Korrespondenzen führen! —

Nun, wenn nur der Tristan dabei noch gut gerät: und geraten wird er, wie noch nie etwas! — Ist Koboldchen zur Ruhe und Freundin getröstet? —

Vergessen Sie Wien nicht! Es macht Ihnen doch vielleicht eine kleine Freude; ich ginge selbst gern einmal hin: nun müssen Sie's für mich tun. Immer wieder erfahre ich sehr Erfreuliches über die dortige Aufführung des Lohengrin, und aus allem entnehme ich mir, daß sie überhaupt die beste von allen Aufführungen meiner Opern ist. Ich erwarte von dort eine bestimmte Notiz darüber, wie lange die Saison noch dauert und Sie den Lohengrin hören können; sobald ich's weiß, schreib' ich's Ihnen! —

Und nun besten Gruß und Dank an Wesendonk. — Koboldchen war gar artig, und die Freundin grüßte ich aus Herzensgrunde! Adieu!

R. W.

61.

Venedig, 2. März 59¹.

Schönsten Dank der lieben Märchen-Frau! Sie erzählt so schön, und hat doch noch lange nicht so erfahrene

Kunzeln wie die Grimmsche! Guter Laune macht mich das Gelingen des zweiten Aktes. Letzthin abends bekamen mich Ritter und Winterberger¹ dazu, nach und nach die Hauptsachen zu spielen. Da hatte ich denn was Schönes angerichtet! Alle meine frühern Arbeiten, die armen, wurden beiseite geworfen gegen diesen einen Akt! So wüthe ich gegen mich selbst, und bringe meine Kinder allemal bis auf eines um. —

— Ach, lieber Himmel! Du weißt was ich will! Es ist rein, klar und durchsichtig wie Du, wenn Du Deinen schönsten Kristall über mich ausspannst! Aus meinem wahrsten Inneren steigt kein Wölkchen mehr, das irgendeinem Menschen den Anblick meiner Klarheit verhüllen könnte! Sie wehen sie aus sich über mich hin, diese Wolken; wie lange muß ich sie noch scheuchen, um ihnen zu zeigen, daß ich am Ende doch ein guter, reiner Mensch bin? Und nicht um meinetwillen scheuche ich die Wolken; ich würde bleiben, was ich bin; aber sie verbergen sich mir selbst hinter diesen Wolken, und ich kann sie nicht erfreuen! —

Freundin, was habe ich's schwer, o, — sehr schwer! Aber mein guter Engel winkt mir denn doch auch. Er tröstet mich und gibt mir Ruhe, wenn ich ihrer am höchsten bedarf. So will ich denn ihm danken, und mir sagen: „So mußte es eben sein, damit es — so sein konnte! —“ Die Palme kennt nur, wer den Dornenkranz trug: und sie ruht so weich, so schwebend in der Hand, und wölbt sich über dem Haupte wie der duftigste Engelsflügel, der uns Kühlung und höchstes Erquickten zufächelt! — —

[Unsre Briefe kreuzten sich: der Ihrige kam, als ich den meinigen eben auf die Post gegeben! —

Ich bin seit länger ganz allein. Karl Ritter verließ mich, um seiner kranken Mutter zum Geburtstag zu gratulieren. Als er ging, war ich eben in der Genesung von einer Krankheit begriffen, die mich in meiner Arbeit — kaum begonnen — unterbrochen; ich versprach ihm, wenn

er wiederkäme, wieder ein groß Stück vom Tristan fertig zu haben. Aber aufs neue mußte ich mich dazu bequemen, das Zimmer zu hüten —, und, inolge einer äußern Verletzung am Bein, diesmal sogar im Stuhl festgebant, auf dem ich mich ins Bett tragen lassen mußte. Das hat so ungefähr bis jetzt gedauert; seit einigen Tagen fahre ich erst wieder in der Gondel aus. Ich teile Ihnen das mit, um an diese Leidensgeschichte die Mitteilung zu knüpfen, daß ich nicht einen Augenblick die Geduld verloren habe, sondern, obwohl ich die Arbeit wieder aufgeben mußte, stets den Geist frei und heiter erhielt. Ich sah in dieser Zeit keinen Menschen, als meinen Arzt, Louisa — meine Donna di servente, die mich sehr gut pflegte und verband, und Pietro, der viel heizen mußte, mir zu essen holte, und früh und abends, mit Hilfe eines Gondoliers, mich auf dem Stuhl aus dem Bett und in das Bett trug: was ich immer den „Traghetto“ nannte, und wozu ich immer mit dem in Venedig üblichen „Poppéh“ aufrief. Louisa und Pietro waren immer verwundert und erfreut, mich guter Laune anzutreffen; besonders gefiel ihnen, als ich ihnen begreiflich machte, warum ich mich so schlecht mit ihnen unterhalten könnte, nämlich, weil sie den venezianischen Dialekt hätten, während ich nur reines Toskanisch spräche und verstände. —

Einmal besuchte mich ein gutmütiger und recht gebildeter intelligenter Mensch, ein Fürst Dolgorucki¹; es war mir recht, als er kam, aber noch lieber war mir's, als er wieder ging. Ich fühle mich so zufrieden, wenn ich nicht unterhalten und zerstreut werde. — Viel Lektüre hatte ich aber auch nicht; ich lese auch in solchen Lagen, jedoch wenig. Doch ließ ich mir W. v. Humboldts Briefe kommen; die haben mich nicht sonderlich befriedigt, ja, es wurde mir schwer, viel davon zu lesen. Das Beste daraus kannte ich schon im Auszug: vier Zeilen davon waren mir lieber als alles übrige, Breite und Unflare. Ob Sie wohl die vier Zeilen erraten? —

Mehr interessiere ich mich für Schiller: mit diesem beschäftige ich mich jetzt ungemein gern: Goethe hatte es schwer, sich neben dieser ungemein sympathischen Natur zu erhalten. Wie hier alles nur Erkenntniseifer ist! Man glaubt, dieser Mensch habe gar nicht existiert, sondern immer nur nach Geistes Licht und Wärme ausgeschaut. Seine leidende Gesundheit stand ihm scheinbar hier gar nicht im Wege: zur Zeit der Reise scheint er doch auch von bewältigenden moralischen Leiden ganz frei gewesen zu sein. Es scheint da alles erträglich mit ihm gestanden zu haben. Und dann gab es für ihn so viel zu wissen, was damals, wo Kant noch so Wichtiges im unklaren gelassen hatte, schwierig zu erwerben war, namentlich für den Dichter, der sich auch im Begriffe recht klar werden will. Eines fehlt diesen allen: die Musik! Aber sie hatten sie eben im Bedürfnis, in der Ahnung. Deutlich drückt sich das oft aus, namentlich in der höchst glücklichen Substituierung des Gegensatzes von „plastischer“ und „musikalischer“ Poesie, für den von „epischer“ und „lyrischer“. Mit der Musik ist nun aber eine Allmacht gewonnen, gegen welche die Dichter jener so wundervoll suchenden, strebsamen Entwickelungsepoche mit ihren Arbeiten sich doch nur wie Skizzenzeichner verhielten. Deshalb gehören sie mir aber so innig an: sie sind mein leibhaftiges Erbstück. Aber glücklich waren sie — glücklicher ohne die Musik! Der Begriff gibt kein Leiden; aber in der Musik wird aller Begriff Gefühl; das zehrt und brennt, bis es zur hellen Flamme kommt, und das neue wunderbare Licht aufslachen kann! —

Dann trieb ich viel Philosophie, und bin darin auf große, meinen Freund Schopenhauer¹ ergänzende und berichtigende Resultate gelangt. Doch ruminire ich so etwas lieber im Kopfe als daß ich es aufschriebe. Dagegen stellen sich dichterische Entwürfe wieder sehr lebhaft vor mich hin. Der Parzival hat mich viel beschäftigt: namentlich geht mir eine eigentümliche Schöpfung, ein

wunderbar weltdämonisches Weib (die Gralsbotin) immer lebendiger und fesselnder auf. Wenn ich diese Dichtung noch einmal zustande bringe, müßte ich damit etwas sehr Originelles liefern. Ich begreife nur gar nicht, wie lange ich noch leben soll, wenn ich all meine Pläne noch einmal ausführen soll. Wenn ich recht am Leben hinge, könnte ich mir durch diese vielen Projekte noch ein recht langes Dasein gewährleisten glauben. Doch trifft's nicht notwendig ein. — Humboldt erzählt, daß Kant noch eine Masse Ideen ausführlich zu bearbeiten vorhatte, woran ihn im hohen Alter aber der Tod sehr natürlich verhinderte. —

Schon gegen die Vollendung des Tristan merke ich diesmal einen ganz fatalistischen Widerstand; das kann mich aber doch nicht dazu bringen, ihn flüchtiger zu arbeiten. Im Gegentheil komponiere ich so daran, als ob ich mein Leben lang an nichts andrem mehr arbeiten wollte. Dafür wird er aber auch schöner, als was ich je gemacht; die kleinste Phrase hat für mich die Bedeutung eines ganzen Aktes, mit solcher Sorgfalt führ' ich sie aus. Und da ich gerade vom Tristan spreche, so muß ich Ihnen doch sagen, daß es mir Freude macht, noch zur rechten Zeit ein erstes Exemplar des neugedruckten Gedichtes erhalten zu haben, um es Ihnen zum Angebinde¹ zu senden. —^{2]}

Da ich mich immer sehr schlecht befinde, ohne gerade krank zu sein, trieb es mich letzthin zu einem Ausflug aufs Land. Ich wollte nach Vicenza, der abgehende Zug ging aber in anderer Richtung, und so kam ich nach Treviso. Nach einer kläglichen Nacht machte ich mich bei Sonnenschein zu einer tüchtigen Fußwanderung von ziemlich drei deutschen Meilen auf. Ich ging aus dem Thor gerade auf die Alpen los, die schön und stolz ihre Kette mir entgegensperrten. Da dachte ich viel. Müde kam ich abends in die Lagunenstadt zurück, und frug mich über den Haupteindruck dieses Ausflugs auf dem festen Lande aus. Ich war so melancholisch, nur den Staub und die gemarterten elenden Pferde, die ich wieder

angetroffen, in der Erinnerung zu bewahren. Traurig blickte ich auf meinen stummen Kanal hinab. „Staub“ und „gemarterte arme, elende Pferde“ — nun, die hast Du hier nicht? — aber sie sind auf der Welt. — Da löschte ich meine Lampe aus, bat meinen Engel um seinen Segen, — und da verlösch auch mir das Licht, — Staub und Qual verwehte. —

Andren Tags ging's wieder an die Arbeit. —

Und dann hatte ich Briefe zu schreiben. Aber das habe ich schon erzählt. Nun will ich morgen wieder arbeiten. Aber dieser Brief mußte erst geschrieben werden. Durch ihn gleite ich hinüber, dahin in die Nacht, wo das Licht erlösch, Staub und Qual verschwindet. —

Haben Sie Dank, Kind! — für dieses Geleite. Sollte es mir wer nicht gönnen? —

Und tausend Grüße! Tausend gute, schöne Grüße!

R. W.

62.

Venedig, 10. März 1859.

Meine liebe Myrrha¹!

Das war ja ein ganz wunderschöner, wirklich geschriebener Schreibebrief, den Du mir geschrieben hast! Wer es nicht glauben will, der möge ihn selbst sehen! Mein Kind, so schön kann ich nicht schreiben; dazu bin ich schon viel zu alt! Wenn Du daher in meiner Antwort etwas nicht verstehen kannst, so bitte die Mama, wie sie Dir mit schönem Erfolge im Schreiben Unterricht erteilt habe, möge sie Dir nun auch im Lesen beistehen. Zwar gibt es manches, was Du auch ohne die Mama wirst lesen können, das bezweifle ich keinen Augenblick; aber mit einem Briefe von mir wird es schon deshalb viel schwerer gehen, weil ich noch nie einer Myrrha das Schreiben gelehrt habe. So habe ich mich denn gewöhnt,

ganz auf meine Weise zu schreiben, die Dir wohl etwas undeutlich vorkommen wird. Aber Mama soll helfen. —

Nun danke ich Dir recht sehr, meine liebe Myrrha, und es war recht schön von Dir, daß Du nicht gezweifelt hast, auch ich habe mit Euch um den lieben Guido geweint. Wenn Du ihm wieder Blumen schenkst, grüße ihn auch von mir! Sehr gefreut hat es mich, von Dir zu erfahren, daß der Karl so schön wächst. Daß er nicht dasselbe Gesicht hat, wie der liebe Guido, möge Dich nicht abhalten, ihn dennoch ganz wieder für den Guido zu nehmen. Glaube mir, er ist auch ganz und gar der Guido wieder, nur — hat er eben ein andres Gesicht. Weil er nun ein andres Gesicht hat, wird er auch vielleicht einmal in der Welt die Sachen etwas anders ansehen, als sie Guido angesehen haben würde. Aber das macht auch den ganzen Unterschied aus, und im Grunde kommt darauf nicht so viel an, als man gewöhnlich glaubt, wenn auch mitunter dadurch etwas Verwirrung entsteht, die meistens daher kommt, daß die Menschen sich alle mit andren Gesichtern sehen, und deshalb glauben, sie wären auch alle etwas anderes, und jeder für sich wäre eigentlich der einzige Rechte. Indes geht das auch vorüber, und wenn's zur Hauptsache kommt, zum Weinen oder Lachen, da weint oder lacht einer mit seinem Gesichte doch so gut wie der andere, und wenn wir einmal tot sind, was doch endlich auch geschehen kann, da wollen wir nur alle froh sein, wenn wir jeder so ein Gesicht haben, wie Papa mir geschrieben hat, daß der liebe Guido es hatte. Somit siehe den Karl nur immer fest und treu für den Guido an; der wollte sein Gesichtchen nur früher so recht in die schöne Ruhe bringen, die die meisten Menschen erst nach sehr vielem Weinen und Lachen, und andren Gesichtskrämpfen sich aneignen können. Aber endlich bringt's doch jeder dahin, zumal wenn er recht gut und freundlich ist. Der Karl will nun erst noch recht weinen und lachen, das hat er für den Guido übernommen, und deshalb

sieht sein Gesicht noch anders aus. Ich gönne ihm von Herzen, daß er recht damit lachen möge; denn das Weinen stellt sich schon ganz von selbst ein, und tüchtig lachen können hilft über manches hinweg. Das glaube Du mir! —

Nun überlege Du Dir das recht, meine liebe Myrrha; und da Du mich so schön einlädst, Dich einmal zu besuchen, so will ich wirklich bald einmal kommen, um mit Dir diese Dinge weiter zu besprechen. — Und grüße auch Papa und Mama recht schön; an Mama, die immer so gut ist zu schreiben, was bei Euch vorgeht, gib den beiliegenden Brief, und bitte sie recht schön, ruhig und heiter zu sein, wogegen Du ihr versprechen kannst, nun auch im Lesen recht fleißig sein zu wollen, damit Du bald meine garstigen Buchstaben ohne Hilfe lesen kannst. Dann bleiben wir beide gehörig im Briefwechsel! —

Und nun leb' wohl, liebe Myrrha! Hab' nochmals Dank und grüße den Karl auch noch recht schön von Deinem

Freunde und Onkel

Richard Wagner.

62a.

Venedig, 10. März 59¹.

An Mama.

Endlich bin ich gestern mit meinem zweiten Akte, dem großen, allen so bedenklichen (musikalischen) Problem fertig geworden, und weiß es auf eine Art gelöst, wie noch keines. Es ist der Gipfel meiner bisherigen Kunst. Noch habe ich eine Woche auf das Manuskript zu verwenden, dann meine entsetzliche Korrespondenz zu versehen, worauf ich Verona und Mailand mit einigen Tagen zu beehren gedenke, um über Lomo und Lugano meinen alten Gotthard zu überschreiten. Erfreuen Sie mich zuvor noch durch eine Nachricht von Ihnen! —

Schönsten Dank auch für die eifrige Besorgung meiner

„Geschäfte“¹. Gott weiß, was aus all diesen Torheiten wird: wenn ich nur weiß, was ich will, so bin ich ziemlich phlegmatisch dagegen, was die Welt mit mir will. Wollen's abwarten! Mitunter schwindelt mir vor dem Gedanken, irgendwelche Mühe auf mein Dasein noch verwenden zu sollen! Für meine Kunst habe ich immer weniger mehr die Welt nötig; ich könnte, solange die Gesundheit mir's erlaubt, immer fortarbeiten, wenn ich auch nie etwas davon aufgeführt hörte. —

Gestern nahm Winterberger, der nach Rom geht, Abschied von mir, wobei er heftig weinte und schluchzte. Auch Karl, als er im November von mir ging, war unglaublich ergriffen. Sie haben mich doch alle sehr lieb, und ich muß etwas — ich glaube fast: Ehrwürdiges für sie haben. Karl lasse ich noch hier zurück. Er ist übel dran. Vor meinem Fortgehen bangt ihm sehr. —

Mit dem Märchen bin ich schon einig geworden, wenngleich ich manchmal dumm bin, was Sie schon oft erfahren haben. Sie weben so sinnig aus der Natur, daß man nur einmal auf Ihrer Terrasse recht aufmerksam gelehnt haben muß, um zu begreifen, woher Sie die Märchenwelt gestalten, in der alles sie Belebende so schön zusammenschiefst. — Leben Sie wohl! Besten Gruß an Wefendonk und Dank für seine praktische Fürsorge! — Leben Sie wohl! —

Ihr

R. W.

63.

Mailand, 25. März 59.

So habe ich denn in Ihrem Namen, Freundin, Abschied genommen von meinem träumerischen Venedig. Wie eine neue Welt umfängt mich das Straßengeräusch, der Staub und die Trockenheit, und Venedig dünkt mich bereits wie ein Märchentraum. —

Sie werden einmal einen Traum hören, den ich dort zum Klingen gebracht habe! Wenige Nächte vor meiner

Abreise hatte ich aber in Wahrheit noch einen wunder-
 lieblichen Traum, so schön, daß ich ihn Ihnen noch mit-
 teilen muß, wiewohl er viel zu schön war, um mitgeteilt
 werden zu können. Alles was ich davon beschreiben kann,
 war ungefähr folgendes. Eine Szene, die ich in Ihrem
 Garten (der aber nur auch wieder etwas anders war)
 vorgehen sah. Zwei Tauben kamen über die Berge her;
 die hatte ich abgeschickt, um Ihnen meine Ankunft zu
 melden. Es waren zwei Tauben: warum zwei? Das
 weiß ich eben nicht. Sie flogen als Paar dicht neben-
 einander. Wie Sie sie erblickten, schwebten Sie plötzlich
 in die Luft auf, ihnen entgegen, in der Hand schlangen
 Sie einen mächtigen buschigen Lorbeerkrantz; mit dem
 fingen Sie das Taubenpaar, und zogen das flatternde
 nach sich, den Krantz mit den Gefangenen neckend hin und
 her schwenkend. Dazu fiel plötzlich, ungefähr wie beim
 Sonnendurchbruch nach dem Gewitter, ein so blendender
 Lichtglanz auf Sie, daß ich davon erwachte. — Nun
 mögen Sie sagen, was Sie wollen: das hat mir geträumt,
 aber nur noch unendlich schöner und anmutiger, als man's
 beschreiben kann. Mein armer Kopf hätte so etwas nicht
 mit Absicht erfinden können! —

Sonst bin ich müde, und war zuletzt, vermutlich vom
 jähen Frühjahr, sehr aufgereggt, mit starkem Herzklopfen
 und Blutwallen. Als ich Ihr Veilchen zur Hand nahm,
 um mir etwas zu wünschen, zitterte das arme zwischen
 meinen heißen Fingern. Da kam mir schnell der Wunsch:
 ruhig Blut! Ruhig Herz! Und nun vertraue ich dem
 Veilchen; es hat meinen Wunsch vernommen. — Heut'
 war ich in der Brera, und habe den heiligen Antonius
 von Ihnen begrüßt. Es ist ein herrliches Bild. Nicht
 weit davon sah ich auch den heiligen Stephanus von
 Crespi; der schöne Märtyrer zwischen den beiden Kerlen,
 die ihn steinigen, Realismus und Idealismus so unmittel-
 bar nebeneinander: tief bedeutungsvoll! Ich begreife nicht,
 wie nicht von je diese Sujets, bei dieser wundervollen

Ausführung, als der erhabenste Gipfel der Kunst von allen erkannt worden sind, während viele, und selbst Goethe, sie als der Malerei widerstrebend auffaßten. Es ist gewiß die höchste Glorie der neueren Kunst, daß sie, was die Philosophie nur verneinend, als Weltentsagung, auffassen kann, in so positiver, ergreifender Wahrheit, und zugleich so schön geben konnte, daß ich alle lebensfreudigen Gestalten und alle Venusse armselig und dürftig finde, gegen diese heilige Todeswonne der Märtyrer, wie van Dyck, Crespi, Raffael usw. sie darstellen. Ich finde nichts Höheres, tiefer Befriedigendes und schöner Verklärendes. —

Auch in und auf dem Marmordom stieg ich, herum. Der ist doch bis zur Langweiligkeit großartig! —

Und nun, bekomme ich keine Briefe mehr nach Venedig! Das Wetter begünstigt mich, und der Schnee des Gotthard soll mich erfrischen. Bald bin ich nicht mehr weit von Ihnen. Ich freue mich ungemein auf Luzern, und verspreche mir von allwöchentlichen Ritten auf den Rigi, Pilatus, Seelisberg usw. große Erfrischung. Eine herrliche Wirtschaft will ich dort aufschlagen, und Sie müssen mich einmal mit der ganzen Wesenschaft von Wesenheim dort besuchen. Freund Schwan¹ ist schon unterwegs. —

Wenn Sie zur Erinnerung an unser Hauskonzert² nächstens recht große Gesellschaft bei sich haben, gedenken Sie auch ein wenig meiner dabei! —

Segne Sie Antonio und Stefano, und alle Heiligen! Herzliche Grüße an Wesendonk und meine kleine Korrespondentin! Lebwohl kann ich nicht recht sagen, da ich Ihnen so nahe komme, daß ich fast nur: Gegrüßt! gut finden kann.

Morgen geht's auf die Alpen los! Adieu, Freundin!

Ihr R. W.

„Luzern, poste restante.“



Luzern

31. März 1859 bis 28. August 1859

63a.

Telegramm: Luzern 8,55.

Zürich, 31. März 58, 9 Uhr 10¹.

Herrn Otto Wesendonk Zürich.

Der getreue Kapellmeister kann leider heute das Konzert nicht dirigieren. der heilige Gotthard hat Zoll genommen und ihm dafür einen starkgläubigen gediegenen Katarrh beschert, das Konzert soll aber doch noch dirigiert werden; die Musiker mögen nur immer noch gut einstimmen.

Ihr Richard Wagner

64.

Luzern 7. April 59.

Hier Altes und Neues meiner lieben heiligen Mathilde! —
Ich kann — heut' — keinen Brief zustande bringen.
Aber nächstens wieder. —

Der Flügel ist da; wohl erhalten und ohne im mindesten verstimmt zu sein, hat er den Gotthard passiert.

Das Wetter ist himmlisch! Die Einsamkeit tut mir sehr wohl. Schöne, altgewohnte Spaziergänge hab' ich gefunden. Die Finken schlagen so lustig wie ich sie lange nicht gehört, sie rühren mich sehr die ewig hoffenden Stimmen der Natur. —

Adieu! bald weitere Nachrichten. Hoffe morgen am Tristan zu sein!

R. W.

So lehrt den Meister das Kind! — Dies eine, was nur durch die Erfahrung gewonnen werden konnte, war mir durch seine überraschende Wahrhaftigkeit auch neu, und drang endlich siegreich durch alles Wehe: — nur weil es für uns keine Trennung gibt, konnten wir dieses Wiedersehen begehen! Auch ich erstaunte fast vor dem Gefühl der Abwesenheit aller Überraschung. Es war, als ob wir uns soeben vor einer Stunde gesehen. —

Das ist ein wundervoller Boden, aus dem noch etwas Herrliches wachsen muß. Ja, ich ahne es: — wir können noch viel beglücken! — Dies edle, himmlische Gefühl wird immer tätiger die Freundin beleben, sie stärken, und die unerschütterliche Heiterkeit ihr geben, die uns ewige Jugend bewahrt. — Ruhe sie! auch ich ruhe wie ein vom Tod Genesener! —

Der dritte Akt ist begonnen. Mir ist dabei recht deutlich, daß ich nie etwas Neues mehr erfinden werde: jene eine höchste Blütenzeit hat in mir eine solche Fülle von Keimen getrieben, daß ich jetzt nur immer in meinen Vorrat zurückzugreifen habe, um mit leichter Pflege mir die Blume zu erziehen. — Auch ist mir, als ob dieser scheinbar leidenvollste Akt mich nicht so stark angreifen werde, als es zu denken wäre. Sehr griff mich noch der zweite Akt an. Das höchste Lebensfeuer loderte in ihm mit so unsäglichem Glut hell auf, daß es mich fast unmittelbar brannte und zehrte. Je mehr es sich gegen den Schluß des Aktes hin dämpfte, und die sanfte Helle der Todesverklärung aus der Glut brach, wurde ich ruhiger. Diesen Teil will ich auch vorspielen, wenn Sie kommen. — Ich hoffe nun Gutes für das Ende! —

Aber Euren Besuch kann ich nun kaum mehr erwarten. Denken Sie sich, da hat mir gestern ein Kobold ein Teeservice ins Haus gebracht, das ich mit dem besten Willen

nicht allein einweihen kann. Sie wissen wohl gar nicht, daß ich eine recht große schöne Tasse, die mir ein andres Koboldchen nach Venedig schickte, von dort mitgenommen habe, und immer daraus trinke? Was soll ich nun mit den andren vielen, schönen und zarten Täßchen machen? O kommen Sie nur bald, sie einzuweihen. Es soll Ihnen schon bei mir gefallen, das versichre ich Ihnen. — Aber — im Ernst: — war das Geschenk nicht zu reich? Mich dünkte es fast so. Was meinen Sie? — War's nicht zu viel? — Sie werden sich wundern, was Sie von sich alles bei mir finden! —

Schreiben Sie mir nun, wann Wesendonk zurückkommt; dann stelle ich mich wieder eines Abends ein, — wenn ich Euch nicht zu langweilig geworden bin. —

Grüßen Sie Myrrha — und den Karl, der mich doch ungemein ansprechend überrascht hat. Ich nannte ihn bei seiner Geburt Siegfried, und habe ihn somit vor meinem Gewissen als ungeladener Pate getauft. Und wahrlich, dieser Name bringt dem Buben Glück: sehen Sie, was das für ein prächtiger Bursch wird!

Freuen Sie sich nicht? —

Adieu! Es ist alles schön und gut! Von innen wird dem Edlen die Welt gestaltet; nur dem gemeinen Toren entsteht sie von außen.

Das Leben ist unser! —

Tausend Grüße!

Ihr R. W.

66.

Kind! Dieser Tristan wird was Furchtbares!

Dieser letzte Akt!!! — — — — —

Ich fürchte die Oper wird verboten — falls durch schlechte Aufführung nicht das Ganze parodiert wird —; nur mittelmäßige Aufführungen können mich retten! Vollständig gute müssen die Leute verrückt machen, — ich

kann mir's nicht anders denken. So weit hat's noch mit mir kommen müssen!! O weh! —

Ich war eben im vollsten Zuge!

Adieu!

R. W.

67.

Kind! Kind! Soeben strömen mir die Tränen über beim Komponieren —: Kurwenal:

„Auf eig'ner Weid' und Wonne
im Schein der alten Sonne,
darin von Tod und Wunden —
du selig sollst gefunden.“ —

Das wird sehr erschütternd — wenn nun zumal das alles auf Tristan —

gar keinen Eindruck macht, sondern wie leerer Klang vorüberzieht.

Es ist eine ungeheure Tragik! Alles überwältigend!

68.

15. April.

Kind! Das ist ein abscheuliches Wetter. Die Arbeit rastet schon zwei Tage; das Gehirn verweigert hartnäckig seinen Dienst. — Was ist zu tun? — Ich griff heute zum Tasso und las ihn schnell hintereinander. Das ist doch ein ganz einziges Gedicht, und ich wüßte ihm durchaus nichts zu vergleichen. Wie das Goethe schreiben konnte! — Wer hat hier recht? wer unrecht? Es sieht ein jeder, wie er sieht, und nicht anders sehen kann. Was dem einen eine Mücke dünkt, ist dem andren ein Riese. Endlich gewinnt doch nur unser Herz, wer am meisten leidet, und eine Stimme sagt uns auch, daß er am tiefsten blickt. Eben weil er in jedem Falle alle Fälle sieht, dünkt ihm der Kleinste so ungeheuer, und sein Leiden zeigt uns, was eigentlich an dem Falle ist, wenn man ihn bis auf seinen tiefsten Grund erwägt. Nur daß das beim Dichter so

furchtbar schnell geht, weil er eben alles auf einen Blick hat, macht ihn den andren unverständlich. —

Aber die Meisterin des Leidens ist offenbar die Prinzessin. Für den sehr tief Blickenden gibt es hier eigentlich nur einen Gegensatz, den zwischen Tasso und der Prinzessin: Tasso und Antonio sind weniger Gegensätze, auch interessiert ihr Konflikt den Tieferen weniger, denn hier kann es zur Ausgleichung kommen. Antonio wird den Tasso nie verstehen, und dieser wird jenen nur gelegentlich, wenn er in der Abspannung sich verliert, zu verstehen der Mühe wert halten. Alles, um was es sich zwischen diesen beiden Männern handelt, ist ganz wesenlos, und nur dazu da, das Leiden für Tasso, sobald er will und heftig verlangt, in das Spiel zu setzen. Blicken wir aber über das Stück hinaus, so bleibt uns nur die Prinzessin und Tasso übrig: wie werden sich diese Gegensätze ausgleichen? Da es hier auf das Leiden ankommt, hat die Frau den Vorsprung; wird Tasso von ihr lernen? Bei seiner Heftigkeit fürchte ich eher seinen Wahnsinn. Das hat der Dichter wunderbar vorgebildet. —

Bei der Gelegenheit fiel mir aber auch ein, daß es unüberlegt von mir war, den Tristan jetzt schon zu veröffentlichen. Zwischen einem Gedicht, das ganz für die Musik bestimmt ist, und einem rein dichterischen Theaterstück, muß der Unterschied in Anlage und Ausführung so grundverschieden sein, daß das erstere, mit demselben Auge wie das letztere betrachtet, seiner eigentlichen Bedeutung nach fast ganz unverständlich bleiben muß, — ehe es eben nicht durch die Musik vollendet ist. Rufen Sie sich das zurück, was ich in dem Briefe über Liszt¹, bei Gelegenheit der Berliozschen Romeo- und Julia-Szene, von dem hier gültigen Unterschiede schrieb. Ebendiese vielen kleinen Züge, durch die der Dichter seinen idealen Gegenstand der gemeinen Lebenserfahrung ganz nahe bringen muß, läßt gerade der Musiker aus, und greift dafür zu dem unendlichen Detail der Musik, um den ideell

weit entrückten Gegenstand durch dasselbe der Gefühls-
 erfahrung des Menschen überzeugend vorzuführen. Aber
 dies ändert am reinen Dichterwerke, der Form nach, un-
 ermesslich viel. Ohne das viele, kleine ja kleinliche Detail
 aus der gemeinen Lebensgewohnheit, der Politik, der Ge-
 sellschaft ja des Hauses und seiner Bedürfnisse, das
 Goethe im Tasso verwendet, würde er seine Idee auf dem
 Dichterwege gar nicht kleiden können. Hier aber ist der
 Punkt, wo jeder mit dabei ist, jeder eine Vorstellung,
 eine Erfahrung anknüpfen kann, und sich so zu Haus
 endlich fühlt, daß er unmerklich zu dem, was der Dichter
 eigentlich will geleitet werden kann. Wobei es natürlich
 immer noch darauf ankommt, daß jeder da stehen bleibt,
 wo er eben nicht weiter kann; nach seiner Art jeder aber
 doch ein Verständnis hat. So geht es dann, wenn bei
 meinem Werke die Musik fertig ist: da beginnen und
 wechseln melodische Phrasen, fesseln und reizen; der eine
 hält sich an dies Thema, der andre an jenes; sie hören
 und ahnen, und können sie, so erfassen sie endlich auch
 den Gegenstand, die Idee. Diese Handhabe aber fehlt
 ohne die Musik; der Leser müßte denn so begabt sein,
 daß er schon in der ungemein vereinfachten Handlung
 die überzeugende Tendenz herausföhlte. —

Nun denken Sie sich, wie mir ist, wenn mich schlecht
 Wetter und schwerer Kopf um meine Musik bringen!
 Wüßte ich, daß Wesendonk zurück wäre, und es nicht
 ungern sähe, so käme ich morgen, wenn wieder so schlechtes
 Wetter bleibt, zu Ihnen. Denken Sie, mir fehlt noch meine
 Kiste mit Musikalien und Notenpapier: die Militärconvois
 in Italien haben sie aufgehalten. Kann ich morgen wieder
 nicht arbeiten, so möchte ich mich gern lieber aufmachen;
 selbst die Eisenbahn gäbe mir dann eine Chance. Wollen
 wir also so abmachen. Sollte Wesendonk noch nicht zurück
 sein, so telegraphieren Sie mir das sogleich. Erhalte ich
 keine Depesche am Vormittag, und bleibt so schlecht Wetter,
 so telegraphiere ich ihm und bitte dann zugleich, mir das

Rupee um 9 Uhr abends nach dem Bahnhof zu schicken (wenn dies nicht zu viel verlangt ist). Wir wollen dann sehen, wie wir am Sonntag das schlechte Wetter zusammen loswerden. — Ist Ihnen das recht?

Schönsten Gruß!

R. W.

Wenn Sie mir eine Depesche noch zur rechten Zeit schicken könnten, so käme ich lieber schon Vormittag, (Ankunft 2¹/₂ Uhr in Zürich) so fürchte ich mich vor meiner Schlechten-Wetter-Arbeitslosigkeit!

Die Depesche müßte aber bis 9 Uhr früh hier sein.

69.

Karfreitag [22. April 1859].

Vor Schlafengehen.

Soeben habe ich noch den Egmont zu Ende gelesen. Der letzte Akt ist doch sehr schön. Sonst störte mich diesmal in dem Stücke die Prosa: nach dem Tasso kommt einem so etwas doch nur wie eine unausgeführte Skizze vor. Viel lebenvolle Züge, und doch kein recht lebenvolles Ganzes. Es ist noch kein rechtes Kunstwerk, und ich glaube in diesem Sinne ist auch der Tasso einzig. Doch war ich auch diesmal zu ergreifen, aber namentlich vom letzten Akte. — Hat das Kind nicht was Hübsches zu lesen für den Meister? Etwas Weiches, Dichterisches — Ausspannendes. Wie gern hätte ich ein unbekanntes poetisches Meisterwerk. Sollte ich alles schon kennen? Haben Sie vielleicht eine Übersetzung des Tasso — befreites Jerusalem? —

Heut' war wieder einmal so ein voller Regentag: aus bin ich noch nicht gekommen. Doch ging's noch erträglich mit der Arbeit. Aber Zeit gebrauche ich zu ihr. Kennen Sie das? —

Sehr lebhaft.

Wohl kaum? —

Ich freue mich unbeschreiblich auf Euren Besuch! Alles ist schon wohlgeordnet, und soll wie an der Schnur gehen. Mir wird das Musizieren einmal recht wohlthun, und den Erard bin ich Ihnen auch noch schuldig. Hübsch grün wird es schon. Wenn recht schön Wetter ist — nicht wahr? Ich verspreche Wesendonk auch, beim Musizieren recht viele Schlüsse anzubringen; alle 8 Takte eine kleine Befriedigung.

Schönsten Segen dem Hause!

Viele Grüßel — Auf baldiges Wiedersehen!

R. W.

70.

Oster-Dienstag
[26. April 1859].

Das ist heute endlich ein zuverlässiger Morgen: wollen sehen, wie der Tag aushält. Ihr Briefchen hat ihn, mit dem schönen Wetter zugleich, recht freundlich beginnen lassen. Haben Sie Dank! Im ganzen bin ich etwas geistesträg und verdrießlich. Ich bin nun zu lange über dieser Arbeit, und zu sehr fühle ich, daß meine Produktionskraft dabei nur immer noch aus den Keimen und Blüten sich ernährt, die eine kurze Zeit wie ein befruchtendes Gewitter in mir wirkte. Zum eigentlichen Schaffen komme ich dabei gar nicht mehr recht; je länger es aber wird, desto glücklicher muß ich mich stets gestimmt fühlen, wenn mir der innere Vorrat ganz wach werden soll, und diese Stimmungen lassen sich nun eben durch keine Reflexionen erzwingen, wie sonst wohl so manches, zumal der Welt gegenüber. Ich arbeite zwar täglich etwas, aber kurz und wenig, wie eben die Lichtblicke es sind; oft würde ich lieber gar nichts machen, wenn mich dann nicht das Grausen vor einem so ganz leer gelassenen Tage antrieb.

Es ist mit unsereinem eine eigene Sache. Ein natürliches Leben führt man nun einmal nicht; um nun halbwegs wieder natürlich zu werden, müßte es viel künstlicher sein, ungefähr wie mein Kunstwerk selbst, das auch sich in der Natur und Erfahrung nicht wieder findet, sein neues, höheres Leben aber eben durch die vollendetste Anwendung der Kunst erhält.

Denken Sie aber, ich habe mich noch nicht entschließen können, mir, seitdem ich hier bin, wieder den zweiten Akt vorzuführen, so daß der schon wie ein unkenntlicher Traum hinter mir liegt. Ich hab' keinen Trieb dazu, und alles schweigt um mich, das Element, in dem ich einzig nur noch leben soll und kann, fehlt mir ganz. Sollte ich gedeihen, so müßte mir meine Kunst und ihre Ein- und Rückwirkungen auf mich bis zur Berauschung, bis zum

vollen Selbstvergessen stets nahe sein. Immer aber bleibt gerade mir nur eigentlich das Leben vorliegen; das Leben, in dem ich eine so unnatürliche, traurige Rolle spiele. Das ist eben nicht, wie es sein sollte; und bleibe ich bei meinem Willen, so muß mir endlich fast eine Art von Eigensinn helfen. Natürlich, und von selbst macht sich dabei nichts, selbst mein Kunstschaffen nicht. Es ist mir, als ob ich eigentlich sogar am Tristan keine rechte Freude mehr hätte: er müßte mindestens schon im vorigen Jahre fertig geworden sein. Nun, das wollten die Götter nicht! Jetzt bin ich eigentlich nur noch mit dem Gefühl dabei, ihn eben nur noch zu vollenden, weil sonst ja plötzlich geradewegs alles zu Ende wäre. Es ist Gewalt dabei. —

Das klingt kläglich, nicht wahr? — Vielleicht ist das schlechte Wetter viel mit dran schuld. Vielleicht auch ein Anteil an der Eigenschaft, die wir am Tasso so ungemischt stark entwickelt fanden. Immer ist es mir aber ein letzter Trost, ganz aufrichtig sein zu können, und namentlich mir selbst nichts verbergen zu wollen. Ich nehme denn auch diese traurige Einsicht mit in den Kauf, und will ich dann doch noch, so sehe ich, daß es doch wohl sein muß; und das gibt mir dann wieder leichteren Mut, wie mir es jetzt schon ihn weckt, da ich Ihnen das mitgeteilt habe, denn ich weiß, daß ich gegen Sie noch aufrichtiger bin, als gegen mich selbst. Aber — Ihnen sollte ich vielleicht so etwas unmitgeteilt lassen. Es könnte Sie bekümmern; und warum Sie bekümmern? Wäre nicht das schön für mich, für alle Fälle Sie unbekümmert zu wissen? — Aber auch durch Täuschungen? Dann wäre ja wieder alles leer und nichtig: wie könnte mir dann Ihre Unbekümmertheit wohlthun? — — Es hilft nichts: man muß sich alles eingestehen können, das ganze Elend des Daseins und der Welt, um das einzige, was darüber erhebt, voll und ganz genießen zu können. —

Das ist eben meine Philosophie auch denjenigen gegenüber, die das Leben dadurch erträglich zu machen sich

bemühen, daß sie seine schlechte Beschaffenheit nicht zugestehen, oder sich verdecken wollen. Was sie dann zu genießen vorgeben, bleibt doch eben nur die Selbstgefälligkeit ihrer Täuschung: wer anders gesinnt ist, weiß dagegen, wessen er sich zu freuen hat, nämlich der Überwindung des Leidens, was einzig Kraft, Stolz und — Genuß gewährt. — — —

Besten Dank für den Brief des Bruders; ich schicke ihn mit herzlichen Grüßen an Onkel Wesendonk zurück. Möge dieser nur ja bald einmal das Signal zum Ausbruch nach Luzern geben! Wir wollen dann auch famos über den Krieg disputieren; da kann man es so recht nach Herzenslust, weil es einen so gar nichts angeht und man so gar nichts dabei von sich abhängig machen kann; wo dies aber anders ist, — wo der Entscheid und die Wendung von unfrem innersten Willen abhängt, da soll auch dieser Wille, die Tat, die Handlungsweise sprechen. Und so wollen wir's halten!

Herrn „von Heiligen“ (deutsche Übersetzung von „de Sanctis“) — hätten Sie kaum erst beschweren sollen: „Gries“¹ — so heißt „Tasso“ auf deutsch. — Bin ich nicht recht unverschämt?

Aber nun komme ich mit noch etwas, nur sagen Sie um des Himmels willen Wesendonk nichts davon. — Ich führe meine Decken und Betten mit mir — ich verwöhnter Mensch! — Die seidnen Überzüge sehen aber so fürchterlich schmutzig aus, daß ich mich vor dem Stubenmädchen schäme. Sehen Sie doch gelegentlich zu, ob Sie in Zürich Stoff dazu vorrätig finden; sie waren grün, könnten zur Not aber auch rot werden, wie das Laub im Herbst es wird. Aber ich brauchte eben viel. Wenn Sie etwas fänden, müßten Sie ganz heimlich (nicht Heimlich!) den Auftrag geben, mir das Stück hierher zu schicken; ich ließ' dann davon nehmen, was ich brauche, und mache die Sache dann ohne Ihre weitere Intervention ab.

Sonst werden Sie alles recht schön bei mir finden. Die große Markise ist fertig, nur fehlt Sonne, gegen die sie schützen soll. Doch heut' ist sie da. Da wird's denn wohl auch etwas besser gehen. Hier kann man recht sagen —: geb' es der Himmel!

Und nun noch meinen Glückwunsch zu den „Andren“ und „Köcklys“¹ — und dann ganz zum Schluß etwas Neues, Seidenes

Lebhaft.

The musical score is written for piano and consists of two systems, each with a treble and bass staff. The first system begins with a treble staff containing a 3-measure rest, followed by a melodic line. The bass staff provides harmonic accompaniment. The second system continues the piece, with a 'da capo!' marking above the bass staff, indicating a repeat of the previous section.

von Ihrem R. W.

71.

[30. April 1859]
Samstag mittag.

Die bange Sonne will mir nicht Mut zum Rigi machen; bleiche Dünste bedecken den Himmel, und ich will mir die Hefensfahrt zum 1. Mai noch sparen.

Wesendonts telegraphisches Kopfsweh beklage ich sehr; da es ihm so übel geht, ist's nicht mehr als billig, daß mir auch der Rigi für diesmal in Dunst aufgeht.

An seiner Zusage für nächste Woche halte ich fest, und bitte mich tags zuvor ein wenig davon zu benachrichtigen.

Schönsten Dank für den Tasso. Er soll mich für den Rigi entschädigen. — Auch für die amerikanischen Briefe¹ habe ich zu danken, und bitte für jetzt mich Herrn Luckemeyer² mit herzlichster Anerkennung seiner Bemühungen zu empfehlen. Mir ist übrigens dabei wieder etwas Londonerisch zumut geworden. Entschlossen bin ich zu nichts, und hätte im Grunde fast gewünscht, Herrn Ullmanns Gegenanerbieten hätte mich aus allem Zweifel gesetzt. Ich soll diesen Mann ja zu sehen bekommen, und will mir also bis dahin den Kopf nicht zerbrechen.

Der Krieg macht mir Not. Aus Venedig fehlt mir immer noch die bewußte Kiste. Sonderbarerweise konnte ich auch von Ritter noch keine Nachricht erlangen. In hypochondrischer Laune ist's mir manchmal, als ob ich früher nach Paris gehen sollte, um den Krieg nicht zwischen mich und meinen Zukunftsaufenthalt zu bekommen. Es ist im ganzen interessant, daß ich mich beim Ausbruch zwischen Deutschland und Frankreich in die Hauptstadt des Feindes flüchte. Denken Sie sich, daß ich allen Patriotismus zu verlieren fürchte, und mich heimlich freuen könnte, wenn die Deutschen wieder tüchtige Schläge bekämen. Der Bonapartismus ist ein akutes, vorübergehendes Leiden für die Welt, — die deutsch-österreichische Reaktion aber ein chronisches, dauerndes. Noch mehr! letzthin spürte ich Lust, für eine Zeitung eine „unpolitische Ansicht“ über Italien abzugeben, das von unsren Politikern mit einer Dummheit beurteilt wird, die an Unverschämtheit grenzt. — Sowie das Wetter ein wenig besser wurde, verloren sich aber diese Einfälle wieder. Stäke ich nur erst wieder recht in meiner Arbeit: dieses „Drinstecken“ fürchte ich kommt aber nie wieder; es sind Jugenderinnerungen!

Lassen Sie mich übrigens noch lange im Stich, so lasse ich mir Kirchnern¹ kommen. —

Daß Sie mir die Schillerschen Briefe² noch schickten, war ein sehr guter Gedanke von Ihnen. Unterhaltung mit solchen Leuten ist mir doch das liebste, und geht mir selbst über die Politik. Ich lese auch die kleinsten Billetts mit Interesse; sie erst machen mich mit dem lieben Menschen leben. Und darauf kommt's einem immer an; man will ganz intim mit solchen Leuten werden. —

Neues habe ich Ihnen gar nichts zu sagen; nirgends; her habe ich die Woche Briefe bekommen. —

Leben Sie wohl! Der Mai wird helfen, und auch Sie erfrischen!

Ihr K. W.

72.

[9. Mai 1859]

Kind! Kind! Der Zwieback hat geholfen; er hat mich mit einem Ruck über eine böse Stelle hinweggebracht, über der ich seit acht Tagen stockte und nicht weiter konnte. Gestern ging's mit dem Arbeitsversuch jämmerlich. Meine Laune war schrecklich und ich ließ sie in einem langen Brief an Liszt³ aus, in dem ich ihm ankündigte, es wäre nun mit dem Komponieren bei mir aus; sie sollten nur in Karlsruhe auf was andres denken. — Die Sonne half auch nicht, und ich mußte mich besinnen, daß ihr Schein Freitag früh nur eine Galanterie von mir war; es war das Licht, das ich Ihnen zum Heimleuchten angesteckt. Heute sah ich denn mit vollständiger Trostlosigkeit in den grauen Himmel hinein, und sann nur nach, wem ich nun eine Bitterkeit anhängen wollte. Da ich schon vor 8 Tagen im eigentlichen Komponieren nicht weiter konnte (und zwar bei dem Übergang von „vor Sehnsucht nicht zu sterben“ zur kranken Seefahrt), hatte ich's damals liegen lassen, und hatte dafür zur Ausarbeitung des Anfanges gegriffen, was ich Ihnen vorspielte. Nun ging's aber heute auch damit nicht mehr weiter, weil es mir ist, als

ob ich das alles früher schon einmal viel schöner gemacht hätte, und mich jetzt nicht mehr darauf besinnen könnte. —

Wie der Zwieback kam, merkte ich nun, was mir gefehlt hatte: mein Zwieback hier war viel zu sauer, dabei konnte mir nichts Vernünftiges einfallen; aber der süsse, altgewohnte Zwieback, in Milch getaucht, brachte auf einmal alles wieder ins rechte Geleise. Und so warf ich die Ausarbeitung beiseite, und fuhr im Komponieren wieder fort, bei der Geschichte von der fernen Ärztin. Jetzt bin ich ganz glücklich: der Übergang ist über alle Begriffe gelungen, mit einem ganz wunderbaren Zusammenklang zweier Themas. Gott, was der richtige Zwieback nicht alles kann! — Zwieback! Zwieback! du bist die richtige Arznei für verstockte Komponisten, — aber der rechte muß er sein! — Jetzt habe ich schönen Vorrat davon; wenn Sie merken, daß er ausgeht, sorgen Sie nur ja von neuem: ich merke, das ist ein wichtiges Mittel! —

Freitag abend mußte ich noch viel über Schiller lachen: er hat diesen ganz einzigen Humor, den ich in dieser Liebenswürdigkeit doch an Goethe nicht kenne. Der Lorbeerkrantz¹ (ich glaube seine Hauseigentümerin), dessen Zimmer im Herzen ungleich wohlfeiler sind, als im Hause — wie wohl auch daran eher etwas zu verderben wäre —, ist vortrefflich. Ich danke Ihnen für diese Briefe sehr; ich möchte gar nichts weiter lesen, als solche Intimitäten.

Gestern war's gräßlich. Mir fiel den ganzen Tag nichts andres an, als der politische Unsinn: Gott, wie himmelhoch wird man über diese „allerwichtigsten Jetztzeitsfragen“ erhoben, sobald man ganz bei sich ist. Wer sich unausgesetzt mit Politik beschäftigen kann, zeigt unwiderleglich, daß selbst er mit sich nichts anzufangen weiß: nun muß die Außenwelt dran, und je breiter die sich ausdehnt, desto erhabener dünkt ihm dann der Brei. —

An Frau Ritter habe ich noch vorgestern geschrieben, und ich glaube — bei aller Schonung — doch sehr bestimmt, nützlich und erfolgreich. Wollen's hoffen! —

Denken Sie sich, den Brief wegen der Bassklarinetten habe ich erst gestern abend gelesen. —

Und vorgefallen ist gar nichts. Während Sie sich wieder „vers les Willes“ haben entrainieren lassen, habe ich mich mit meinem Luzerner Publikum von der Sinne aus begnügt, das seinen Vorteil, den es über Sie hat — nämlich meinen neuen Schlafrock täglich bewundern zu können — mit wahren Fanatismus ausbeutet. Er muß doch sehr schön sein! —

Nun lassen Sie bald von sich hören, und nicht bloß schmücken. Grüßen Sie den Aufgeregten schönstens, und danken Sie ihm noch in meinem Namen für den Besuch, und auch für den Champagner, mit dem er mich traktiert hat! — Aber Zwieback war es doch nicht — Herr Gott! Zwieback!! —

Glückliche Woche mit etwas Sonne wünscht, wer sich am Sonntag ohne Sonne behelfen muß. — Adieu!

73.

Luzern, 21. Mai 59.

Eine recht drollige Entdeckung, die ich soeben gemacht, muß ich Ihnen doch alsbald mitteilen. Mir ist plötzlich, als ob mein ganzes Arbeitsleiden auf Hypochondrie beruhe. Es kommt mir alles, was ich hingeworfen habe, so gräßlich schlecht vor, daß ich die Lust verliere, und nicht weiter will. Heute zwang ich mich dazu, eine Stelle aus der Skizze ins reine zu arbeiten, die mir immer zuletzt so mißfiel, daß ich glaubte, sie gänzlich umarbeiten zu müssen. Aber mir fiel nichts Besseres ein, und darüber war ich so trostlos, daß ich an Aufgeben usw. dachte. Endlich — in der Verzweiflung — arbeite ich heute die Stelle ins reine, indem ich sie ganz, wie in der Skizze, lasse, nur hier und da ein paar Geringfügigkeiten korrigiere; nun trage ich sie mir vor und — finde, daß sie so gut ist, daß ich sie eben deshalb nicht mehr besser machen konnte. — Ist das nicht zum Lachen? — Und doch ist's

schlimm, denn daß sich diese Hypochondrie einstellt, ist eben ein Beweis, daß etwas nicht ist, wie's sein soll. Ich kann mich eben nicht entschließen, was ich schnell skizziert, mir dann mit Wärme und Ausdruck einmal wieder vorzutragen. Weiß Gott, ich bin so ganz das Gegenteil von sparsamer Verschlossenheit, daß ich in der Mitteilung so gern über die Schnur haue. Doch weiß ich eben auch, daß ich mich oft darüber zu ärgern hatte, so vorschnell in der Mitteilung meiner Skizzen an Unberufene gewesen zu sein, zu denen ich nicht Sympathie hatte, und wo ich also selbst nicht die rechte Wärme zur Lebhaftigkeit der Erfassung meines Gegenstandes gewann. Das habe ich daher oft geschworen. Jetzt rächt sich das nun, und ich komme gar nicht mehr dazu, mich mit meinen Einfällen zu befreunden. Doch will ich mir aus der heutigen Erfahrung eine Lehre ziehen, und sehen, daß ich andre Male nicht wieder so mißtrauisch gegen meine Entwürfe werde. Am Ende werde ich auf diesem Wege noch recht leichtsinnig, und führe aus, was mir nun gerade einfällt! —

Genug für heute. Ich wollte Ihnen nichts weiter sagen. Einen vernünftigen Brief schreibe ich nächstens, wenn ich auch andres Papier im Hause habe, als dieses Kofette rosa, was mir der elegante Schweizerhof geliefert hat. — Selbst wenn das Wetter ganz günstig wäre, könnte ich zu morgen nicht auf den Rigi, da ich zu einer ärztlichen Konferenz greifen mußte, in Folge deren ich für einige Tage rigiunfähig bin.

Schönsten Gruß! Feiern Sie meinen Geburtstag für mich, ich trete ihn Ihnen ab. Somit — gratuliere ich!

R. W.

Nach der Arbeit!

Ach, das schöne Kissen¹! Aber zu zart!

So müd' und schwer mir oft auch der Kopf, wagt' ich

ihn doch nie draufzulegen, selbst nicht in der Krankheit; — höchstens im Tode! Dann mag ich mein Haupt aber einmal so recht behaglich betten, als ob ich ein Recht dazu hätte! Sie sollen mir dann das Kissen unterbreiten. — Da haben Sie mein Testament! R. W.

74. Luzern, 23. Mai 59.

Das Kriegslied¹, Freundin, war ganz vortrefflich, und jedenfalls ein guter Einfall. Es ist so etwas darin, wie im Wetterzauber meines Donner im Rheingold, der Liszt so sehr gefiel. Mit der Musik dazu hatte es nun aber eine eigene Bewandnis, die Sie mir kaum glauben werden, wenn ich sie Ihnen erzähle. Auf der letzten Heimfahrt nach Luzern machte mir der Rhythmus des Dampfwagen wieder Musik vor, und brachte mich auf die Musik zu Egmont von Beethoven. Ich ließ diese durch mein Gedächtnis laufen, sah mir das „leidvoll und freudvoll“ genau an, und fand, daß es nicht gelungen sei; desto besser bestand beim Examen das Soldatenlied, das ich durchaus vortrefflich und originell finden mußte, so daß ich in Gedanken es zweimal durchging und sang. Dabei hatte ich nicht eine Ahnung von Absicht, sondern ich fiel auf dieses Lied rein nur aus dem Vergleich mit dem andren. Nun denken Sie sich meine Überraschung, als ich zu Haus Ihr Lied vorfand, auf gerade jene Melodie gedichtet, der gegenüber ich soeben das „Freudvoll und leidvoll“ verworfen hatte, und — weil ich nun einmal das Lied kritisierte, auch den Text korrigiert hatte; nämlich den schlechten Reim:

„himmelhoch jauchzend,
zum Tode betrübt:
glücklich allein
ist die Seele, die liebt“

hatte ich dahin geändert:

„glücklich allein
ist, wer Redlichkeit übt“,

was offenbar besser klingt¹.

Also das mit dem Soldatenlied und der Musik dazu war vollkommen gelungen. Gott aber, wenn Sie uns nur nicht eines Tages fortlaufen, und unter das Militär gehen! Ich sehe Sie schon im „Genie“ dienen.

Und wie geht es sonst? Hat Myrrha gestern meine Depesche schön lesen können? Ich hatte sie sehr sauber geschrieben. Aber Myrkis Handschrift wird immer schöner; wenn sie so fortfährt, bringt sie's noch bis zur Hand der Mutter, über die nun dann allerdings es nicht mehr hinausgeht.

Außer Ihnen hat mir noch Liszt gratuliert, und zwar telegraphisch, wofür ich denn sogleich durch den Telegraphen auch wieder dankte. Außerdem ist mir eine Hoffnung zu nichte geworden: Sie wissen, ich hoffte Karl Ritter würde es nicht über sich bringen, mich für diesen Tag ohne Gruß zu lassen, wobei ich denn auch von dem Verschollenen erfahren hätte. Da ist nun aber nichts eingetroffen, was mich recht besorgt macht. Offenbar will er mich seiner Familie gegenüber nicht kompromittieren. Glücklicher war ich mit Frau Ritter (Mutter), von welcher ich bei meiner letzten Heimkehr ebenfalls einen Brief vorfand, der mir zeigte, daß es mir gelungen war, sie einigermaßen aufzuklären, und somit selbst auch zu beruhigen. Sonderbar — auf gewisse Andeutungen von mir gab sie mir die Antwort: „der gute Karl handelt eben oft zu unüberlegt; als er sich plötzlich zu einem der wichtigsten Lebensschritte entschloß, war alle meine Bitte, sich etwas Zeit zu lassen und nicht so schnell durch ein Versprechen sich zu binden, vergebens!“ O Fatum!

Wer hat recht und wer unrecht in dieser Welt? Das ist ein Durcheinander von Neigung und Abneigung, Begehren und Verstoßen: wer Lebensruhe wünscht, steckt endlich einen Grenzpfahl, — hier soll's stehen bleiben und sich

nicht mehr ändern! Und der Pfahl steckt gerade da, wo eben das Begehren weilen wollte: — aber es wollte eben nicht, und dann? —

„Wer ist denn glücklich?“ —

Das ist dann das beste Beruhigungsmittel; — worauf dann zwar immer noch geantwortet werden kann:

„wer Redlichkeit übt“ —

oder auch:

„die Trommel gerührt,
das Pfeifchen gespielt.“

Halten Sie mich für verrückt??

So ein wenig unsinnig werde ich wohl mit der Zeit werden. Wie ich in den Tag hinein lebe, ist wohl auch noch selten vorgekommen. Alles was ich von Plan in mir haben könnte, zerfällt im Augenblick, so wie ich's fester ansehe; nichts hält Stich. In vier Wochen weiß ich positio nicht, wo ich mein Vorhandensein unterbringen soll, und da kein Plan gut ist, gebe ich mich jetzt mit wahren Fatalismus dem Ungefähr hin, trinke seit gestern Rissinger Wasser, zwinge mich zu nichts, namentlich auch nicht zum Arbeiten. Sehe zu, wie's jeden Tag wieder droht zu regnen, antworte Härtels nicht, die mich um „Manuskript“ (!) mahnen, lasse mir Kinderkissen schenken, und Männerzwieback schicken, und denke „wer nur den lieben Gott läßt walten“! So geht es endlich ganz passabel und ich lasse es ganz einfach auf ein Wunder ankommen; wer weiß, vielleicht geschieht eines! — Wirklich, es ist nicht der Mühe wert, daß man sich quält; das Beste kommt einem doch „unerbeten, unerfleht — am willigsten“, wie Egmont der Schlaf. —

Sehen Sie, so könnte ich noch Stundenlang mit Ihnen fortschwatzen, wenn Wesendonk nicht über den einen oder den andren Punkt eine Diskussion eröffnen würde, die dann das Geschwätz mehr präzisieren dürfte. — Es ist die Tage warm in der Welt: Gott, wie ist das schön! Also

doch etwas: der Mensch kann leicht gekleidet gehen, — was allerdings eigentlich nicht sein sollte, denn es ist besser, wenn es kalt ist, und man dafür warm angekleidet gehen kann! Hierüber ließe sich sogleich ein wenig streiten!

— Von meiner Kiste aus Venedig immer noch nichts: auch das wird mir endlich gleichgültig, selbst ob der Siegfried verloren geht. Was kann ich anders dafür tun, als höchstens ohne Erfolg mich ängstigen? Dagegen habe ich zum Parzival wieder eine ganz neue Erfindung gemacht, trotzdem ich Ihr Buch¹ noch nicht gelesen habe. Sonst lese ich überhaupt gar nichts, als abends die Allgemeine, die ich nun doch aber bald zur Seite werfen will, und zwar gründlich. Zu nichts aber habe ich festen Trieb; doch will ich den Plato vornehmen; ein Blick hinein tat mir sehr wohl. Man soll durchaus nur immer mit den Edelsten umgehen; alles übrige ist Erniedrigung, und tausendfach abgeschwächte Ableitung vom Urquell. (Nun, das ist doch wenigstens ein vernünftiger Vorsatz?)

Vielleicht kommt Taufsig nächstens zu mir: er ist zu haben und hat Lust.

Heute habe ich ein wenig gearbeitet, wobei es mir wieder ging, wie vorgestern. Was sagen Sie zu mir, Sie Kriegslustige? Ich — so friedlich, daß ich nicht einmal mehr mit mir selber Krieg führe?

Aber eines ist gut und dauernd: — tausend Dank für Ihre Wünsche! — Schreiben Sie mir bald wieder, wie ich Ihnen vorkomme; ich will daran sehen, was an mir ist! Schönste Grüße — und herzlichsten Dank!

Ihr R. W.

75. Luzern, 29. Mai 59.

So geht der Mai zu End', und ich soll nicht auf den Kigi kommen? Gestern war alles bestellt, als der Herr

des Himmels wieder sein Veto einlegte. Glücklicherweise war es mit der Arbeit erträglich gegangen: das hilft dann.

Währenddem haben wir denn nun auch den guten Soldaten¹ begraben: ich glaube wohl, er stand bei Garibaldi, der seine Leute nicht schonen soll, weshalb ich recht froh bin, daß de Sanctis nicht zu ihm gegangen ist. Daß Sie solch frischen Mut haben, freut mich. Ich hab' weder Mut noch Unmut; das schlechte Wetter lehrt mich Ergebung. Man hat doch immer nur sich, von dem man lebt; gut Wetter am Himmel und in der Welt, kann helfen, besser und leichter von sich zu leben: endlich muß man aber doch auch da, wie unter allen Umständen, die Kosten selbst tragen. In uns hinein kommt nichts, was nicht schon sympathisch darin ist. Und hat man sich aufgezehrt, so hat's ein Ende, mag man von draußen Pflaster darauffstreichen, wie man will. Somit — Geduld, solange noch was zu zehren ist! —

So, das gelte für etwas Philosophie. Nun noch, was die Poesie betrifft, hat Ihnen meine Abänderung im Goetheschen „Freudvoll und leidvoll“ mit Unrecht Bedenken gemacht: Sie sollten nur darüber lachen. Nichts weiter! — Unter allen gepriesenen Dingen, ist mir die „Redlichkeit“ leider zu etwas Lächerlichem gemacht worden, und das fängt wohl vom

„Ab' immer Treu' und Redlichkeit“

an, welches das erste Stückchen war, was ich auf dem Klavier lernte. Dann kam „Den König segne Gott“ und dann der „Jungfernkranz“ dran. Auch Heine hat sich einmal recht hübsch drüber lustig gemacht, als er die Hamburger Börse beschreibt, „wo unsre Väter so redlich wie möglich miteinander handelten“. Es wird da immer so gehen, wo man ein Akzidenz, ein Symptom, zum eigentlichen Inhalt einer Handlungsweise macht. Der Echte, dem es nur um das Echte zu tun ist, kann nicht anders als redlich sein: was wäre aber Redlichkeit ohne Echtheit? —

Und — Karl Ritter hat mir doch noch geschrieben, nur hatte sich der Brief durch die Post verspätigt. Mich freute das sehr. Er steckt in Rom, traf Winterberger vor der Peterskirche an, hat sich in die flache Kuppel des Pantheons verliebt, und schreibt mir über seine interessanten Verhältnisse ganz verzweifelt naiv. Er ist und bleibt ein sehr origineller Mensch. Keinesweges aus Sorgfalt, mich den Seinigen gegenüber nicht zu kompromittieren, hat er mir etwa nicht geschrieben, sondern bloß weil er glaubte, ich erhielte so schon zuviel Briefe, und er mir nicht beschwerlich fallen wollte. Darauf habe ich ihm denn ordentlich gedient! —

30. Mai.

Nach der Arbeit strecke ich mich gewöhnlich ein wenig aus, um die Augen für eine Viertelstunde zu schließen. Gestern wollte ich nicht nachgeben, und dafür Ihnen noch schreiben. Es rächte sich aber: mich überfiel ein völliger Schwindel; ich mußte abbrechen. — Sehen Sie, so steht's mit mir. — Heute setze ich mich noch einen Augenblick vor der Arbeit her, und habe dazu die Freude, noch ein paar freundliche Zeilen von Ihnen beantworten zu können, die mir der schöne Morgen brachte. Denn — schön ist's heut'! —: ob dauerhaft, steht noch zu bezweifeln. Der frühe Morgen ist mir in bezug auf Witterung jetzt das wichtigste, und ich lasse zur Not dafür den Nachmittag fahren. Denken Sie nur, seit meinem Geburtstag bin ich jeden Morgen um 6 Uhr auf den Beinen, trinke mein Kiffinger und promeniere dazu bis gegen 8 Uhr. Glücklicherweise waren bis jetzt die Morgen wenigstens erträglich. Liebes Kind, ich gönnte auch Ihnen die Erfrischung dieser Morgenpromenaden: ich befinde mich seitdem ganz merklich besser; die leichte Ermüdung des ungewohnten frühen Spazierganges geht nach etwas wenig Ruhe schnell vorüber, und wirkt desto befreiender und erleichternder.

Sie kennen das gewiß auch schon von Ihren verschiedenen Badekuren her. Allein man vergißt es, und doch sollte man dieses Regime für alle Sommer, als wirklich nervenstärkend und bluterfrischend, beibehalten. Der eigentliche Tag ist im Sommer doch nicht im Freien zu verbringen: die Morgen dagegen sind das eigentlich Erkräftigende, während die Abende eben nur das Beruhigende sind. Am Tag über kann man lieber einmal eine gehörige Siesta halten. Freilich auch abends nicht spät schlafen gehen. Das kommt dann aber alles miteinander. Ich werde es nun den ganzen Sommer so halten, wo ich auch sei, und später vielleicht noch früher mich aufmachen. So lebhaft und überzeugend ist diesmal diese Wirkung der frühen Morgenpromenaden mir aufgefallen. Folgen Sie mir doch ja! Wesendontk wird gewiß nichts darwider haben, im Gegentheil Sie loben. Das, was Ihnen an einem solchen Morgen verloren geht, kann Ihnen der ganze Tag, selbst mit dem Abend, nicht ersetzen: er ist die schöne Blütenknospe des Tages, der eigentliche Kern der Sommerfreude. Und da wir uns so Sonne und Sommer wünschen, sollte man doch auch wissen, was eigentlich daran das Schönste ist. —

Zur Arbeit habe ich die Sonne auch über alles gern, aber eben die abgehaltene, gegen die man sich angenehme Kühlung zu verschaffen sucht. Sie wirkt dann, wie Beifall, Ruhm und Ehre, die man verschmährt, von denen es aber doch ein behagliches Gefühl erweckt, daß man aus Reichthum sie draußen liegen läßt: umgekehrt werden wir an unsre Armut erinnert! wer Licht und Wärme suchen muß, ist eben traurig dran.

Ich bin jetzt mit der Ausarbeitung der ersten Hälfte meines Aktes beschäftigt. Über die leidenden Stellen komme ich immer nur mit großem Zeitaufwand hinweg; ich kann da im guten Fall in einem Zuge nur sehr wenig fertigbringen. Die frischen, lebhaften, feurigen Partien gehen dann ungleich rascher vonstatten: so lebe ich auch

bei der technischen Ausführung „leidvoll und freudvoll“ alles mit durch, und hänge ganz vom Gegenstande ab. Dieser letzte Akt ist nun ein wahres Wechselfieber: — tiefstes, unerhörtestes Leiden und Schmachten, und dann unmittelbar unerhörtester Jubel und Jauchzen. Weiß Gott, so ernst hat's noch keiner mit der Sache genommen, und Semper hat recht. Das hat mich auch allerneuestens wieder gegen den Parzival gestimmt. Es ging mir kürzlich nämlich wieder auf, daß dies wieder eine grundböse Arbeit werden müsse. Genau betrachtet ist Anfortas der Mittelpunkt und Hauptgegenstand. Das ist denn nun aber keine üble Geschichte das. Denken Sie um des Himmels willen, was da los ist! Mir wurde das plötzlich schrecklich klar: es ist mein Tristan des dritten Actes mit einer undenklichen Steigerung. Die Speerwunde, und wohl noch eine andre — im Herzen, kennt der Arme in seinen fürchterlichen Schmerzen keine andre Sehnsucht, als die zu sterben; dies höchste Labsal zu gewinnen, verlangt es ihn immer wieder nach dem Anblick des Grals, ob der ihm wenigstens die Wunden schlosse, denn alles andre ist ja unvermögend, nichts — nichts vermag zu helfen: — aber der Gral gibt ihm immer nur das eine wieder, eben daß er nicht sterben kann; gerade sein Anblick vermehrt aber nur seine Qualen, indem er ihnen noch Unsterblichkeit gibt. Der Gral ist nun, nach meiner Auffassung, die Trinkschale des Abendmahles, in welcher Joseph von Arimathia das Blut des Heilands am Kreuze aufsing. Welche furchtbare Bedeutung gewinnt nun hier das Verhältnis des Anfortas zu diesem Wunderkelch; er, mit derselben Wunde behaftet, die ihm der Speer eines Nebenbuhlers in einem leidenschaftlichen Liebesabenteuer geschlagen, — er muß zu seiner einzigen Labung sich nach dem Segen des Blutes sehnen, das einst aus der gleichen Speerwunde des Heilands floss, als dieser, weltentsagend, welterlösend, weltleidend am Kreuze schmachete! Blut um Blut, Wunde um Wunde — aber hier und dort, welche

Kluft zwischen diesem Blute, dieser Wunde! Ganz hingeworfen, ganz Anbetung, ganz Entzückung bei der wundervollen Nähe der Schale, die im sanftesten, wonnigen Glanze sich rötet, gießt sich neues Leben durch ihn aus — und der Tod kann ihm nicht nahen! Er lebt, lebt von neuem, und furchtbarer als je brennt die unselige Wunde ihm auf, seine Wunde! Die Andacht wird ihm selbst zur Qual! Wo ist Ende, wo Erlösung? Leiden der Menschheit in alle Ewigkeit fort! — Wollte er im Wahnsinn der Verzweiflung sich gänzlich vom Gral abwenden, sein Auge vor ihm schließen? Er möchte es, um sterben zu können. Aber — er selbst, er ward zum Hüter des Grales bestellt; und nicht eine blinde äußere Macht bestellte ihn dazu, — nein! weil er so würdig war, weil keiner wie er tief und innig das Wunder des Grales erkannt, wie noch jetzt seine ganze Seele endlich immer wieder nach dem Anblicke drängt, der ihn in Anbetung vernichtet, himmlisches Heil mit ewiger Verdammnis gewährt! —

Und so etwas soll ich noch ausführen? und gar noch Musik dazu machen? — Bedanke mich schönstens! Das kann machen wer Lust hat; ich werde mir's bestens vom Halse halten! —

Es mag das jemand machen, der es so à la Wolfram ausführt; das tut dann wenig und klingt am Ende doch nach etwas, sogar recht hübsch. Aber ich nehme solche Dinge viel zu ernst. Sehen Sie doch, wie leicht sich's da gegen schon Meister Wolfram gemacht! Daß er von dem eigentlichen Inhalte rein gar nichts verstanden, macht nichts aus. Er hängt Begebnis an Begebnis, Abenteuer an Abenteuer, gibt mit dem Gralsmotiv kuriose und seltsame Vorgänge und Bilder, tappt herum und läßt dem ernst gewordenen die Frage, was er denn eigentlich wollte? Worauf er antworten muß, ja, das weiß ich eigentlich selbst nicht mehr wie der Pfaffe sein Christentum, das er ja auch am Messaltar aufspielt, ohne zu wissen, um was es sich dabei handelt. — Es ist nicht anders. Wolfram

ist eine durchaus unreife Erscheinung, woran allerdings wohl größtenteils sein barbarisches, gänzlich konfuses, zwischen dem alten Christentum und der neueren Staatenwirtschaft schwebendes Zeitalter schuld. In dieser Zeit konnte nichts fertig werden; Tiefe des Dichters geht sogleich in wesenloser Phantasterei unter. Ich stimme fast jetzt Friedrich dem Großen bei, der bei der Überreichung des Wolfram dem Herausgeber antwortete. er solle ihn mit solchem Zeuge verschont lassen! — Wirklich, man muß nur einen solchen Stoff aus den echten Zügen der Sage sich selbst so innig belebt haben, wie ich dies jetzt mit dieser Grals Sage tat, und dann einmal schnell übersehen, wie so ein Dichter, wie Wolfram, sich daselbe darstellte — was ich jetzt mit Durchblätterung Ihres Buches¹ tat — um sogleich von der Unfähigkeit des Dichters schroff abgestoßen zu werden. (Schon mit dem Gottfried v. Straßburg ging mir's in bezug auf Tristan so.) Nehmen Sie nur das eine, daß dieser oberflächliche „Tiefsinnige“ unter allen Deutungen, welche in den Sagen der Gral erhielt, gerade die nichts sagendste sich auswählt. Daß dieses Wunder ein kostbarer Stein sein sollte, kommt allerdings in den ersten Quellen, die man verfolgen kann, nämlich in den arabischen der spanischen Mauren, vor. Leider bemerkt man nämlich, daß alle unsre christlichen Sagen einen auswärtigen, heidnischen Ursprung haben. Unsrer verwundert zuschauenden Christen erfuhren nämlich, daß die Mauren in der Kaaba zu Mekka (aus der vormohammedanischen Religion stammend) einen wunderbaren Stein (Sonnenstein — oder Meteorstein — allerdings vom Himmel gefallen) verehrten. Die Sagen von seiner Mirakelkraft faßten bald aber die Christen auf ihre Weise auf, und brachten das Heiligtum mit dem christlichen Mythos in Berührung, was andererseits dadurch erleichtert ward, daß eine alte Sage in Südfrankreich bestand, dorthin habe sich einst Joseph von Arimathia mit der heiligen Abendmahlschale geflüchtet, was ganz mit dem Reliquien-

enthusiasmus der ersten christlichen Zeit stimmt. Nun erst kam Sinn und Verstand hinein, und wirklich bewundere ich mit völligem Entzücken diesen schönen Zug christlicher Mythenbildung, der das tiefsinnigste Symbol erfand, das je noch als Inhalt des sinnlich-geistigen Kernes einer Religion erfunden werden konnte. Wen schauert es nicht von den rührendsten und erhabensten Gefühlen, davon zu hören, daß jene Trinkschale, aus der der Heiland seinen Jüngern den letzten Abschied zutrank, und in der endlich das unvertilgbare Blut des Erlösers selbst aufgefangen und aufbewahrt ward, vorhanden sei, und wem es beschieden, dem Keinen, der könne es selbst schauen und anbeten. Wie unvergleichlich! Und dann die doppelte Bedeutung des einen Gefäßes, als Kelch auch beim heiligen Abendmahl —, offenbar dem schönsten Sakramente des christlichen Kultus! Daher denn auch die Sage, daß der Gral (Sang Réal, daraus San[ct] Gral) die fromme Ritterschaft einzig ernähre, und zu den Mahlzeiten er Speise und Trank gewähre. — Und dies alles nun so sinnlos unverstanden von unsrem Dichter, der eben nur für den Gegenstand die schlechten französischen Ritterromane seiner Zeit hernahm, und ihnen nachschwatzte wie ein Star! Schließen Sie hieraus auf alles übrige! Schön sind nur einzelne Schilderungen, in denen überhaupt die mittelalterlichen Dichter stark sind: da herrscht schön empfundene Anschaulichkeit. Aber ihr Ganzes bleibt immer wüst und dumm. Was müßte ich nun mit dem Parzival alles anfassen! Denn mit dem weiß Wolfram nun auch gar nichts: seine Verzweiflung an Gott ist albern und unmotiviert, noch ungenügender seine Bekehrung. Das mit der „Frage“ ist so ganz abgeschmackt und völlig bedeutungslos. Hier müßte ich also rein alles erfinden. Und noch dazu hat's mit dem Parzival eine Schwierigkeit mehr. Er ist unerläßlich nötig als der ersehnte Erlöser des Anfortas: soll Anfortas aber in das wahre, ihm gebührende Licht gestellt werden, so wird er von so ungeheuer tragischem

Interesse, daß es fast mehr als schwer wird, ein zweites Hauptinteresse gegen ihn aufkommen zu lassen, und doch müßte dieses Hauptinteresse sich dem Parzival zuwenden, wenn er nicht als kalt lassender Deus ex machina eben nur schließlicly hinzutreten sollte. Somit ist Parzivals Entwicklung, seine erhabenste Läuterung, wenn auch prädestiniert durch sein ganzes sinniges, tief mitleidsvolles Naturell, wieder in den Vordergrund zu stellen. Und dazu kann ich mir keinen breiten Plan wählen, wie er dem Wolfram zu Gebote stand: ich muß alles in drei Hauptsituationen von drastischem Gehalt so zusammendrängen, daß doch der tiefe und verzweigte Inhalt klar und deutlich hervortritt; denn so zu wirken und darzustellen, das ist nun einmal meine Kunst. Und — solch eine Arbeit sollte ich mir noch vornehmen? Gott soll mich bewahren! Heute nehme ich Abschied von diesem unsinnigen Vorhaben; das mag Geibel machen und Liszt mag's komponieren! — Wenn meine alte Freundin Brünnhilde in den Scheiterhaufen sprengt, stürz' ich mich mit hinein, und hoffe auf ein seliges Ende! Dabei bleib' es! Amen!

Nun, da hätte ich mich einmal schön vergrault! Nehmen Sie's für eine Vorlesung, zu der Sie nicht nötig hatten ins Züricher Rathaus zu gehen! Heute bekommen Sie nicht mehr, trotz des letzten schönen Zwiebackes! — Ich will sehen, ob ich noch ein wenig Musik machen kann! Leben Sie wohl, halten Sie Pfingsten im Auge, und — promenieren Sie recht früh im Garten! Tausend Grüße!

Ihr R. W.

76.

Luzern, 3. Juni 59.

Freundin! Es ist mir nicht, als ob ich die Stimmung finden werde, Ihnen und mir im Willesehen Hause nächsten Sonntag Freude zu machen. Ich lege Ihnen deshalb einige entschuldigende Zeilen — direkt aus Kissingen da:

tiert — für Frau Wille bei. Ich leide manchmal so sehr an der Feigheit meiner Freunde, daß es dann besser ist, sich freudlos zu behelfen, — wenigstens eine Zeitlang, bis dann wieder die Kraft der Täuschung aus dem Inneren wächst, und die ganze Welt nichts wie liebe Freunde enthält. Das kommt auch wieder! Bis dahin empfehlen Sie mich bestens! —

Und schönsten Dank für den noch schöneren Brief! Viel darüber mündlich! —

Herzlichen Gruß zu Haus!

R. W.

77.

Kind! Kind! liebstes Kind!

Das ist eine furchtbare Geschichte! Der Meister hat's einmal wieder gut gemacht!

Soeben spielte ich mir die nun ausgearbeitete fertige erste Hälfte meines Aktes vor, und mußte mir sagen, was sich einst der liebe Gott sagte, als er fand, daß alles gut war! Ich habe keinen Menschen, mich zu loben, gerade wie's dem lieben Gott damals — vor zirka 6000 Jahren — ging, und so sagte ich mir denn unter andrem: Richard, Du bist ein T—kerl! —

Ja, nun kann ich mir denken, warum mir das Zeug solche hypochondrische Not gemacht! Man hat ja da in einem fort nur Gott weiß woher? es zu holen, um nur die kleinsten Steine zum Bau herbeizuschaffen! Und bei allem Jammer und Elend soll's am Ende noch schön tönen, und sich so einschmeicheln, daß man die Not ins Herz kriegt ohne es nur zu merken, was für schlimmes Zeug es ist! Es macht sich alles vortrefflich: ich habe keine Längen und Monotonien gefunden, im Gegenteil leidenschaftliches Leben, bis zum Übermut, ja bis zum Lachen der Laune! — Nein, so was hab' ich noch nicht

gemacht. Sie werden sich einmal wundern, wenn Sie's hören. —

Jetzt Ruhe, Frieden und etwas Lächeln des Geschickes, um die zweite Hälfte bald noch zu vollenden! Ich muß dann wie neu geboren sein! — Helfen Sie mir! Sonst hilft mir niemand. Sie sind da draußten alle albern, alle, alle! —

Nun adieu für heute!

Bei mir war heute wieder eigentlich Kigi-Tag, drum regnet's so hübsch!

Was sagt Wefendonk zu Garibaldi?

Tausend Segenswünsche!

Luzern

R. W.

5. Juni 59.

78.

Luzern, 17. Juni 59.

Schnell noch ein paar Zeilen vor dem Essen und nach der Arbeit! Schönsten Dank für das restaurierte Bijou! Soeben habe ich das erste Manuscript vom 3ten Akt nach Leipzig spediert.

Etwas Altes: — es regnet!

Etwas Neues: — seit 3 Tagen reite ich!

Reite!! — jeden Morgen wird's fortgesetzt. Mein Doktorchen drang darauf. Ich hoffe viel Gutes davon. Sagen Sie's Wefendonk nicht; der versiegelt sonst alle seine Pferde, wenn ich wieder nach Zürich komme!

Gar nichts vorgefallen, — nur viel Regen! — Morgen, wenn Sonne scheint, will ich suchen wieder ans Komponieren zu gehen. Euer Besuch ist mir gut bekommen. Es war recht schön. Ich bin ruhig und ziemlich heiter. Seien Sie's auch! Bald mehr: — für heute nur noch die Wenigkeit von tausend Grüßen!

R. W.

79.

Luzern, 21. Juni 59.

Die Laune ist doch offenbar mit dem besten Willen nicht aufrecht zu halten! Wie geht es Ihnen?

Vorgestern nahm ich mit Lust die Komposition wieder auf: gestern stockte es, und heute fange ich gar nicht erst an. Dieses gottverlassene Wetter hemmt alle Geister, Wolken und Regen lasten wie Blei! Ich glaubte nun wirklich, die preussische Mobilmachung sollte uns von Norden her etwas Wind machen: noch bleibt's aber bei Süd und West. Es ist rein zum Verzweifeln. Und das nun seit 3 Monaten an einem Orte zu erleben, wo helles Wetter die *conditio sine qua non* aller Möglichkeit des Aushaltens ist! Am verdrießlichsten bin ich, wenn der Regen mich jetzt von meinem Morgen-Spazierritt abhält. Für das Reiten habe ich eine Leidenschaft gefaßt: ich habe da so eine unmittelbare Gesellschaft an dem Pferd, das mit mir während der Bewegung ganz zu eins verwächst, mir immer Aufmerksamkeit und Beschäftigung mit sich abnötigt, und so einen völlig angenehmen Umgang gewährt, wobei eben das ganz Eigentümliche mitwirkt, daß alles zusammenfällt in eine stete Berührung.

Über das Reiten könnte ich Ihnen noch viel schreiben. Ich muß mich hüten eine Passion für das Pferd aufkommen zu lassen, weil ich da wieder etwas kennen lernen könnte, was mir versagt bleiben muß. Und vielen und manchem habe ich doch nun schon entsagt, und der Wanderung des ewigen Juden darf kein Pferd beigegeben sein.

Vorgefallen ist nichts. Meine diskreten Freunde beobachten ehrerbietiges Schweigen. Selbst die Musikzeitung mißt uns das gefeierte Zukunftsfest¹ brockenweise zu. Ich wünsche jetzt fast für diesen Sommer nun keinen Besuch von dorthier zu erhalten; vor der Beendigung des Tristan würde mich ein solch lärmender Hineinsfall fast nur stören; sie meinen alle doch so etwas ganz anderes als ich; darüber muß man sich ohne alle Bitterkeit klar werden.

Nur mit wirklichem Grausen denke ich doch an das Treiben von 1856 im Herbst¹ zurück; und wenn ich mich entsinne, welche Qualen mir die Besuche im vorigen Sommer verursachten, wo ich endlich nur noch die Stunden ihrer Abreise zählte, so kann ich nicht recht begreifen, wie ich jetzt anders als mit Bangigkeit jenen Besuchen entgegensetzen könnte. Und doch wären diese Besuche nur von Liebe zu mir eingegeben. Das ist bedenklich! Was ich wohl noch für ein Kauz werden mag! Vielleicht wird mir's anders, wenn der Tristan fertig ist! Noch hat er mich: dann habe ich ihn. —

Viele schöne Zwiebacke kamen gestern an: mein Hausstand wächst dadurch ins Ungeheure; wie soll das einmal mit all den Schachteln werden? Wir müssen da etwas ausdenken. —

Kürzlich amüsierte mich ein Extrablatt zum Intelligenzblatt²; ich vermutete Herwegh als Verfasser, und frug ihn deshalb mit ein paar Zeilen. Mit Freude bekannte er sich dazu. Mir macht der Eifer Spaß. Der Artikel war hier und da etwas ausgelassen, aber wirklich mit viel Witz geschrieben, mit mehr, als ich bisher an Herwegh kannte. So etwas ist schon genug, um Anerkennung und Hoffnung zu erwecken. Das, worum es sich handelt, ist so grauenvoll und trostlos, daß wirklich nur Witz und Ironie einem den Anblick der Welt erträglich machen kann; es spricht sich darin zugleich das offene Zugeständnis der Elendigkeit der Welt aus, während unsre Schwäche, dem gegenüber, nicht bemäntelt, sondern ebenfalls zugestanden wird. Wer dazu eine ernste Miene machen, dabei hoffen und wollen kann, der steckt eben noch tief in der Täuschung selbst drin. Bei H. ist das nun immer noch der Fall; doch verbirgt sich das im Eifer der Negation der irrigen Bestrebungen anderer: und in diesem Spiele wird er eben witzig. Über Shakespeare, den er einmal zitiert, mußte ich wieder lange lachen, was mich denn auf mein Lieblingsthema, den Umgang mit den Großen brachte, der

uns schließlich doch immer wieder am besten über die Welt hinweghilft. Dieses wunderbare witzige Lächeln am Shakespeare! Diese göttliche Weltverachtung! — Es ist wirklich das Höchste, wozu der Mensch aus dem Elend sich aufschwingen kann: das Genie kann es nicht weiter bringen: — nur der Heilige! Der braucht dann allerdings keinen Witz mehr.

Auch ich fühle mich nach Leiden immer erst genesen, sobald dieses Lächeln mir wieder durch den Geist zieht, das unter Umständen, wenn die Enttäuschung über besonders große Illusionen mit hinzutritt, bis zum herzlichen Lachen arten kann. Bei der Politik ertappe ich mich zuweilen beim Zuernstnehmen; die mindeste Hoffnung auf die Vernunft und das Wohlwollen der Menschen ist verführerisch; sie führt uns immer auf Abwege, von denen man nicht schnell genug zurückkommen kann, weil man auf diesem Wege endlich auch den Menschen unrecht tut. Man muß sich immer wieder sagen, daß Vernunft und Wohlwollen nie in der Geschichte tätig sind, und der Natur der Menschen nur so viel davon innewohnt, daß sie als Gattung nicht gänzlich zugrunde gehe, wogegen sie dem Individuum wohl aus dem Leben hinweg, nicht im Leben drinnen hilft. Wieviel Hoffnungen werden auch jetzt wieder zertrümmert werden! Wie deutlich wird auch der Ausgang des jetzigen Kampfes dem Edeln wieder zeigen, daß er nicht da seine Erlösung zu suchen hat, wo jedes Schlachtfeld ihm zeigt, wer der Herr der Welt ist. Und wer wird's verstehen? Eine neue Generation kommt, und das alte Spiel geht wieder los! So kann einem selbst beim Anblick des Schlachtfeldes ein Lächeln antommen über den ewigen Spott, den wir mit uns selbst treiben. Doch — das führt weit! Drum lassen wir's heute —! Man muß auch das nicht zu ernst nehmen. Blind bleiben wir immer! — Tausend Grüße! —

80.

Luzern, 23. Juni 59.

Schönsten Dank, Freundin!

Ich bin im Zug, und habe mir vorgenommen, falls mich Gott nicht ganz verläßt, nicht eher zu Ihnen zu kommen, als bis ich Ihnen die rote Mappe mit komplettem Inhalt überreichen kann. So mein Wunsch. Ob er erfüllt werden kann, weiß ich nicht. Denn von was man bei solch heiklem Vorhaben leicht verstimmt werden kann, weiß ich zur Genüge, und ich glaube, meine jetzige gute Arbeitslaune habe ich nur dem verzweiflungsvollsten Mißmüte zu verdanken, der ihr unmittelbar vorausging. Was ich Ihnen bei der Gelegenheit über Herwegh geschrieben habe, muß sehr konfus gewesen sein: ich hatte eine Ahnung davon, als ich den Brief abgesandt, und las noch einmal den H.'schen Artikel durch, was mir zeigte, daß ich in meinem Briefe eigentlich wen anderes als H. gemeint hatte. Lassen wir das, und denken wir wieder an Shakespeares „Kinnwackeln“¹. Dies, und das „Ohrenschmalz statt des Gehirnes“² sind diese Witzworte, die mir bei Sh. so drastisch sind, und nur einer konnte sie so originell erfinden, dem die Hohlheit der Welt immer so gegenwärtig ist.

Doch lassen wir auch das, denn selbst hierbei kann die subjektive Stimmung unsrerseits zu stark mittätig sein. Die Hauptsache, die ich Ihnen sagen wollte, ist, daß ich mir einbilde, jetzt so in einem Sturme die Komposition meines Aktes beendigen zu können; gestern ging mir vollends alles wie im Gewitterlicht hell auf. Gewiß freuen Sie sich dieses Grundes für mein Zuhausebleiben, und wünschen mir Glück zu dem Mute, Ihrer Einladung nicht zu folgen. Es ist auch etwas Schwelgerei-Absicht dabei: mir ist nämlich, als ob ich plötzlich unglaublich wohl sein müßte, sobald der Tristan fertig ist: da ich nun sehe, ich komme doch nicht anders zu Wohlgefühl, will ich mir's auf diese raffinierte Weise garantieren. Alles drängt

dazu. Mit meiner Wohnung wird's immer schwieriger. Es stellen sich Klaviere um mich her ein, Fremde über Fremde, Achselzucken des Wirtes: ich biete bereits Summen über Summen, um mir noch die nötige Ungestörtheit zu garantieren und sehe mich doch im sorglichen Geiste schon wieder als herumirrende Latona, die nirgends die Stätte fand, den Apollo zu gebären, bis ihr Zeus die Insel Delos aus dem Meere aufsteigen ließ. (Beiläufig: die Fabeln haben das Gute, daß man nur in ihnen endlich noch zu etwas kommt; in der Wirklichkeit bleibt die Insel immer schön im Meer, — oder in Mariafeld — kurz irgendwo!) Ja, mein Kind! Man macht mir's schwer, und ich hab's nicht leicht; dafür gibt's aber auch nur ein Wesen, dem ich gestatten kann, mir einmal den Tristan zu loben, und dieses eine — hat es nicht nötig. Niemand soll mir daher einmal „Bravo!“ sagen. Und — Sie haben recht, es ist doch ein würdigeres Leben in meiner Verbannung als dort; nur mit den 7—8 Jahren haben Sie unrecht, denn es geht nun schon in das IIte. — Über davon wollte ich ja auch nicht prahlen, sondern als drängende Gründe für meine Arbeit nur auch noch Härte anführen, deren Schmollen mich gleichgültig gelassen haben würde, die mich aber jetzt durch ihre große Freude über die erste Manuskriptsendung vom 3ten Akt so gerührt haben; es war ihnen zugekommen, daß ich mich für lange wieder unterbrechen wollte. — Also — also! Wenn Sie mich zu sich kommen sehen, so ist's nur mit der roten Mappe oder — in Verzweiflung. Wählen Sie! — Ich hoffe auf die rote Mappe —: aber noch ein wenig Geduld muß ich haben; schnell geht's nicht. Wenn's nur geht!

Heute morgen trieb sich der liebe Gott persönlich hier auf den Straßen herum. Es war Fronleichnamfest, die ganze Stadt machte Prozession vor den leeren Häusern, angeführt von den Pfaffen, die sich dazu sogar goldene Schlafröcke angezogen hatten. Doch wirkte der Zug der

Kapuzinermönche sehr ergreifend: mitten in diese unfäglich widerliche Flitterreligionskomödie auf einmal dieser ernst-melancholische Zug. Ein Glück, daß ich sie nicht zu nah sah. Doch sind mir schon einmal ein paar einfältige, aber ehrwürdige Physiognomien in den hiesigen Kapuzen begegnet. Auch das Kreuzifix fesselt mich stets. Gestern abend, als die Schlauen am Wind schon wußten, daß wir heut' schön Wetter haben würden, mußten die Kinder in den Kirchen darum beten. So war auch dieser wundervolle, wolkenlose Morgen eigentlich nur eine Komödie. Ich ließ mir ihn aber dennoch behagen, und wußte wohl, daß das Wetter eigentlich für mich gemacht worden war: ich weiß auch, wer's gemacht hat. Schönsten Dank! —

Sind Sie mir böse, daß ich nicht komme? Müssen Sie nicht vielmehr Luzern auch endlich noch einmal bei schönem Wetter sehen? Hierher zu kommen, ist niemand verboten! —

Viele schöne Grüße an Cousin Wessendonk, Bäschen und Vetterchen! Haben Sie mich alle recht lieb, ich will auch recht fleißig sein! — Adio!

Jhr R. W.

Bitte, sehen Sie doch einmal der Post gegenüber in der Kunsthandlung: da gab es vor Jahren von den großen goldenen Federn; vielleicht liegt's noch da.

81. Luzern, 1. Juli 59.

Und wie geht es, Freundin? — Meine Stimmung wurde die letzten Tage durch das Wetter ein wenig gedrückt: so hält sie sich im ganzen noch oben. Die Arbeit gedeiht, und mir ist dabei sehr wunderbar zumut. Ich habe Ihnen einmal etwas von indischen Frauen berührt, die sich in das duftende Flammenmeer stürzen¹. Auffallend, was Düste Vergangenes stark vergegenwärtigen.

Kürzlich drang auf dem Spaziergang plötzlich ein voller Rosenduft zu mir her: seitwärts stand ein Gärtchen, wo eben die Rosen in voller Blüte standen. Dies rief mir den letzten Genuß des Asyl-Gartens zurück: nie habe ich mich um die Rosen so bekümmert, wie damals. Ich brach mir jeden Morgen eine und stellte sie im Glas zu meiner Arbeit: ich wußte, daß ich Abschied von dem Garten nahm. Mit diesem Gefühle hat sich dieser Duft ganz verwoben: Schwüle, Sommersonne, Rosenduft und — Abschied. So entwarf ich damals die Musik zum zweiten Akte.

Was damals so ganz gegenwärtig, fast berauschend mich umgab, lebt nun wie im Traume wieder auf, — Sommer, Sonne, Rosenduft und — Abschied. Doch die Beklemmung, die Bangigkeit ist genommen: alles ist verklärt. Das ist die Stimmung, in der ich jetzt meinen dritten Akt zu Ende zu bringen hoffe. Nichts kann mich recht betrüben, nichts erschüttern: mein Dasein ist so gar nicht an Zeit und Raum gefesselt. Ich weiß, daß ich noch leben werde, solange ich zu schaffen habe: so kümmere ich mich denn nicht ums Leben, sondern schaffe. Geht das zu Ende, so weiß ich mich ja geborgen. So bin ich denn wirklich heiter. —

Möchten Sie es auch sein!
Darf ich bald auf eine Nachricht rechnen?

82. Luzern, 9. Juli 59.

Das war recht freundlich von Ihnen, liebes Kind, daß Sie mir einmal Nachricht gaben, und ich will sehen, was ich Ihnen von mir dagegen zu sagen weiß. Daß der Cousin nun zurückgekehrt sein wird, führt Ihnen gewiß auch manches Neue zu, und gern wünschte ich von seinen Berichten aus meiner Geburtsgegend und Jugendheimat auch etwas zu profitieren. Nach Dresden kam er wohl auch? Lohengrin entging ihm dort: der soll, wie ich höre, erst in der zweiten Hälfte dieses Monats herauskommen.

Ich habe währenddem viel erlebt. Vor allem: — heute vor acht Tagen bin ich ausgezogen worden, d. h. man ließ mich ausziehen, und transportierte mich auf Nr. 7 im 2ten Stock des „Ur-Hotels“, in die „Unabhängigkeit“ — Independance. Ich komme mir ziemlich degradiert vor, ungefähr wie Graf Giulay seit Magenta; an meinen freundlichen großen Salon in der „Abhängigkeit“ darf ich gar nicht mehr denken. Am schmerzlichsten aber war mir's, daß ich hier meiner Marktgräfin¹ ent-sagen mußte: der republikanische Unmensch von Wirt verbot mir ihren ferneren Umgang. So ist's denn um mein schönes Morgenstündchen am offenen Fenster ge-schehen: ein zugelassener Laden sperrt mich gegen die Sonne ab, und ich kann mir zur Not einbilden, ich säße im Zuchthaus. Da sehen Sie aber, daß ich noch nicht so verweicht und verzogen bin, wie mich mancher aus-schreien möchte. Das alles ertrage ich in guter Stimmung, da sich meine Gefangenen, Tristan und Isolde, nun bald ganz frei fühlen sollen; und so entsage ich denn jetzt mit ihnen, um mit ihnen frei zu werden. Ich bin meist doch jeden zweiten Tag wenigstens glücklich in der Arbeit: da-zwischen habe ich gewöhnlich einen minder guten Tag, weil der gute Tag mich immer übermütig macht, und ich mich dann in der Arbeit übernehme. — Das Angstgefühl, als ob ich vor der letzten Note sterben würde, habe ich diesmal nicht: im Gegenteil bin ich der Vollendung so sicher, daß ich vorgestern auf dem Spazierritt sogar schon ein Volkslied drauf machte. Nämlich:

„Im Schweizerhof zu Luzern
 von Heim und Haus weit und fern —
 da starben Tristan und Isolde,
 so traurig er, und sie so holde:
 sie starben frei, sie starben gern,
 im Schweizerhof zu Luzern —
 gehalten von Herrn
 Oberst Seegessern —“

Das macht sich, auf eine Volksmelodie gesungen, recht gut: der Vreneli habe ich's am Abend vorgesungen. Ich würde es dem Wirt verehren, wenn er mir nicht die Markgräfin verboten hätte. — Vreneli¹ ist aber hier mein Schutzengel; sie intrigiert und wendet alles an, um mir unruhige Nachbarn vom Halse zu halten: Kinder dürfen sich in der ganzen Etage nicht einstellen. Auch hat mir Joseph die Türe zum Nachbarzimmer mit einer Matratze verstopft, und drüber eine meiner Gardinen gehängt, was meinem Zimmer ein ganz stattliches theatralisches Aussehen gibt. Bin ich nun erst mit meiner Arbeit fertig, so schwindet dann der wichtigste Grund für meine Ansprüche an die Wohnung. In Paris werde ich mich sehr bescheiden in eine Chambre garni verbergen, und das Schicksal ruhig über mich ergehen lassen. Nur wann ich meine Geburten im Sinne habe, Sorge ich für eine reiche und vornehme Wiege. Außerdem wird mir meine Stellung im Leben immer bewußter, und größte Beschränkung wird mir jetzt zur Pflicht. Vielleicht verkaufe ich dann auch meine schönen Hauskleider: Sie können sich melden, wenn Sie etwas davon für Ihr zukünftiges Kuriositätenkabinett haben wollen. — Sehen Sie, solch reduktive Gedanken kommen mir jetzt in meiner degradierenden Wohnung an! — Schad't nichts: der Tristan ist so ziemlich fertig, und Isolde soll, denke ich, diesen Monat auch noch ausgehritten haben. Dann werfe ich beide und mich in Härte's Arme.

Sonst weiß ich von der Welt rein gar nichts! Kein Mensch kümmert sich um mich, und dies fängt an, mir jetzt wirklich gute Laune zu machen. Gott, man kann so unglaublich viel entbehren! Nur Ihren Umgang, mein Kind, entbehre ich sehr ungern: ich kenne nun einmal niemand, dem ich mich so gern mittheilte. Mit Männern geht das erst gar nicht: denen kommt's — bei aller Freundschaft — im Grunde doch nur darauf an, nicht aus sich herauszugehen, ihre persönliche Meinung zu behaupten,

und sich überhaupt möglich wenig berühren zu lassen. Das ist nun einmal so: der Mann lebt von sich. Aber wenn ich dran denke, was Sie schon Vieles und Gutes aus mir herausgelockt haben, so kann mich nur noch freuen, daß Sie's so gar nicht darauf absahen, und immer doch das Beste herausbekamen. Was hat es mich gefreut, daß ich Ihnen letzthin den S. Bach vorführte! Er hat mir selbst nie so viel Freude gemacht, und ich habe mich nie ihm so nah gefühlt. Aber so etwas fällt mir gar nicht ein, wenn ich allein bin. Wenn ich mit Liszt musizierte, da war das was ganz anderes: es war Musizieren, und dabei spielte Technik und Kunst überhaupt eine große Rolle. Zwischen Männern hat es immer einen Haken. So dumm ich Ihnen auch vielleicht das letztemal in Luzern vorkam, so hat unser Beisammensein mir doch edle Früchte getragen: das sehen Sie jetzt an meiner unzerstörbaren Arbeitsstimmung. Soll ich Ihnen nun da nicht dankbar sein? Und zwar als ein rechter Freund? Wundern Sie sich nicht, wenn Sie mich noch nicht so bald loswerden! Das schöne Wetter hilft nun doch auch. Ist einem auch den Tag über das Freie versperrt, so weiß man doch, daß es draußen hell und klar ist, und der Abend gehört dann dem Genuß. Ist es heiß, so ist doch aber eben die Luft, die den Himmel so rein erscheinen läßt, schön und wohltuend. Sie hat auf mich eine ganz unmittelbar fühlbare Einwirkung: ein wenig aufregend, aber angenehm. Auch ist's so schön, daß die leiblichen Bedürfnisse immer geringer werden. Ich lebe jetzt fast nur noch von Luft, und das Herz blutet mir eben nur, wenn ich für meine „Kost“ dem Wirt so viel zahlen muß, ebensoviel, als ob ich einen englischen Magen zu erhalten hätte. —

Mein Gefallen am Heitren ist dabei vorwiegend. Denken Sie, als ich kürzlich den lustigen Hirtenreigen bei Isoldes Schiffahrt ausarbeitete, fällt mir plötzlich eine melodische Wendung ein, die noch viel jubelnder, fast

heroisch jubelnd, und doch dabei ganz volkstümlich, ist. Fast wollte ich schon alles wieder umwerfen, als ich endlich gewahr wurde, daß diese Melodie nicht dem Hirten Tristans zugehöre, sondern dem leibhaftigen Siegfried. Sogleich sah ich die Schlußverse Siegfrieds mit Brünnhilde nach, und erkannte, daß meine Melodie den Worten:

„Sie ist mir ewig,
ist mir immer,
Erb' und Eigen,
Ein' und All'“ — usw.

angehört. Das wird sich unglaublich kühn und jubelnd ausnehmen. So war ich auf einmal im Siegfried drin. Soll ich da nicht noch an mein Leben, mein — Aushalten glauben? —

Daß Ihnen Köppens¹ Buch so große Freude gemacht hat, zeigt mir, wie gut Sie zu lesen wissen: mich ärgerte so vieles in dem Buche, weil ich immer daran denken mußte, wie schwer anderen die reine Erkenntnis der Lehre Buddhas gemacht werden müßte. Nun ist's gut, daß Sie nicht irre geworden sind. Ja, Kind, das ist eine Weltansicht, gegen die wohl jedes andre Dogma kleinlich und borniert erscheinen muß! Der Philosoph mit seinem weitesten Denken, der Naturforscher mit seinen ausgedehntesten Resultaten, der Künstler mit seinen ausschweifendsten Phantasien, der Mensch — mit dem weitesten Herzen für alles Atmende und Leidende, finden in ihm, diesem wunderbaren, ganz unvergleichlichen Weltmythos alle die unbesengteste Statt, und sich selbst ganz und voll in ihm wieder. —

Sagen Sie mir, wie Ihnen, wenn Sie dort weilten, dann unsre herrliche europäische Neu-Welt vorkommt? Finden Sie nicht entweder die roheste Verwilderung, oder — eben erst die wildesten Ansätze zu einer Entwicklung, die jenem edeln Urvolke längst schon blühte? — Eisenbahnen, — staatliche Gesittung! O! O! — —

Ich kann mich den widerlichen Eindrücken unsrer geschichtlichen Gegenwart meist gar nicht anders erwehren, als durch einen erfrischenden Trunk an jener heiligen Quelle des Ganges: ein Zug daraus, so schwindet aber auch alles zum Ameisengetriebe zusammen. Da drin, tief im Innern, da ist die Welt: nicht da draußen, wo der Wahnsinn einzig herrscht. — So ist's recht. Also auch Köppen hat Ihnen nichts geschadet! —

Und Frieden haben wir am Ende auch nun bald. Den Waffenstillstand hat gewiß der Lousin in Leipzig zustande gebracht? Etwas faul würde der Friede wohl ausfallen — aber: „wer ist denn glücklich?“ — Das muß man sich auch da wieder sagen. Jedenfalls haben Härtels viel dazu beigetragen, um, bei guten Ausichten, mir doppeltes Honorar zahlen zu können. Ich wollte eigentlich dem Lousin so etwas für Leipzig auftragen: nun scheint er's erraten zu haben. Loben Sie ihn darum. —

Und wenn wir wieder zusammen sind, habe ich Euch noch viel Geschichten aus meiner Jugend zu erzählen; sie werden aber erst locker, wenn wir zusammen sind. Bis dahin habt alle guten Mut; preist den Allerherrlichsten vollendetem und behaltet ein wenig lieb — meine

Wenigkeit.

83.

[Mitte Juli 1859]

Bestes Kind!

Schlimmer, als es jetzt bei meiner Arbeit hergeht, kann's bei Solferino nicht hergegangen sein; da die doch jetzt das Blutvergießen einstellen, setze ich's fort; ich räume furchtbar auf. Heute habe ich auch Melot und Kurwenal totgeschlagen. Kommt nur, wenn Ihr Euch das Schlachtfeld einmal mit ansehen wollt, ehe alles begraben wird.

Tausend Grüße!

Ihr R. W.

84.

Luzern, 24. Juli, abends.

Das schöne Märchen habe ich dem Erard vorgelesen: er bezeugte mir durch doppelt schönes Tönen, daß er es gut verstanden! —

Am gleichen Tage erhielten Sie meine Skizzen¹. Das war denn Stoffwechsel! Ich bin jetzt sehr leidenschaftlich mit dem Arbeiten, und betrachte es immer als einen moralischen Sieg über mich, wenn ich einmal absetze, und für den Tag eine Seite aufgebe. Wie mir nur sein wird, wenn ich ganz fertig bin? Noch habe ich etwa 35 Seiten Partitur zu machen. Damit denke ich in 12 Tagen fertig zu sein. Wie mir nur dann sein wird? Ich glaube, zunächst etwas erschöpft. Schon heute schwindelt mir der Kopf. Ach, und wie ich vom Wetter abhängе! Ist die Luft klar und frei, so ist alles mit mir anzufangen, gerade, wie wenn man mich liebt; drückt dagegen die Atmosphäre auf mich, so kann ich höchstens Trotz und Widerstand leisten, aber das Schöne wird schwer.

Mir fehlt's an Raum zur Ausdehnung. Gott, wie schließt sich mir die Welt immer enger zu! Wieviel leichter könnte mir alles werden.

Nun wir wollen uns trösten; und am Ende kenne ich doch niemand, mit dem ich tauschte.

— Grüßen Sie Kleobis und Biton; so hießen ja wohl, wenn ich mich nicht irre, Ihre beiden guten Mutteröhne in Argos? Es sind mir alte Bekannte. Schade, daß die Griechen noch so zurück waren gegen uns! Ihre Religion hat so gar nichts Abstraktes: es ist nichts wie eine unerhörte üppige Welt von Mythen, die alle so plastisch und prägnant sind, daß man ihre Gestalten nie wieder vergißt: und wer sie endlich recht genau versteht, der hat die tiefste Weltanschauung drin. Aber, sie machten eben kein dogmatisches Wesens davon. Sie dichteten und stellten dar. Ganz Künstler, tief und genial! Herrliches Volk! —

Ach, wie mich's ekelt, wenn ich auf unser Europa hin-
 blicke! Und Paris! — Nun, da heißt's denn — sich hübsch
 isolieren und allein bleiben. —

Vom fertigen Tristan ein andermal!

Es wäre nun schön, wenn wir noch eine Pilatusfahrt
 kombinierten. Weiter werde ich wohl mit meinen „Er-
 holungsausflügen“ nicht kommen. Ich schreibe Euch besten
 Menschenkindern genau, wann ich den letzten Federstrich
 an der Partitur zu machen gedenke. Ist's Euch dann
 möglich, so kommt: allein gehe ich nicht auf den Pilatus.
 Und dann kombinieren wir auch noch unser Abschieds-
 diner auf Villa (franca) Wesendonk. Ich glaube — wie
 gesagt — Ende der ersten Woche des August fertig zu
 werden.

Und nun behüte Sie der liebe Gott, und Ihr ganzes
 Haus mit dazu und auch die Dependance! Schönsten Dank
 für alles Gute und Liebe, und namentlich für das Föhren-
 märchen.

Herzliche Grüße an den Cousin, Nichte und Neffen!

Ihr R. W.

85.

Luzern, 4. Aug. 59.

Nun schnell vor der Arbeit noch ein paar Worte an
 den lieben Studenten vom Herrn Professor:

Ich will und muß Samstag fertig werden, aus bloßer
 Neugierde zu wissen, wie mir dann zumute sein wird.
 Seien Sie mir nur nicht böse, wenn ich etwas abgESPANNT
 sein werde; das ist nun einmal nicht zu ändern. Nun
 rechne ich aber darauf, daß Ihr mich belohnt, und Sams-
 tag abend recht beizeiten eintrefft. Ich hab' jemand¹ hier,
 dem ich nichts vorspiele, und immer nur auf diese Zeit
 verträste. Der Pilatus soll dann vom Wetter abhängen,
 und ich denke, es soll gut sein, so daß wir Sonntag nach-
 mittag die Aszension unternehmen. Dann bliebe es des

weiteren bei meinem Vorschlag, den Sie ja so freundlich aufgenommen haben. Baumgartner wird uns nicht entgehen; er besucht mich jetzt hier und ist nächste Woche wieder in Zürich. —

Für meine Niederlassung werde ich dem vortrefflichsten Cousin mit heller Stimme danken. Einstweilen habe ich mich nun mit dem französischen Gesandten herumzuärgern, der einmal wieder meinen Paß nicht visieren will. Dem Ärger über diese schmachvoll vernachlässigte Stellung zur Welt, die man mir so unbesorgt läßt, kommt nur der andere gleich, daß ich mich über so etwas noch ärgern kann. —

Übrigens war ich jetzt oft etwas aufgeregt, und gewann es deshalb über mich, Ihnen kürzlich einmal — nicht zu schreiben, um Sie hübsch ruhig zu lassen! So viel aber kann ich Ihnen sagen, daß ich mit großer, fast feierlicher Rührung aus der Schweiz nun scheiden werde. Doch, wie's das Schicksal will: ich hab' nun genug erlebt, um das Leben hinter mir zu haben; ich will darin nichts mehr ordnen und vorbereiten: es hat alles keinen Sinn mehr. —

Aber — noch drei Tage, und — Tristan und Isolde ist fertig. Was will man mehr? —

Der allerkleinsten Studentin tausend Dank für ihre lieblichen Einfälle. Es soll ihr einmal guttun, sich ihrer kindlichen Gärtnerei zu erinnern! —

Leben Sie wohl, und grüßen Sie Wesendont aller schönstens. Wenn Ihr mir nicht plötzlich den Rücken kehren wollt, hoffe ich Euch also Samstag zu sehen!

Ihr R. W.

Da habe ich altherner Mensch doch eine Bitte vergessen. Sagen Sie, bestes Kind, hätten Sie wohl die große Güte,

mir recht schnell ein hübsches Geschenk für Breneli zu besorgen? Ich glaube, es macht ihr mehr Freude wie das Geld. Etwa ein Kleid — Wolle und Seide? Ich beschränke Sie mit dem Preise nicht: sie soll ein gutes Geschenk haben, koste es was es wolle. —

Das müßten Sie aber sogleich besorgen, damit ich es Mittwoch noch erhalte. Ist es Ihnen lästig, was ich gern glauben würde, so melden Sie mir's nur. —

Und Willes laden Sie doch wohl zu Freitag ein: wenn es ihnen nur Freude macht zu kommen. Gern sähe ich auch Semper: dann erschießt sich aber Herwegh. Wille . . . wird mir unter meinen Bekannten viel Unruhe machen. Indes, was geht das Euch an? — Suchen Sie mir nur ein Zimmer über dem Gesandten¹ zu reservieren: Ihrem Einfluß gelingt diese Schwierigkeit gewiß. Es ist Eurem liebenswürdigen Charakter vollkommen angemessen, mir auch diesmal wieder Wohnung in Eurem Hause anzubieten; doch an mir ist es, nicht unbescheiden zu sein, die Last und Verlegenheit — die aus einem längeren Aufenthalte entstehen könnte — Ihnen fernzuhalten.

Mit mir bin ich überhaupt seit vorgestern sehr unzufrieden; ich habe mich viel zu schämen, und gedenke mich dafür etwas zu schikanieren.

Aber eine gute Erinnerung wird mir verbleiben, und die wird sich ewig als herzlichster gerührter Dank ausnehmen!

Tausend Grüße!

R. W.

87.

Luzern, II. Aug. 59.

Freundin!

Nur im Vertrauen auf eine fast bloß Ihnen mögliche Nachsicht, faßte ich den Mut, Ihnen die unglaubliche Störung zu verursachen, die ich heute dem Telegraphen zur Meldung übertrug. Hören Sie! Eine direkte Abreise

von Ihnen nach Paris ist mir nicht möglich; wie es mir davor graut, habe ich auch noch keinen Grund anzunehmen, daß so schnell alle Hindernisse beseitigt sein werden. Ich bin unter verschiedenen Eindrücken, zu was es leugnen? — mißgelaunt, wovon der Hauptgrund jedenfalls körperliches Übelbefinden ist. Sollte ich mir nun die Stunden des Abschiedes verderben lassen? Des Abschiedes, zu dem in diesen Tagen mich noch gar nichts drängt? Ich hatte wahre Furcht davor. Und so kam mir der Entschluß, zunächst für einige Tage mich in der Bergluft zu erfrischen; ich will die Höhe aufsuchen und gedenke morgen (Freitag) abend in Rigi-Kaltbad einzutreffen, wo ich sehen will, ob es mir da einige Tage gefallen kann. Sie sollen von dort aus von mir hören. Entschliesse ich mich dann zur bestimmten gänzlichen Abreise, so melde ich's Ihnen, und wenn ich auch nicht auf einer Ausführung des früheren Projektes bestehen zu dürfen glaube, so hoffe ich doch dann Ihnen in mir einen etwas besser sich gebarenden Abschiedsgast ins Haus zu bringen, als Sie morgen zu bewirten gehabt haben würden.

Sie sind zu gut gegen mich, und ich lohne es Ihnen mit steter Unruhe, die ich Ihnen verursache. Die Sorge um das Rütli hätte ich Ihnen fast von Anfang her ersparen sollen. Meine Sorge, Ihnen zum Abschied einen guten Eindruck zu hinterlassen, ist aber auch zu beachten: ich opfre die Ihrige der meinigen.

Bleiben Sie mir freundlich, so schicken Sie mir auch den Palleste: er soll mir, von Ihnen mir zugesellt, ein guter Begleiter auf der Höhe sein.

Tausend herzliche Grüße!

Melden Sie mir, ob Sie mir verzeihen!

R. W.

So wäre ich denn nach der Anstrengung der Arbeit im Zeitpunkt der Erholung angekommen, um einen prüfenden

Blick auf die Welt zu werfen, die mir weiter helfen soll. Sie nimmt sich mir sonderbar genug aus, und scheint mir rein alles zu wehren, so daß ich mich ernstlich frage, was ich darin noch soll? —

Freundin, ich muß hierüber kurz sein; und gerade Sie haben mir kürzlich etwas Behutsamkeit in meinen Auslassungen recht zur Pflicht gemacht. Werden Sie's für Behagen und harmonische Stimmung halten, wenn ich Ihnen melde, daß ich jetzt entschlossen bin, mich rein untätig meinem Schicksal zu überlassen, die Hände in den Schoß zu legen, und einmal bewegungslos abzuwarten, bis man sich um mich kümmert? — Genug; ich sitze wieder im Schweizerhof, als meinem letzten Refugium, und werde hier sitzenbleiben, bis — man mich hinauswirft. Mein freier Entschluß ist hierbei nicht maßgebend: sondern es bleibt mir einfach nichts andres übrig.

Ich genieße hier einen guten Ruf, und gedenke mich dessen angenehmen Schutze zu überlassen. — Als ich vorgestern Myrrha gratulierte, telegraphierte ich zugleich an Liszt, um ihm zu sagen, daß ich ihn hier erwarten würde. Statt der Antwort erhielt ich gestern einen Brief von Prinzessin Maria, worin sie mir ihre Verlobung mit einem jungen Fürsten Hohenlohe anzeigte, und — in ihrer Betrübniß, die Altenburg nun bald ganz verlassen zu müssen — bat, bis zum Oktober (ihrer Hochzeit) ihr Liszts ununterbrochene Nähe noch zu gönnen¹. Somit fällt mir jetzt auch der angenehme Vorwand, meinen Freund hier zu erwarten, hinweg. — Ed. Devorient meldet mir in dem letzten Briefe, daß er anderes zu tun habe, als mit mir sich Rendezvous zu geben. —

Ein Blick in das Kaltbad auf dem Rigi überzeugte mich, daß an mein Verweilen dort nicht zu denken sei. Schlechtes Wetter machte die Erquidung des Rigi vollkommen. In erträglicher Laune, dennoch in halber Verzweiflung — weil ich hier so gut wie gar kein Zimmer vorfand, — machte ich mich vorgestern dagegen auf den

Pilatus auf, um in Zukunft Ihnen doch wenigstens genaue Auskunft über diese Partie geben zu können. Sie ist sehr schön, sehr bequem, und der Pilatus verdient große Propaganda. Gestern zurückgekehrt traf ich Briefe, die mich vollends in die Lage versetzten, mich aller Mittel zur Selbsthilfe zu begeben, und mich aufs gänzlich Unbegrenzte in ein kleines Zimmer des Schweizerhofes zurückzuziehen. Mein Flügel steht schön eingepackt im Schuppen; aber den Diwan hat man mir wieder ausgepackt, und das Kinderkissen¹ auch. Da will ich denn nun einmal Ihrem Rate folgen, und mich um gar nichts in der Welt bekümmern, und warten, wie das Ding wird. — Haben Sie nun genug? — Ich denke, es muß Ihnen Freude machen, wenn ich die Strohhalmen so gelassen um mich liegen lasse. Meine Laune ist dabei ganz vortrefflich.

Melden Sie mir, was die Diplomaten machen. Haben Sie tausend Dank für Ihre letzte Nachsicht und den heutigen Zwieback.

Viel Grüße von Ihrem

R. W.

89.

Luzern, 24. August 59.

Aber Kind, was gibt Ihnen ein, in mir einen „Weisen“ sehen oder wünschen zu wollen? Ich bin ja das tollste Subjekt, das man sich vorstellen kann? Nach dem Maßstabe eines weisen Mannes gemessen, muß ich gerade:weges verbrecherisch erscheinen, und zwar gerade, weil ich so vieles und manches weiß, und namentlich auch weiß, daß Weisheit so wünschenswert und vortrefflich ist. Aber das gibt mir ja wieder den Humor, der mir andererseits über Abgründe hinweghilft, die der Weiseste gar nicht einmal gewahr wird. Dafür bin ich eben Dichter, und — was viel schlimmer ist, — Musiker. Nun denken Sie meine Musik, die mit ihren feinen, feinen, geheimnisvoll:flüssigen Säften durch die subtilsten Poren der Empfindung bis auf das Mark des Lebens eindringt, um dort alles

zu überwältigen, was irgend wie Klugheit und selbstbesorgte Erhaltungskraft sich ausnimmt, alles hinwegschwemmt, was zum Wahn der Persönlichkeit gehört, und nur den wunderbar erhabenen Seufzer des Ohnmachtsbekenntnisses übrigläßt —: wie soll ich ein weiser Mann sein, wenn ich nur in solch rasendem Wahnsinn ganz zu Hause bin?

Aber ich will Ihnen etwas sagen. Zum delphischen Tempel wanderten aus aller Welt Enden Fürsten und Völker, um Aufschluß über sich zu erhalten. Die Priester waren die Weisen, die ihnen diese Aufschlüsse erteilten, aber sie selbst gewannen sie erst von der Pythia, wenn diese auf dem Dreifuß der Begeisterung bis zum wildesten Krampfe in Verzückung geriet und mit Wunderstöhnen die Götterausprüche verkündete, welche die weisen Priester eben nur in die verständliche Sprache der Welt zu übersetzen hatten. — Ich glaube, wer einmal auf dem Dreifusse saß, kann nicht wieder Priester werden: er stand dem Gott un- mittelbar nahe. —

Übrigens bedenken Sie auch, daß Dante seine selten und leise redenden weisen Männer nicht — im Paradiese antraf, sondern an einem bedenklichen Mittelorte zwischen Himmel und Hölle. Aber am Kreuze konnte der Erlöser dem armen Schächer zurufen: noch heute sollst Du mit mir im Paradiese sein. —

Sie sehen, mir kommen Sie nicht bei: ich bin von durchtriebener Schlaueit, und habe entsetzlich viel Mythologie im Kopfe. Gestehen Sie mir das zu, so gestehe auch ich Ihnen, daß Sie — recht haben, und noch mehr: daß es mich gar keine Überwindung kostet, Ihnen recht zu geben, weil ich ja selbst, sobald ich mich auf dem ertappe, was Sie mir so besorgt zu Gemüte führen, so böse auf mich, und so unzufrieden mit mir bin, daß ich höchstens nur dagegen noch empfindlich bin, wenn meine Selbst- vorwürfe in der Weise verschärft werden, als zweifle man, daß ich sie nicht bereits empfinde. Und doch wieder, Sie liebes Kind, ist das schließlich meine schönste Erquickung,

wenn ich erfahre, daß alle diese meine inneren Vorgänge so zart und innig mitempfunden werden. — Seien Sie mit mir zufrieden? Sind Sie's? —

Bedenken Sie nur, wie selten Sie mich jetzt nur noch sehen, und wie schwer es ist, gerade in diesen selteneren Epochen, eben das zu sein, was man sein kann. Das ist jetzt schwer, denn — — — — —

So ist denn auch der Herbst recht schnell gekommen: auf einen verdorbenen, rauhen Frühling eine kurze Sommerglut und nun —. Wie kurz werden schon die Tage! Das ist doch alles recht traumartig. Vor einigen Tagen war auch schon die Luft so rauh: alle guten Engel schienen gewichen. Nun ist doch noch etwas Nachwärme eingetreten. Ich genieße sie als Rekonvaleszent, der sich aber noch etwas schonen muß. Ich bin grenzenlos faul, was wohl — wie ich meinem jungen Freunde letzthin sagte — von der großen Reife kommen muß, in der jetzt mein Talent steht. Ich habe Korrekturen bekommen, und starre träge hinein. Möglich, daß es das katarrhalische Fieber so zurückgelassen hat, dem ich zuletzt erlag: noch wollen sich meine Nerven nicht recht erholen; vielleicht liegt's in der Luft. Breneli sagt mir, daß im Hotel bereits 4 Personen am Nervenfieber erkrankt sind. Nun, dagegen wäre ich wohl sicher. —

Im übrigen habe ich mir mein kleines Zimmer ganz geschickt arrangiert, so daß Sie sich darüber wundern würden, wenn Sie hineinträten. Ich machte es sogar möglich, den Flügel zu placieren: der steht also wieder da. —

Übrigens komme ich mir schon wieder etwas ehrlicher und respektabler vor: gestern hat man mir den visierten Paß zugeschickt. — Des weiteren bleibt es dabei, daß ich keinen eigenen Schwindel, sondern nur sympathetischen habe. Das sah ich wieder auf dem Pilatus, wo ich ruhig in den tiefften Abgrund zu meinen Füßen hinabblickte, plötzlich aber von einer ganz wahn sinnigen Unruhe erfaßt wurde, als ich auf meinen Begleiter¹ sah, der, wie

ich, am Abgrunde ging. So bin ich auch weniger um mich besorgt, als um den, der von mir abhängt. Ich kann dagegen nie ohne wahren Schwindel daran denken, daß meine Fahrlässigkeit einst schuld an dem Tode jenes lebenswürdigen, mir so rührend anhänglichen Papageis war, der mir noch vor Ihrer Bekanntschaft in Zürich starb¹. —

Kinder! Kinder! Ich denke, der liebe Gott soll es einst gnädig mit mir machen. — Bitten Sie auch Wesendonk, daß er mir nicht böse ist, und behalten Sie lieb

Ihren
R. W.

90. Luzern, 27. Aug. 59.

Hier schicke ich Ihnen Don Felix², der bis jetzt treu bei mir ausgehalten. Er bringt Ihnen den Schiller, in dem vieles (wie Sie leicht denken können) mich sehr ergriffen und gerührt hat. Ihr heutiges Briefchen war zwar sehr spöttisch, hat mich aber doch recht erfreut, da es von Ihrer guten Laune zeugte. Ich fühle mich seit einigen Tagen recht passabel wohl; der Wirt von Brunnen erkälte, so gut wie jetzt hätte ich noch nie ausgesehen. Eine vertrauende angenehme Stimmung gibt mir Projekte ein, von denen ich vielleicht bald zu entscheiden geben werde, ob sie unsinnig oder recht natürlich sind. Wir wollen sehen. — Don Felix behauptet, der dritte Akt des Tristan sei noch schöner als der zweite. Darüber bitte ich Sie, ihm den Kopf gehörig zurechtzusetzen. So was soll ich mir nun gefallen lassen?

Aus der „Welt“ habe ich nichts Neues erfahren und bin noch im dichten „Walde“³. Darin spuken allerhand Nibelungen und schlafende Walküren. Zum Abschied habe ich Don Felix heute früh noch etwas Wodan versprochen. Er soll Ihnen sagen, wie's ausfällt.

Zur Kuh müssen Sie schnell ein Lamm, und möglichst auch eine schöne Ziege stellen. Das muß so sein. — Gestern hatte ich Sorge, Breneli bekäme das Nervenfieber, und wollte schon energisch einschreiten. Nun hat sich's gebessert. Ich denke, mir tut es nichts, obgleich es jetzt hier heimisch ist. — Grüßen Sie Ihr Elvershöh, und was drauf lebt und mein gedenkt!

Ihr

R. W.



Paris

23. Sept. 1859 bis Ende Januar 1862¹

Wien

11. Mai 1861; 19. August bis 28. Sept. 1861

91.

Paris, 23. Sept. 59.

„Ich sauge nur die Süßigkeit,
Das Gift, das lass' ich drin.“

So scherzte mir vor Jahren einmal ein sorgloses Kind entgegen. Das Gift der Sorge hat es nun gekostet, aber auch seinen Stachel stach das Bietchen ein. Es ist der Stachel zum Besten und Edelsten, der mir im Innern haften blieb. Und war das Gift so böß? —

Freundin, erst meine letzten Lebensjahre haben mich wirklich zum Mann gereift. Ich fühle mich in voller Harmonie mit mir: und sobald es das Wahre gilt, bin ich stets sicher und einig mit meinem Willen. Dem eigentlichen Leben gegenüber lasse ich mich getrost von meinem Instinkt leiten: mit mir wird etwas gewollt, was höher ist als der Wert meiner Persönlichkeit. Dieses Wissen ist mir so eigen, daß ich lächelnd oft kaum mehr frage, ob ich will oder nicht will. Da sorgt der wunderliche Genius, dem ich für diesen Lebensrest diene, und der will, daß ich vollende, was nur ich vollbringen kann.

So ist denn tiefe Ruhe in mir: das Kreiseln der Wellen der Oberfläche hat mit meinem Grunde nichts zu tun. Ich bin — was ich sein kann! — Dank Ihnen, Freundin! —

Was sagen Sie nun, wenn Sie hören, daß ich bereits voll in Arbeit stecke? —

Der junge Mann¹, der eine Übersetzung des Tannhäuser verfaßt hat, gab mir diese zur Durchsicht. Beim ersten Überfliegen ließ ich's fallen, und sagte mir: es ist unmöglich! Somit war ein lästiger Gedanke, nämlich ein französischer Tannhäuser, abgeschüttelt, und ich atmete auf. Doch das war nur meine Person: das andre, mein Dämon — mein Genius? — sagte mir: „Du siehst, wie unfähig so ein Franzose, und überhaupt sonst wer ist, Deine Dichtung zu übersetzen, somit wirst Du einfach es verhindern, daß man Dein Werk überhaupt in Frankreich gebe. Wie nun aber, wenn Du tot bist, Deine Werke jedoch erst recht fortleben? Wenn man dann Dich nicht erst zu fragen hat, und den Tannhäuser gerade nach solch einer Übersetzung aufführt, wie sie jetzt Dir vorliegt, und wie man sie von den edelsten deutschen Dichtungen (Faust z. B.) ebenso unverständnisvoll vorgenommen hat?“ Ach, Kind! So eine mögliche Unsterblichkeit in der Erwartative ist ein Dämon ganz eigener Art, und bringt uns in dieselben Sorgen, die Mutter und Vater weit über ihr Leben hinaus an das Gedeihen ihrer Kinder fesseln. Nur ich kann zu einer vollkommenen guten Übersetzung meiner Werke beitragen: so liegt denn hierin eine Pflicht, die ich nicht abweisen kann. Nun sitze ich denn jeden Vormittag mit meinem jungen Poeten da, gehe Vers für Vers, Wort für Wort, ja Silbe für Silbe mit ihm durch; suche mit ihm oft stundenlang nach der besten Wendung, dem besten Worte; singe ihm vor, und mache ihn so helllichtig für eine Welt, die ihm bis dahin gänzlich verschlossen war. Nun freut mich denn sein Eifer, sein wachsender Enthusiasmus, sein offenes Bekenntnis seiner vorherigen Blindheit, — und — wir wollen sehen! Wenigstens weiß ich, ich versorge mein Kind für alle Zukunft so gut ich kann! —

Sonst bin ich noch nicht weit herumgekommen. Mein Leben bleibt dasselbe, ob in Luzern oder Paris. Das

Außerhalb kann an mir nichts ändern: und das befriedigt mich eben. —

24. Sept.

Mein Franzos kam. Trotz einigem Erkältungsieber arbeitete ich etwas zu eifrig mit ihm, und — blieb sehr angegriffen zurück. Heute bin ich mit einem starken katarrhalischen Fieber zum Tage erwacht. Ihr und Wessendonks Brief erfreute mich. Sagen Sie ihm herzlichen Dank! Daß man mich immer erst sucht, wenn ich fort bin, ist ganz in der Ordnung: die Welt sucht einen nur, wenn's ihr gerade gelegen ist. Wenn ich einmal ganz fort sein werde, wird man mich wohl am meisten suchen. Vater Heim muß sich als Posa ganz vortrefflich ausgenommen haben. Die Gutherzigkeit solcher Anhänger macht immer Freude, wengleich es ohne Lächeln über unlösbare Mißverständnisse nicht abgehen kann. Von Bülow's Brief¹ über Tristan ist mir nichts zu Gesicht gekommen. Ich bin hier noch allein geblieben. Eine Tochter der Madame d'Agoult, Gräfin Charnacé, hatte von ihrer Mutter Aufträge an mich erhalten, und lud mich zum Tee. Ich konnte noch nicht gehen. Die junge Dame wird mir jetzt aus Berlin sehr empfohlen. Wichtiger ist mir für jetzt die Wohnung: denn um einmal wieder zu „wohnen“, ging ich eigentlich nach Paris. Für jetzt bin ich nur im logis garni: eine unmöblierte Wohnung suche ich mir noch. Mit der Wohnung habe ich aber zugleich an eine andere wichtige „Einrichtung“ zu denken. Freundin, ich habe mich geprüft, und bin entschieden, der Ausführung meines Entschlusses mit der höchsten moralischen Kraft, die ich mir errungen, obzuliegen. Doch bedarf ich dazu einiger Erleichterungen. Ich freue mich völlig auf das ungemein artige, freundliche und gute Hündchen², das Sie mir einst vom Krankbett aus ins Haus schickten; er wird wieder mit mir gehen und laufen, und komme ich nach verdrießlichen

Beforgungen nach Haus, so wird er mir freundlich entgegenbringen. Verschaffen Sie mir nun noch einen guten Hausgeist: wählen Sie mir einen Diener! Sie wissen, welches Bedürfnis ich hiermit ausspreche. Die freundliche Physiognomie Ihres jetzigen Portiers hat mir sehr gefallen. Wie steht es mit dem im Hause so beliebt gewesenen vorherigen? Könnten Sie hier nicht, ohne Ihr Interesse zu sehr zu kränken, ein mir günstiges Arrangement treffen? Ich suche mir meinen Hausstand so traut wie möglich zu machen: für den weiblichen Teil desselben will ich jedoch nichts gern beschließen, sonst hätte ich bereits Breneli die Pariser Kolonie eröffnet. Ich bestehe darauf, daß meine Frau sich ein junges gebildetes Mädchen, teils zu ihrer Pflege, teils zu ihrem Umgange, aussucht und mitbringt. Dazu habe ich nun eine Köchin zu bestellen, die mir Mad. Herold¹ besorgen soll. Der Diener hätte demnach von Hausgeschäften das Fegen der Zimmer (was in Paris immer der Garçon besorgt), Putzen des Silberzeuges usw., Servieren, Gänge besorgen, und außerdem die Bedienung meiner Person, namentlich beim Baden; auf Reisen wird er mich begleiten und mein Gepäck besorgen. Mir fehlen diese Bequemlichkeiten ungemein: bei der Selbstbesorgung solcher Dinge bin ich stets viel zu eifrig, rege mich unnütz auf, erkälte mich usw. Und vor allem: ein angenehmer, sympathischer Mensch, selbst wenn nur mein Diener, ist mir so nötig in der Nähe. —

Nun also: Diese Bitte sei Ihnen bestens empfohlen. Der Mann könnte jeden Augenblick antreten. — So, da heißt es denn einmal wieder, recht großen Zwieback besorgen! —

Mit meiner äußeren Lage wird sich ja alles nun recht erträglich gestalten. Nach dieser Seite hin bin ich eben noch im Steigen; und neuerdings scheint es sogar, daß das Steigen ziemlich rasch gehen werde, — wenigstens liegt es nach einem gestrigen Gespräche mit dem Direktor des Théâtre lyrique (einem wirklich angenehmen, recht

anständigen Menschen) einzig in meiner Hand, wie bald ich auch Pariser fortune machen will. Nun, helfe mir alles nur so weit, daß ich diesen Winter mich im guten Gleichgewicht erhalte, um zum Frühjahr wieder meine liebe Schweiz auffuchen zu können: denn nur dort kann Siegfried Brünnhilde wecken! Das ginge doch wohl in Paris nicht gut. — Von Karlsruhe erwarte ich sehr bald eine sehr ausführliche Antwort auf viele Punkte. Ich bestehe dort darauf, alles sehr streng zu nehmen. Verlegenheit mag ich den Leuten dadurch genug bereiten: doch hilft's nichts! Leicht ist die Frucht des Tristan nicht zu pflücken.

Wie schön wär's, Kinder, wenn Ihr mir eine Photographie vom Grünen Hügel schicktet: das war ja ein vorzüglichlicher Gedanke! Ich bereue noch sehr, Ihnen meinen venezianischen Palast nicht geschickt zu haben.

Ich hab' noch viel, worüber ich mich in letzter Zeit mit Ihnen unterhalten: das verspare ich mir nun auf ein andermal. Frau Wille werde ich bald einmal schreiben: sehen durften wir uns diesmal nicht; aber Versöhnung werd' ich ihr bieten. — Nun lassen Sie mich mein Fieber vollends durch Ruhe und Lektüre (Plutarch) beschwören. Bald erfahre ich wieder von Ihnen, vielleicht gar durch Fridolin¹. Die schönsten Grüße an Cousin und Kinder, verbindlichsten Dank an Karl und treueste Liebe der Freundin! —

Richard Wagner.

92.

Paris, 10. Okt. 59.

In Erwartung baldiger guter Nachrichten über Karls Befinden, will ich Ihnen, liebes Kind, zur Zerstreung allerhand vorplaudern.

Heute hatte ich ein sehr überraschendes Abenteuer. Ich erkundige mich in einem Bureau der Douane nach meinen angekommenen Luzerner Sachen: die Kollis standen im Buche, nicht aber mein Name; ich zeige meinen Avisbrief

vor und nenne meinen Namen; da erhebt sich einer der Angestellten¹: »Je connais bien Mr. Richard Wagner, puisque j'ai son Médaillon suspendu sur mon piano et je suis son plus ardent admirateur.« »Quoi?« »Ne soyez pas surpris de rencontrer à la douane de Paris un homme capable de goûter les incomparables beautés de vos partitions, que j'ai étudiées toutes« etc. —

Ich war wie im Traum. Einen Enthusiasten auf der Douane, jetzt, wo ich mit dem Empfang meiner Möbel so großen Schwierigkeiten entgegensehe! Der gute Mensch sprang, und lief, und half mir: er selbst hatte zu visitieren. Er hat eine Frau, die sehr gut Klavier spielt; er selbst aspiriert als Literat, und bestreitet einstweilen sein Auskommen durch seine Anstellung. Er erzählte von einem ausgebreiteteren Kreis, der sich fast ausschließlich durch Ausbreitung der Bekanntschaft mit meinen Werken gebildet habe. Da er nicht Deutsch versteht, so wandt' ich ein, wie ich nicht begriffe, daß er an einer Musik Gefallen haben könnte, die so ganz mit der Poesie und dem Ausdruck des Verses zusammenhinge? Darauf er: gerade, weil sie so bestimmt mit der poetischen Sprache zusammenhinge, vermöge er so leicht aus der Musik auf die Poesie zu schließen, so daß ihm die fremde Sprache durch die Musik vollkommen verständlich würde. Was war da zu tun? Ich muß anfangen, an Wunder zu glauben! — Und das auf der Douane! — Ich habe meinen neuen Freund, der mich sehr gerührt hat (Sie können sich denken, wie glücklich ich ihn machte) gebeten, mich zu besuchen. —

Wissen Sie, daß mich meine Opern in Paris wirklich keine so paradoxe Unmöglichkeit mehr dünken? Bülow hat mir einen hiesigen Arzt und Autor, Dr. Gaspérini empfohlen, der mit einem seiner Freunde, ebenfalls Stockfranzose, ganz im gleichen Falle ist, wie mein Visitator auf der Douane. Die Menschen spielen mir hier den Tannhäuser und Lohengrin vor, ohne daß ich ein Wort dazu sagen darf. Daß sie nicht Deutsch können, geniert

sie nicht im mindesten. — Nun aber hatte sich der Direktor¹ des Théâtre lyrique bei mir ansagen lassen, um den Lannhäuser von mir zu hören. Sie trafen alle zusammen, und ich mußte mich denn wieder einmal opfern, zunächst mit französischer genauer Erklärung des Textes (was mich das kostete!) dann mit Singen und Spielen. Nun ging ihnen doch erst das eigentliche Licht auf, und der Eindruck schien außerordentlich zu sein. Das ist mir alles so unerhört mit diesen Franzosen!

Dagegen erhalte ich aus Deutschland immer nur dumpfe, muffige Nachrichten. Freund Devrient liegt alles daran, sein „Institut“ im ungestörtesten Gleichgewicht zu erhalten, und alles Ungewöhnliche, Vorübergehende, als störend von ihm fernzuhalten. Eine total stimmlose hohe Sopranistin², der die Partie der Isolde überall zu tief liegt, und [die] demnach noch gar nicht einmal sich dafür entscheiden kann, ist die einzige, die mir für meine Heldin angeboten wird, weil sie übrigens eine gute Darstellerin sein soll. Dabei alles ohne eine Spur von Wärme; für das ganze Unternehmen einzig sprechend, daß ich selbst dabei sein soll, aber eben dafür, auf alle neuere Fragen, durchaus noch keine ganz bestimmte Erklärung, da der Großherzog immer noch nicht zu haben ist. Da habe ich denn nun immer Lust, kurz abzuberechnen. Es ist doch alles nicht das Rechte, und ich sollte warten können, bis das Rechte sich fügte und mir zu Gebot stellte. Es ist mir so widerlich darnach zu jagen! —

Ja, Kinder! Hättet Ihr in Zürich aus Dank für meinen ehrlichen Schweiß, den ich dort vergossen, es nur so weit gebracht, mir ein halbweg anständiges Theatergebäude zu errichten, so hätte ich für alle Zeiten was ich brauche, und dürfte nach keinen Menschen mehr fragen. Sänger und Orchester, wenn ich ihrer zur ersten Ausführung eines neuen Werkes bedarf, würde ich schon jedesmal zu verschaffen wissen, wie ich sie brauchte; zu diesen Aufführungen müßten die fremden Musikdirektoren

und Sänger berufen werden, um sich ein Muster an der Auffassung zu nehmen, und — einmal dies ins Leben gerufen, glaubte ich dann für alles Weitere gesorgt zu haben, und würde ruhig fortleben, ohne mich um das weitere Schicksal meiner Werke zu kümmern. Wie nobel, wie schön, wie mir ganz entsprechend wäre das! Ich brauchte dann keinen Fürsten, keine Amnestie, kein gutes und kein böses Wort: frei stünde ich da, und wär' aller Sorgen um meine Nachkommenschaft ledig. Und nichts weiter, als ein anständiges, keinesweges luxuriöses Theatergebäude. Man sollte sich doch recht schämen! Meinen Sie nicht auch??

Lieber Himmel, das bißchen Freiheit ist doch noch alles, was einem das Leben erträglich machen kann! Ich kann nun schon gar nicht mehr anders aushalten, und jede Konzession würde mir wie ein tödlicher Wurm am Herzen nagen. Echt — oder gar nicht! — So lebe ich denn auch, trotz meinen Pariser Enthusiasten, in großer und vollständiger Stille fort. Fast den ganzen Tag, und namentlich alle Abende, bin ich allein zu Haus. Diesen Monat habe ich noch meine Einrichtung zu bestehen: ich habe mir doch da wieder viel auf den Hals geladen, und alles eigentlich nur in der Sucht nach Arbeitsruhe. Aber mein Häuschen wird ganz hübsch werden. L[uckemeyer]¹ ist hier, dem will ich's morgen zeigen, damit er's Ihnen beschreiben kann. Die weiche Luft und die veränderte Lebensweise tun mir noch nicht wohl. Ich denke, ich werde nächstens einmal wieder reiten müssen. Fürchterlich viel Briefe habe ich immer wieder zu schreiben. Meine besten bleiben aber im Kopfe stecken: das sind die an Sie. Da hätte ich immer allerhand, und doch eigentlich nur das alte Lied, das Sie schon oft hörten, und in dem sich gar nichts ändern will. Mit Plutarchs großen Männern geht mir's recht, wie Schiller² (nicht ganz richtigerweise) es mit Winkelried ging. Da läßt sich doch eher sagen, ich danke Gott, nicht mit diesen zusammenzugehören.

Häßliche, kleine, gewaltsame Naturen, unersättlich — weil sie so gar nichts in sich haben, und deshalb immer nur von außen in sich hineinfressen müssen. Gehe man mir mit diesen großen Männern! Da lobe ich mir Schopenhauers Wort¹: nicht der Welteroberer, sondern der Weltüberwinder ist der Bewunderung wert! Gott soll mir diese „gewaltigen“ Naturen, diese Napoleone etc. vom Halse halten. — Und was macht Eddamüller²? Haben Sie den armen Heinrich³? Sind Sie mir böse? Oder haben Sie mich noch ein wenig lieb? Sagen Sie mir doch das! Und grüßen Sie den Vetter, — und leben Sie wohl! Tausend Grüße!

Ihr R. W.

Am 15. d. M. wohne ich 16 Rue Newton, Champs Elysées.

93.

Paris, 21. Okt. 59.

Ihr Brief, Freundin, ward von mir vorgefunden, als ich gestern, um die erste Nacht darin zu schlafen, in meine neue Wohnung zog. Die schöne, ästhetische Ruhe in Ihren Mitteilungen tat mir sehr wohl, wengleich sie mich fast beschämte.

Lassen Sie mich jetzt einige Zeit schweigen: es ist die einzige Weihe, die ich mir jetzt geben kann; ich weiß, was mein Schweigen wert sein kann. Vertrauen Sie ihm! —

Beim Tristan soll ich Sie nicht haben! Wie wird das möglich sein? — Lassen Sie mich Sie recht wohl und ruhig auf der glücklichen Insel wissen. —

Wenn ich Ihnen wieder schreibe, soll's besser stehen. Im übrigen bin ich allein, sehe niemand, und habe nur mit den Arbeitern — leider!! — zu tun. Ich — richte mich wieder einmal ein! —

Grüßen Sie Wesendonk herzlich. Dank und Treue!

Ihr R. W.

Mein teures Kind!

Der Meister hat seit der vorjährigen Allerseelen-Nacht nun einmal wieder den Tod gesehen: diesmal als freundlichen Wohltäter.

Vor einiger Zeit suchte ich Berlioz auf. Ich traf ihn soeben zu sich nach Hause kommend in einem jammervollen Gesundheitszustande; er hatte sich soeben elektrifizieren lassen, als letztes Mittel gegen seinen leidenden Nervenzustand. Er schilderte mir seine Qualen, die mit dem Erwachen beginnend immer wachsend sich seiner bemächtigen: ich erkannte ganz meine eigenen Leiden, und die Quelle, aus der sie sich endlich bis zum Übermaß nähren, worunter ich namentlich die jedem andren Menschen völlig fremden unglaublichen nervösen Anstrengungen beim Dirigieren oder sonstigem leidenschaftlichen Vortrage rechne. Ich wußte, daß ich noch leidender als Berlioz selbst sein würde, wenn ich nicht nur so sehr selten noch mich jenen Anstrengungen aussetzte, denn ich fühle, daß sie schon jetzt immer zerstörender auf mich wirken. Bei Berlioz ist leider bereits der Magen auf das äußerste affiziert; und — so trivial es klingt — so hat doch Schopenhauer¹ sehr recht, wenn er als physiologisches Erfordernis für das Genie unter andern namentlich auch einen guten Magen nennt. Durch meine außerordentliche Mäßigkeit habe ich dieses Requisit mir meistens in dienlichem Zustande erhalten. Doch sah ich in Berlioz' Leiden die wahrscheinlich auch mir bestimmten voraus, und verließ den Armen überhaupt in schauriger Stimmung.

Meinen Franzosen hatte ich noch den Tannhäuser zur Hälfte zum besten zu geben. Die Anstrengung war groß, die moralisch bittere Affektion dabei vorherrschend; andren Tages ein kleiner Diätfehler (1 Glas Rotwein zur Bouillon beim zweiten Frühstück), und bald darauf eine wahre

Katastrophe, die mich plötzlich ganz darniederwarf. Wie ich so in vollster Schwäche ausgestreckt lag, am eigentlichen Mark des körperlichen Zentrums angegriffen, da ward mir plötzlich himmlisch wohl. Fort war aller Ärger, jeder Kummer, jede Sorge, jedes Wollen und Müßen: vollkommenster Einklang meiner tief innersten Stimmung mit meinem physischen Zustande: Schweigen alles Lebensaffektes: Ruhe, vollständiges Fahrenlassen des krampfhaft gehaltenen Lebenszügels. —

Zwei Stunden genoß ich dieses große Glück. Dann belebte es sich wieder: die Nerven zuckten wieder; Schmerz, Bedürftigkeit, Verlangen, Wollen stellten sich wieder ein; Unbehagen, Mangel — Zukunft standen wieder da. Und ich erwachte so allmählich wieder vollkommen, bis zur Sorge für meine neue — Einrichtung. —

So ist's: ich richte mich wieder einmal ein — ohne Glauben, ohne Liebe und Hoffnung, auf dem bodenlosen Grunde traumhafter Gleichgültigkeit! —

So laßt's denn geschehen! Man gehört nicht sich, und wer es vermeint, der wähnt es eben nur. —

Ich bin noch nicht wieder ganz wohl, (was man so wohl nennt!) — doch will ich Ihnen noch eine neueste Nachricht geben. Das dramatische Idyll in Karlsruhe ist vollständig zu Ende und aufgegeben¹, Devrient selbst hat mich der Pein überhoben, seine Sängerin meinerseits refüsieren zu müssen; sie selbst hat erklärt, der Isolde nicht gewachsen zu sein. Das mag denn nun gut sein. Jedenfalls ist das ganze Tristanabenteuer auf längere Zeit hinausgeschoben, und die Türe für andre sich heran-drängende Glücksfälle steht nun weit wieder offen. Verträumen Sie die Zeit schön in Sizilien: Sie werden darüber nichts versäumen. Was wünsche ich Ihnen von ganzem, tiefstem Herzen Milde, Wärme, Stärkung, Genesung! Ihr Plan ist vortrefflich, und Vetter Wesendonk soll dafür gepriesen und gelobt sein. —

Der Grüne Hügel ist angekommen: — warum mir jetzt dies stille Bild der Unschuld und der Ruhe!! —

Adieu, für heute! Bald hört Ihr mehr!

Tausend Grüße der Freundin!

K. W.

95.

Paris, 29. Okt. 59.

Einer Eigenschaft, die ich mir in meiner Kunst erworben, werde ich mir jetzt immer deutlicher bewußt, da sie auch für das Leben mich bestimmt. In meiner Natur liegt es ursprünglich, schnell und stark in den Extremen der Stimmung zu wechseln: die höchsten Spannungen können fast kaum auch anders, als nah sich berühren; darin liegt oft sogar die Rettung des Lebens. Im Grunde hat auch die wahre Kunst keine andren Vorwürfe, als diese höchsten Stimmungen in ihrem äußersten Verhalten zueinander zu zeigen: das, worauf es hier einzig ankommen kann, die wichtige Entscheidung, gewinnt sich ja nur aus diesen äußersten Gegensätzen. Für die Kunst entsteht aus der materiellen Verwendung dieser Extremitäten leicht aber eine verderbliche Manier, die bis zum Haschen nach äußerlichen Effekten sich verderben kann. Hierin sah ich namentlich die neuere französische Schule, mit Viktor Hugo an der Spitze, befangen Ich erkenne nun, daß das besondere Gewebe meiner Musik (natürlich immer im genauesten Zusammenhang mit der dichterischen Anlage), was meine Freunde jetzt als so neu und bedeutend betrachten, seine Fügung namentlich dem äußerst empfindlichen Gefühle verdankt, welches mich auf Vermittelung und innige Verbindung aller Momente des Überganges der äußersten Stimmungen ineinander hinweist. Meine feinste und tiefste Kunst möchte ich jetzt die Kunst des Überganges nennen, denn mein ganzes Kunstgewebe besteht aus solchen Übergängen: das Schrofne und Töhe ist mir zuwider geworden; es ist oft unumgänglich und

nötig, aber auch dann darf es nicht eintreten, ohne daß die Stimmung auf den plötzlichen Übergang so bestimmt vorbereitet war, daß sie diesen von selbst forderte. Mein größtes Meisterstück in der Kunst des feinsten allmählichsten Überganges ist gewiß die große Szene des zweiten Actes von Tristan und Isolde. Der Anfang dieser Szene bietet das überströmendste Leben in seinen allerheftigsten Affekten, — der Schluß das weihevollste, innigste Todesverlangen. Das sind die Pfeiler: nun sehen Sie einmal, Kind, wie ich diese Pfeiler verbunden habe, wie sich das vom einen zum andern hinüberleitet! Das ist denn nun auch das Geheimnis meiner musikalischen Form, von der ich kühn behaupte, daß sie in solcher Übereinstimmung und jedes Detail umfassenden klaren Ausdehnung noch nie auch nur geahnt worden ist. Wenn Sie wüßten, wie hier jenes leitende Gefühl mir musikalische Erfindungen — für Rhythmus, harmonische und melodische Entwicklung eingegeben hat, auf die ich früher nie verfallen konnte, so würden Sie recht innwerden, wie auch in den speziellsten Zweigen der Kunst sich nichts Wahres erfinden läßt, wenn es nicht aus solchen großen Hauptmotiven kommt. — Das ist nun die Kunst! Aber diese Kunst hängt sehr mit dem Leben bei mir zusammen. Meinem Charakter werden extreme Stimmungen in starkem Konflikt wohl immer eigen bleiben müssen: aber es ist mir peinlich, ihre Wirkungen auf andre ermessen zu müssen. Verstanden zu werden, ist so unerläßlich wichtig. Wie nun in der Kunst die äußersten, großen Lebensstimmungen zum Verständnis gebracht werden sollen, die eigentlich dem allgemeinen Menschenleben (außer in seltenen Kriegs- und Revolutions-epochen) unbekannt bleiben, so ist dies Verständnis eben nur durch die bestimmteste und zwingendste Motivierung der Übergänge zu erreichen, und mein ganzes Kunstwerk besteht eben darin, durch diese Motivierung die nötige, willige Gefühlsstimmung hervorzubringen. Mir ist nun nichts Schrecklicher gewesen, als wenn hier in der Auf-

führung meiner Opfern Sprünge vorgenommen wurden, wie z. B. im Tannhäuser, wo ich zuerst mit steigendem Gefühl von dieser schönen, überzeugenden Notwendigkeit des Überganges verfuhr, und zwischen dem Ausbruch des Entsetzens nach Tannhäusers grauenhaftem Bekenntnis und der Andacht, mit welcher endlich Elisabeths Fürbitte gehört wird, einen (auch musikalisch) sehr bedeutungsvoll motivierten Übergang ausführte, auf den ich von je stolz war, und der seine überzeugende Wirkung nie verfehlte. Sie denken leicht, wie mir zumute war, wenn ich erfuhr, daß man hierin (wie in Berlin) Längen sah, und einen wesentlichsten Teil meines Kunstwerkes geradesweges herausstrich? —

So geht mir's in der Kunst. Und wie im Leben? Waren Sie nicht oft Zeuge, wie man mein Wort anmaßend, lästig, nicht enden wollend fand, wenn ich, von ganz gleichem Triebe geleitet, nichts andres wollte, als aus der Aufregung, oder nach einer ungewöhnlichen Äußerung, zu einem versöhnenden bewußten Verständnis überleiten? —

Entsinnen Sie sich noch des letzten Abends mit Semper¹? Ich hatte plötzlich meine Ruhe verlassen und meinen Gegner durch einen stark akzentuierten Angriff verletzt. Kaum war mir das Wort entflohen, als ich sogleich innerlich abgekühlt war, und nur noch die — eben von mir gefühlte — Notwendigkeit begriff, zu versöhnen, und dem Gespräch wieder die schickliche Fassung zu geben. Zugleich aber leitete mich das bestimmte Gefühl davon, daß dies nicht durch ein plötzliches Verstummen, sondern nur durch ein allmähliches, bewußtes Überleiten verständlich geschehen konnte; ich entsinne mich, selbst als ich noch stark und meiner Meinung angemessen sprach, das Gespräch bereits nur noch mit einem gewissen künstlerischen Bewußtsein geführt zu haben, das, wenn man mich meiner Absicht nach gewähren lassen haben würde, ganz bestimmt zu einem intellektuell wie moralisch versöhnenden Schlusse

geführt und als Verständigung und Beschwichtigung zugleich geendet haben würde. Ich gebe nun zu, daß ich hier zuviel verlange, weil, wenn der eigentliche Affekt einmal angeregt ist, jeder nur noch recht behalten, und lieber beleidigt gelten, als zur Verständigung gebracht sein will. Ich habe mir denn auch bei dieser, wie bei vielen andren Gelegenheiten nur den Vorwurf und die Abweisung der Selbstgefälligkeit im Sprechen zugezogen. Selbst Sie wurden, glaube ich, an jenem Abend einen Augenblick irre, und fürchteten, mein fortgesetztes, anfänglich noch starkes Sprechen, rühre von noch andauernder Aufregung her: und doch entsinne ich mich auch, daß ich Ihnen, sehr ruhig, erwiderte: „lassen Sie mich nur wieder zurückleiten, das kann doch nicht so schnell gehen!“ —

Glauben Sie wohl, daß solche Erfahrungen etwas sehr Schmerzliches für mich haben? — Wahrlich, ich bin menschenfreundlich, und es ist kein scheuer, egoistischer Trieb, der mich immer mehr aus jeder Gesellschaft fortreibt. Es ist nicht verletzte Eitelkeit, wenn ich gegen die Vorwürfe zu anhaltenden Sprechens empfindlich bin, sondern das traurige Gefühl — was kannst Du den Menschen sein, was können sie Dir sein, wenn es sich in Eurem Verkehr nicht darum handelt, Verständnis zu erzielen, sondern eben nur seine Meinung unverändert zu behalten? Über Gegenstände, die mir fremd sind, von denen ich weder Erfahrung, noch ein sichres Gefühl habe, verbreite ich mich gewiß nie anders, als um [mich] belehren zu lassen: aber wenn ich fühle, daß ich über einen mir vertrauten Gegenstand etwas Vernünftiges und Zusammenhängendes mitzuteilen habe, mir die Entwicklung meiner Ansicht im Zusammenhang durchreißen zu lassen, nur um dem anderen den Anschein zu lassen, als ob auch er mit der entgegengesetzten Meinung recht haben könnte, das macht doch wirklich jedes Wort unnütz, das irgend in Gesellschaft überhaupt gesprochen werden könnte.

Ich lehne jetzt jede eigentliche Gesellschaft ab, und — fühle mich wirklich wohler dabei.

Aber da rede ich auch heute vielleicht wieder zuviel, und bringe zuviel in Zusammenhang, was auseinanderbleiben könnte? — Verstehen Sie mich, wenn auch diesmal gegen Sie mein Gefühl mich zum „Übergang“ — zur Überleitung drängt, wenn ich die schroffen Enden meiner Stimmungen zu vermitteln suche, und nicht plötzlich schweigen will, um Ihnen plötzlich einmal zu sagen, daß ich ruhig und heiter sei? Würde Ihnen dies natürlich vorkommen können? Nein! Folgen Sie auch heute den Weg, den ich Ihre Teilnahme führen möchte, um bei einem beruhigteren Gefühle über mich anzukommen! Es kann meinem Herzen nichts schmerzlicher sein, als eine quälende Teilnahme zu erwecken: ist mir es entflohen, so gönnen Sie mir die schöne Freiheit, allmählich und sanft zu beruhigen. Es ist bei mir alles so sehr im Zusammenhang verkettet: das hat seine üblen Nachteile, denn es macht, daß gemeine und (unter Umständen) leicht zu hebende Bedrängnisse oft einen übermäßigen Einfluß auf mich ausüben können; doch hat es auch wieder den Vorteil, daß ich aus demselben Zusammenhange die Mittel zur Beruhigung gewinne; wie alles nach meiner letzten Lebensaufgabe, meiner Kunst, hinströmt, fließt aus dieser endlich auch der klare Quell zurück, der meine dorrenden Lebenspfade erfrischt. Ich durfte heute, durch den herzlichen Wunsch, beruhigend und vermittelnd auf Ihre teilnehmende Empfindung zu wirken, mich der höchsten künstlerischen Eigenschaft mir bewußt machen, die ich in meinen neuen Werken immer erspriesslicher entwickelt finde, und durfte so, wie von dem Heiligtume meiner Kunst aus zu Ihnen sprechen, ohne den mindesten Zwang, ohne den mindesten freundlichen Trug selbst, ganz wahr und unverstellt. —

So klärt sich mir denn auch meine ganze Lage allmählich nach einem bestimmten Ausgange hin ab, der ja

einer Seite der Welt zugekehrt ist, von wo Freundschaft und edler Wille beruhigend auf mich wirken können. Es wird sich alles einrichten lassen, und bin ich erst wieder ganz zur Ruhe, ist mir völlige Zuflucht zu meiner Kunst, zu meinem Schaffen wieder ermöglicht, so verliert bald alles wieder seine störende Macht auf mein Gemüt: ich blicke dann ruhig nach außen, und, wenn ich am wenigsten nach dort mich bemühe, kommt mir am ehesten wohl auch von daher, was ich willkommen zu heißen habe. — Und so — Geduld! — 1.

Aus meinen Büchern griff ich unsren lieben Schiller heraus. Ich las gestern die Jungfrau, und war so musikalisch gestimmt, daß ich namentlich das Stillschweigen Johannas, als sie öffentlich angeklagt wird, vortrefflich mit Tönen ausfüllen konnte: ihre Schuld, — die wunderbare. — Heute hat mich eine Rede des Posa (am Schluß des zweiten Aktes) über die Unschuld und Tugend wirklich in Erstaunen gesetzt wegen der unglaublichen Schönheit der poetischen Diktion. Wie leid tut es mir, einer Aufforderung, die mir kürzlich vom Komitee der Schillerfeier in Berlin zuing (einen Gesang dazu zu schreiben) nicht entsprechen zu können. Beklagen Sie mich, aber freuen Sie sich auch, wenn ich Ihnen sage, daß ich diesen Brief heute unter zahllosen Unterbrechungen der Arbeiter, unter Hämmern und Pochen der Tapezierer, des Instrumentenmachers, der Holzscheiter usw. zustande gebracht habe. Bald hätte ich vielleicht Muse gehabt, einen Schillergesang zustande zu bringen: doch ist die Frist zu kurz, und noch hat die Muse keinen Raum in meinem Häuschen. —

Leben Sie wohl! Seien Sie mir gut und vertrauen Sie! Es wird noch eine Zeitlang alles zu ertragen sein! Tausend Grüße und herzliche Wünsche!

R. W.

96.

Paris, 11. Nov. 59.

Mein teures Kind!

Sie machen mir große Freude! Gestern wollte ich endlich — so war ich abgehalten! — Ihnen mit dem Brief an Wesendonk¹ schreiben, um Ihnen zu sagen, wie sehr mich Ihr letzter Brief gefreut: abermals unterbrochen kam noch der heutige Morgen heran, der mir auch die Schillersche Dithyrambe² brachte. Diese habe ich nie so gut verstanden wie heute: Sie lehren mich immer neue Schönheiten sehen. Wie froh ersehe ich aus dem allen, daß Sie wieder genesen sind! —

Auch ich genese nun langsam wieder, und zwar — ich sage es jetzt — von einer schweren Krankheit. Vor 10 Jahren litt ich — ebenfalls in Paris — an heftigen Rheumatismen; der Arzt riet mir besonders, durch Ableitung nach außen alles daran zu wenden, damit die Angriffe sich nicht nach dem Herzen zu verlören. So zogen sich jetzt alle Leiden meines Lebens zusammen und drohten nach dem Herzen zu ihren letzten Ausgang zu nehmen. Ich glaubte wirklich diesmal zu erliegen. Doch soll nun noch einmal alles nach außen zu getrieben werden: ich will suchen, durch irgendwelche edel zerstreuende Aktivität den Drang nach dem Herzen abzuwenden. Ihr steht mir bei? Nicht wahr, Ihr Guten? —

Die erste gute Nachricht kam mir von mir selbst. Die Korrekturen des dritten Actes von Tristan trafen plötzlich ein. Wie mich der Blick in diese letzte vollendete Arbeit belebte, stärkte, erfüllte und — begeisterte, das mögen Sie mit mir fühlen. Diese Freude kann doch kaum ein Vater beim Anblick seines Kindes empfinden! Durch einen Strom von Tränen — warum die Schwäche leugnen? — rief es mir zu: Nein! Du sollst noch nicht enden; Du mußt noch vollenden! Wer soeben erst noch so etwas schuf, der ist noch voll bis zum Überströmen! —

Und so sei es denn! —

Nun freute mich auch Ihr Brief so sehr, und nichts mehr darin, als wenn ich das so sehr verständig gewordene Kind sich doch manchmal über mich in einem kleinen Irrtum sich verlaufen sehe. Dann sage ich mir: sie wird noch die Freude haben, auch hierüber sich noch ganz klar zu werden; z. B. daß, wenn ich über Politik disputiere, dabei etwas ganz andres vor Augen habe, als das scheinbare Thema usw. Wie gern habe ich aber unrecht, wenn ich mit Ihnen streite: ich lerne immer etwas Neues dabei. —

Dann kam denn ein sehr wehmütiges Geschäft der Liebe über mich. Plötzlich erfahre ich von der Todeskrankheit meines lieben väterlichen Fischer in Dresden. Sie entsinnen sich, daß ich Ihnen öfter von seiner wunderbaren Treue und Ergebenheit erzählte. Eine — Herzkrankheit brachte den Greis endlich dem Tode nahe: als meine Frau zu ihm eintritt, ringt er, unter den schrecklichsten Herzkrämpfen, den jammernden Ausruf hervor: „O, Richard! Richard hat mich vergessen und beiseite geworfen!“ Ich hatte ihn diesen Sommer in Luzern erwartet, und dann nicht wieder geschrieben. Sogleich schrieb ich ihm nun. Dann erhalte ich seine Todesnachricht, meinen Brief hat er nicht mehr sich lesen lassen können.

Nun habe ich in diesen Tagen einen Nachruf¹ an den Lieben aufgesetzt: sobald ich ein Exemplar davon zurückhabe, schicke ich es Ihnen! — Das war denn auch eine Beschäftigung! —

Und die Arbeiter habe ich noch immer nicht aus dem Hause: diese Pariser sind zu Hause nicht anders als bei Ihnen. Endlich erst ist meine kleine Etage² in Ordnung. Sie würden, träten Sie da ein, fast glauben, Sie träfen mich noch im Asyl. Dieselben Möbel, der alte Schreibtisch, dieselben grünen Tapeten: Gravüren, alles — wie Sie es kennen. Nur sind die Zimmer noch kleiner, und ich mußte einteilen: mein kleiner Salon enthält den Erard, das grüne Kanapee mit den beiden Fauteuils, die im Tee:

zimmer standen; an der Wand der Kaulbach, Cornelius und die beiden Murillos¹. Daneben ein kleines Kabinett mit Bücherschrank, Arbeitstisch und der wohlbekannten Lauseuse (Luzerner Angedenkens). Mein Schlafzimmer habe ich mir mit einfarbigem blaß violettem Papier auslegen lassen, darin ich wenige grüne Streifen zur Einrahmung habe: die Madonna della Sedia bildet den Schmuck. Ein ganz kleines Kabinettchen daneben ist zum Badezimmer hergerichtet. Das wäre denn nun zum letztenmal häuslich Fuß gefaßt. Sie wissen, ich kann halten, was ich sehr ernst beschliesse: nun —: nie, nie wieder „richte“ ich mich ein! Gott weiß, was dieser letzten Niederlassung ihr Ende geben wird: aber ich weiß, es wird auch mit ihr ein Ende nehmen, ehe ich sterbe: aber das weiß ich, daß ich dann kein Nest mir wieder herrichte, sondern gänzlich besitzlos erharren will, wo man mir endlich die Augen zudrücken wird. —

Diesmal kam mir endlich doch wieder der lächerliche Eifer, alles so schnell wie möglich herzurichten, damit ich noch einmal Ruhe fände: ich übernehme mich dann, nicht aus Freude an der Sache, sondern um schnell in dem beabsichtigten Zustand anzukommen, in welchem dann gewisse Bedürfnisse, oft bis ins Kleinliche befriedigt, nicht mehr störend auf mich wirken sollen. So muß es sein: denn anders kann ich mir sonst diesen lächerlichen Eifer nicht erklären, mit dem ich eine Zeit so etwas betreibe, da ich doch andererseits weiß, wie wenig ich an alledem hakte, und wie rücksichtslos ich alles wieder hinter mir werfen kann. Ja, lachen Sie nur! Ich lass mir's noch einmal gefallen. —

Vor einigen Tagen lud man mich in eine musikalische Soiree, wo Sonaten, Trios etc. aus Beethovens letzter Periode gespielt wurden. Die Auffassung und Ausführung verstimmten mich sehr, und so bald soll man mich nicht wieder fangen. Doch hatte ich einige Erlebnisse. Ich setzte mich neben Berlioz, der mir alsbald den neben ihm

sitzenden Komponisten Gounod — einen liebenswürdig aussehenden, redlich strebenden, aber wohl nicht sehr hoch begabten Künstler — vorstellte. Kaum war es nun bekannt, daß ich da war: so drängte es sich von allen Seiten an Berlioz, um mir durch ihn vorgestellt zu werden; sonderbarerweise lauter Enthusiasten für mich, die meine Partituren studiert haben, ohne Deutsch zu verstehen. Ich werde oft ganz konfus dadurch. Ich fürchte nun manche Visite, und muß etwas auf meiner Hut sein. Die junge Charnacé habe ich bisher schändlich vernachlässigt. Besinnung habe ich — Paris gegenüber — noch nicht. Doch habe ich im ganzen Lust, etwas zu unternehmen, rein um — die „Rheumatismen“ nach außen abzuleiten.

Lizts Zigeunermusik lese ich. Etwas zu schwülstig und phrasenhaft¹: doch hat mir die starke Vorführung der Zigeunernatur (unverkennbar die Tschandalas Indiens) Prakriti (oder Sawitri) wieder lebhaft vorgeführt. Darüber ein andermal! —

Und nun für heute — tausend Dank! Ach! Was sage ich alles damit!! Bald plaudre ich wieder mit dem Kind! —

R. W.

97. Paris, 29. Nov. 59.

Wie große Freude haben Sie mir wieder gemacht, Freundin! Glauben Sie, dürfte ich mich nur aus dem Spiegel erkennen, den die Welt und alle meine Freunde darin mir zeigen, ich müßte bald mit Abscheu mich von jedem Umschauen zurückwenden. Ich kann auch mit niemand ganz offen und wahr sein: es bleiben überall Flecken und blinde Stellen, wo ich nicht weiß, wie ergänzen? Antworten nun Sie mir einmal, wie nobel komm' ich mir dann vor; alles, und ich selbst dünkt mir dann edel: ich weiß mich geborgen. Kinder, daß wir drei sind, ist doch

etwas wunderbar Großes! Es ist unvergleichlich, mein und Euer größter Triumph! Wir stehen unbegreiflich hoch über der Menschheit, unbegreiflich hoch! Das Edelste mußte einmal Wahrheit werden: und das Wahre ist so unbegreiflich, weil es so ganz für sich ist. Genießen wir dies hohe Glück: es hat keinen Nutzen, und ist zu nichts da — nur genossen kann es werden, und nur von denen, die selbst es sich sind. —

Nun seien Sie schön willkommen auf französischem Boden: hier tritt Ihnen der Dichter der Nibelungen entgegen, und reicht Ihnen die Hand. Ich begrüße Sie sehr freudig auf der Wanderung nach Italien; Sie gehen einer Wohltat, die ich nicht genießen soll, entgegen, und die ich Ihnen deshalb doppelt gönne. Genießen Sie den milden Himmel, das poetische Land, das lebendige Vergangene für mich mit, und seien Sie so dadurch zwiefach erfreut. Wie unglaublich gern wäre ich bei Euch! —

Mir bleibt jetzt nichts übrig, als einen endlichen energischen Versuch zu machen, ein ewiges Lebenshindernis für mich ein für allemal zu beseitigen. So verwüstet und verwirrschaftet meine Lebensverhältnisse sind, habe ich doch eingesehen, daß vieles sich darin erträglich und annehmbar gestalten kann, wenn ich mich mit den nötigen äußeren Mitteln versehen kann, um jederzeit über meine Lebensweise, mein Vorhaben, Tun und Lassen nach Bedürfnis und Gutdünken verfügen zu können, ohne immer und ewig in dem einen Punkte gehemmt zu sein, der nun einmal einzig heutzutage Freiheit gibt, und dessen Erledigung von unfrem Tun und Lassen alles Bedenkliche abstreift. Ich habe das jetzt wieder stärker wie je — und eigentlich war es doch immer so — erfahren, daß ich jedes Misslingen, jede Enttäuschung, jedes Verschließen aller Aussicht, alles — alles mit großer, verächtlicher Gleichgültigkeit ertragen kann, jene von mir gemeinten Plagen mich aber wütend ungeduldig machen. Alles verachten, durch nichts vom inneren Quelle abgelenkt zu werden, jeder An-

erkenntnis, jedem Erfolge, selbst der Möglichkeit der Selbstausführung meiner Werke entsagen können, aber zähneknirschend meine Füße an dem Knüppel wundschlagen zu müssen, der meinem ruhigen abgesehenen Gange vom Schicksal zwischen die Beine geworfen wird, das — kann ich nun einmal nicht ändern, ich bin und bleibe in der äußersten Empfindlichkeit dagegen, und — da ich nun einmal so bin, und — solange ich überhaupt aushalten soll — nichts an mir hierin ändern kann, so setze ich nun einmal, wie in äußerster Ungeduld, alles daran, um mir diesen Knüppel¹ ein für allemal aus dem Weg zu räumen. — Glücklicherweise kann ich mir gerade jetzt weismachen, es stimme vollständig zu meiner inneren Lage, mich eine Zeitlang ausschließlich nach außen zu wenden. Wahrscheinlich lassen Sie sich nicht ganz dadurch täuschen, und wenn Sie annehmen sollten, ich könnte es unbedenklich vorziehen, in einer angenehmen Abgeschiedenheit, in trauter Umgebung, wie z. B. bei Euch, meine innere Sammlung zu pflegen, und — schließlich gleichgültig gegen ihre äußeren Schicksale — immer wieder dem Schaffen neuer Werke mich hingeben, so lassen Sie sich gesagt sein, daß Sie ganz richtig annehmen (doch das so ganz unter uns! versteht sich!). Aber, wie gesagt, ich glaube, es wird mir jetzt möglich werden, das andre mir weiszumachen; und dazu tragen sehr viel, ja fast entscheidend viel, meine neuesten Relationen mit meiner ganzen sogenannten deutschen Freundschaftswelt bei. Es ist wirklich unglaublich, wie es damit steht, so unglaublich, daß ich's Ihnen gern verschweige, weil Sie es am Ende eben nicht glauben würden. So bin ich z. B. überzeugt, daß Sie mich der Übertreibung und falschen Auffassung zeihen würden, wenn ich Ihnen deutlich machen wollte, wie wirklich feindselig, und mindestens vollständig gewissenlos dieser Ed. Devrient an mir gehandelt hat: nur das sage ich Ihnen, daß ich lange darauf vorbereitet war, und schließlich nicht mehr durch das letzte Innwerden überrascht wurde. Gern entschuldige

ich ihn aber: jeder hat sein Steckenpferd, und das seinige ist ein wohlgeordnetes normales Theaterinstitut, ohne Ausschweifungen in das Gebiet, das nicht alltäglich betreten werden dürfte. In diesem Sinne war er instinktmäßig stets gegen meine Werke, und nur die enthusiastische Forderung der jungen Großherzogin trieb ihn — kopfschüttelnd und halb mürrisch — vorwärts damit. Jetzt hat er nun gesiegt. Er sagt offen: ich sei bis ans Unmögliche gelangt. — Ob das junge enthusiastische Frauenherz dem erfahrenen, besonnenen Manne — wenn Sie wollen, dem „weisen Manne“ — nun nicht erschüttert und in sich gehend gegenüberstehen wird? Was meinen Sie? Der junge Großherzog wird's gewiß. —

Sehen Sie, Kind, dies und ähnliches ist es nun aber, was meine alte Kampf lust wieder ein wenig aufreizt: töricht bin ich, aber — schon daß ich lebe, ist eine Torheit; das müssen Sie zugeben. Mich könnte schon das Unmögliche reizen; und daß ich mich z. B. hier mit Paris einlasse, hat mir am meisten lange für unmöglich gegolten. Doch habe ich für das Unmögliche einen ganz besonderen Messer, und dieser zeigt bei mir nach innen: ob ich es durchführe, werde ich einzig aus meiner Stimmung, aus meiner Neigung zur Ausdauer erfahren, und unmöglich wird mich daher dasjenige dünken, wozu ich endlich die Lust verliere. Damit kann es leicht gehen; der Ekel hat bei mir eine furchtbare Macht und ist, zeigt er sich einmal deutlich, unüberwindlich. Gegen diesen kämpfe ich daher nicht und ihm gehört das Urtheil über das mir Mögliche an. Ich spüre ihn oft, und er wirft mich dann auf elende Tage darnieder. Dann stillt ihn wieder dieses oder jenes verwundernde Entgegenkommen, Teilnahme, keimendes Verständnis, wo ich sie nie verhofft: dann webt sich Majas Schleier¹ wieder dicht, ein blitzgleicher Augenblick voller ausgestrahlter Wahrheit steht vor mir; Hindernisse reizen, Wagnisse besauern — und — wir wollen sehen, wer auf dem Platze bleibt, der Ekel oder — die Streitlust? — Ich kann's noch

nicht bestimmen. Wäre ich aber einer jener Glücklichen, denen das Schicksal Gold und Silber mitgab, als es ihm Stolz und Talent gab, so würde ich jetzt am allerliebsten auf 2 schöne Monate zu Ihnen nach Rom kommen. Das weiß ich. Nun geht Ihr Kinder hübsch allein: ich will sehen, wie ich mein Schicksal zwingen; dann komme ich auch einmal mit. Glück auf die Reise! Tausend schöne, innige Grüße! —

R. W.

98.

Paris, 19. Dez. 59.

Bestes Geburtstagskind!

Komme ich recht? Ist heut' gerade der 23.? Wohl stimmt vielleicht der Tag, aber das Geschenk? Was sollte ich dem Kinde schenken? Ich bin jetzt so arm! Meine Gabenquelle ist so ganz versiecht. Wie das sein mag, guter Einfälle sich erfreuen, sie zu Papier bringen, mitzuteilen, — es ist mir, als ob ich das schon lange nicht mehr wüßte! — Nur so als letzter Abschluß meines letzten (?) Werkes konnte mir noch etwas einfallen, und dies ist auch wahrlich kein schlechter Gedanke gewesen. Hören Sie, wie es damit ging. —

Sie wissen, Hans wollte vorigen Winter das Vorspiel zu Tristan¹ aufführen, und bat mich, einen Schluß dazu zu machen. Mir wäre damals nichts eingefallen: es schien mir so unmöglich, daß ich es gradesweges abwies. Seitdem habe ich denn nun den dritten Akt geschrieben und den vollen Schluß des Ganzen gefunden: diesen Schluß als dämmernde Ahnung der Erlösung im voraus zu zeigen, fiel mir nun ein, als ich ein Programm zu einem Konzert in Paris entwarf, das mich besonders deshalb reizte, weil ich mir darin das Tristan-Vorspiel zu Gehör bringen wollte. Das ist denn nun ganz vortrefflich gelungen, und diesen geheimnisvoll beruhigenden Schluß² schicke ich

Ihnen heute zum Geburtstag als Bestes, was ich geben kann. Ich habe das Stück Ihnen so aufgeschrieben, wie ich es mir ungefähr auf dem Klaviere vorspiele: einige böse Griffe kommen darin vor, und ich denke mir, Sie werden sich einen römischen Baumgärtner suchen müssen, der Ihnen die Sache vorspielt, falls Sie es nicht lieber selbst mit ihm à quatre mains spielen, wobei Sie sich die rechte Hand für Ihre beiden Hände zurechtlegen müssen. Nun sehen Sie, was Sie mit dem schwierigen Geschenke anfangen! — Besser werden Sie verstehen, was ich als Erläuterung des ganzen Vorspieles für mein Pariser Publikum aufgesetzt habe: das steht auf der andren Seite des kalligraphischen Spezimens. Epheu und Rebe werden Sie aber in der Musik wiedererkennen, namentlich wenn Sie's vom Orchester hören, wo Saiten- und Blasinstrumente miteinander abwechseln. Es wird sich recht schön machen. Ich denke, Mitte Januar höre ich's: dann will ich's für Sie mithören.

Und nun viele tausend herzliche Wünsche und Grüße aus meinem kalten Paris, wo wir vor Schnee, Eis und Frost fast umkommen! Wie ist's bei Ihnen? Bewährt sich Rom? Lassen Sie bald hören! Ich bedarf der Nachricht von Ihnen! —

Leben Sie wohl! Seien Sie gesegnet und innig verehrt! —

Ihr

R. W.

99.

I. Januar 1860.

Freundin, ich lebe noch! Dies das Merkwürdigste, was ich Ihnen zu Neujahr melden kann.

Weiß Gott, wie es kam, daß ich mir schmeichelte, heute einen Gruß von Ihnen zu haben. Unsr Briefe sind jedoch jetzt sehr langsam und unberechenbar. Aus dem Datum Ihres Briefes ersah ich zu meinem Bedauern, daß der meinige an Sie nicht am 23. Dez. eingetroffen

sein wird. Einen Gegengruß darf ich mir somit auch heute nicht erwarten.

Froh aber bin ich, Sie und Euch alle glücklich in Rom angekommen und gut geborgen zu wissen. Ihr Brief zeigt mir, daß ich Sie recht gut jetzt sich selbst überlassen kann. Sie haben die Augen aufgemacht und — schauen. Vielleicht hatten Sie das übersprungen. Sehen und schauen Sie für mich mit: ich habe es nötig, daß es jemand für mich tut, und niemand lieber mag ich für mich schauen lassen, als Sie. Mit mir hat es da eine eigene Bewandnis: das habe ich wiederholt, und endlich am bestimmtesten in Italien kennen gelernt. Ich werde eine Zeitlang durch bedeutende Wirkung auf mein Auge ungemein lebhaft ergriffen: aber — es dauert nicht lange. Gewiß kommt das nicht daher, daß mein Auge unersättlich wäre; es scheint aber, daß es mir als Sinn der Wahrnehmung der Welt nicht genügt. Vielleicht geht es mir, wie es dem so augenseligen Goethe selbst widerfahren, als er im Faust ausrief: „Welch Schauspiel! Aber ach — ein Schauspiel nur!“ —

Vielleicht käme dies daher, daß ich zu entschieden Ohrenmensch bin: doch gerade ich lebe so lange Perioden ganz ohne alle und jede Nahrung für mein Gehör, daß auch das mir nicht das Rechte dünken will. Es muß da einen unbeschreibbaren inneren Sinn geben, der ganz hell und tätig nur ist, wenn die nach außen gewendeten Sinne etwa nur träumen. Wenn ich eigentlich nicht mehr deutlich sehe, noch auch höre, ist dieser Sinn am tätigsten, und er zeigt sich in seiner Funktion als produktive Ruhe: ich kann's nicht anders nennen. Ob diese Ruhe mit der von Ihnen gemeinten plastischen Ruhe übereinstimmt, weiß ich nicht; nur weiß ich, daß jene Ruhe von innen nach außen dringt, daß ich mit ihr im Zentrum der Welt bin, während die sogenannte plastische Ruhe mir mehr nur wie von außen bewirkte, formell tätige Beschwichtigung der inneren Unruhe erscheint. Befinde ich mich in dieser inneren Unruhe, so vermag kein Bild, kein

plastisches Kunstwerk auf mich zu wirken: das prallt wie wesenloses Spielwerk ab. Erst der Blick darüber hinweg ersieht mir dann das, was mich beruhigt. Es ist dies auch der einzige Blick, der mich an andern sympathisch berührt, dieser Blick über die Welt hinaus: er ist ja auch der einzige, der die Welt versteht. So blickte Calderon: und wer hat das Leben, die Schönheit, die Blüte wunder: voller nachgedichtet als er? —

Goethe in Rom ist eine sehr erfreuliche und höchst be: deutende Erscheinung: was er da ausbeutete, kam allen zugute und Schillern ersparte er dadurch entschieden das Selbstsehen; dieser konnte sich nun vortrefflich behelfen und seine edelsten Werke schaffen, während Goethe mit der Zeit seine Augenlust bis zur Grille verfolgte, so daß wir ihn am Ende mit wunderlicher Begier beim Münzen: sammeln ankommen sehen. Er war ein ganzer und voll: kommener Augenmensch!

Lassen wir uns von ihm leiten, wo es zu sehen gibt: gewiß sind wir dann vortrefflich beraten. Und in Rom mußten Sie mit ihm gehen; mögen Sie an seiner Seite schöne anmutige Ruhe sich über das Kinderauge senken fühlen. Sehen Sie für mich mit! Und lassen Sie mich immer so lieblich Bedeutendes hören, wie dies erste Mal! —

Von mir ist nicht viel zu sagen, Kind! Ein Mensch, der von Türe zu Türe läuft, um sich einen geeigneten Konzertsaal aufzuschließen, darf Sie in Rom nichts an: gehen: er darf Ihnen nicht einmal sagen, wie ihm dabei zumut ist.

Grüßen Sie aber Otto Schönstens von mir, und sagen Sie ihm, es würde sich bald wohl manches machen. Am ersten Mai denke ich meine deutsche Oper¹ in der Salle Ventadour zu eröffnen: die besten deutschen Sänger ak: zeptieren alle mit Enthusiasmus, Frau Ney, Mayer: Dust: mann (Wien), Tichatschek, Niemann usw. haben, selbst mit Bereitwilligkeit zu finanziellen Opfern, zu meiner Fahne geschworen. Ich bin der Aussicht, bald alles fest:

machen zu können. Zunächst dann Tannhäuser und Lohengrin, währenddem Studium des Tristan, der ungefähr vom 1. Juni bis 16. gespielt werden soll. So — muß ich mir zu helfen suchen. Römisch aber klingt es nicht! —

Sie wissen, ich hatte im Sinne, eine Zeitlang mich jetzt einmal nur so äußerlich zu beschäftigen: ich bin nun dazu gezwungen worden, namentlich durch das Fehlschlagen des Tristan in Karlsruhe. All mein jetziges Vorhaben gilt nur der Möglichkeit, mir den Tristan vorzuführen. Dann werde ich's wohl wieder fahren lassen. Weiteres habe ich nicht im Sinne. Ich hab' vorläufig genug an dem, was ich auf diesen Zweck verwende, und — wäre ich Goethe, so käme ich heute zu Euch nach Rom: seien Sie des versichert! —

Und nun ein schönes, helles, klares Jahr! Ich fühle mich ungemein froh, Sie in Rom, unter Italiens Himmel zu wissen! Tausend herzliche Grüße an Otto und die Kinder!

Mit treuer Liebe

Ihr R. W.

100.

Paris, 28. Januar 1860.

Endlich, mein teures Kind, muß ich mich entschließen, Euch flüchtig und aufgereggt von mir Nachricht zu geben. Mitten im Drangsal war es meine Labung, zu denken, wie ich mich sammeln würde, um recht ruhig und gemächlich Euch von allem Ausgestandenen zu berichten. Aber noch bin ich nicht zu Ende, und werde es nun auch nie wieder sein. Deshalb kein fruchtloses Zögern mehr, und dafür einige Zeilen der Gewißheit.

Alles Erlebte will nichts sagen, gegen eine Wahrnehmung, eine Entdeckung, die ich in der ersten Orchesterprobe zu meinem Konzerte machte, weil sie über den ganzen Rest meines Lebens entschieden hat, und ihre Folgen mich nun tyrannisch beherrschen werden. Ich ließ

zum erstenmal das Vorspiel zu Tristan spielen; und — nun fiel mir's wie Schuppen von den Augen, in welche unabsehbare Entfernung ich während der letzten 8 Jahre von der Welt geraten bin. Dieses kleine Vorspiel war den Musikern so unbegreiflich neu, daß ich geradesweges von Note zu Note meine Leute wie zur Entdeckung von Edelsteinen im Schachte führen mußte.

Bülow, der zugegen war, gestand mir, daß die in Deutschland¹ versuchten Aufführungen dieses Stückes nur auf Treu und Glauben vom Publikum seien hingenommen worden, an sich aber gänzlich unverständlich geblieben wären. Es gelang mir, dies Vorspiel dem Orchester und dem Publikum zum Verständnis zu bringen, ja — man versichert mich, es habe den tiefsten Eindruck hervor gebracht: aber, wie ich dies zustande gebracht habe, danach fragt mich nicht! Genug, daß es nun hell und klar vor mir steht, daß ich an weiteres Schaffen nicht denken darf, ehe ich nicht die furchtbare Kluft hinter mir ausgefüllt habe. Ich muß meine Werke erst aufführen. Und Was heißt das? —

Kind, das heißt mich in einen Pfuhl des Leidens und der Aufopferungen stürzen, in dem ich wohl zugrunde werde gehen müssen. Alles, alles kann möglich werden; aber nur dadurch, daß ich zu allem reiche Zeit und Müsse habe; Schritt vor Schritt mit Sängern und Musikern vorwärtsgehen kann; nichts zu übereilen habe, nirgends aus Mangel an Zeit etwas abbrechen muß, und stets alles zu meiner Bereitschaft habe. Und was heißt das? Die Erfahrungen dieses Konzertes mit der knapp zugemessenen Zeit, haben es mir gesagt: ich muß reich sein; ich muß rücksichtslos Tausende und Tausende aufopfern können, um mir Raum, Zeit und Bereitwilligkeit zu erkaufen. Da ich nicht reich, nun so muß ich mich reich zu machen suchen: ich muß meine älteren Opern hier französisch geben lassen, um durch die daraus erwachsenden bedeutenden Einnahmen mich in den Stand zu setzen,

meine neuen Werke der Welt zu erschließen. — So steht es vor mir: ich habe keine andere Wahl! Und somit — auf Tod und Untergehen! Das ist noch meine Aufgabe, und dafür erhielt mich der Dämon noch am Leben! Torheit, wollte ich noch an etwas Weiteres denken! Ich sehe nichts wie diesen schrecklichen Krämpfen der Welt: geburt meiner letzten Werke entgegen. —

O, bleiben Sie in Rom! Wie glücklich bin ich, Sie so aus der Welt zu wissen! Schauen Sie, betrachten Sie, sinnen Sie schön und lieblich! Sie tun es für mich, und es wird mein Labsal sein, diese tiefen innigen Bilder von Ihnen mir zugeführt zu erhalten! Das wird Kühlung und Erquickung sein dem vor Fieber Schauernden! Jetzt und so — sind Sie mein letzter Trost! —

Und noch zwei Worte über die äußeren Vorgänge. Nach unerhörtester Qual, Not und Bemühung gelangte ich vorigen Mittwoch zu meiner ersten Konzertaufführung¹. Der Abend war nun wohl ein Fest, ich kann's nicht anders sagen. Das Orchester war bereits zu hellem Entzusehen begeistert und hing an meinem Auge, meinem Winke.

Ich wurde von ihm und vom Publikum mit unendlichem Jubel empfangen, und Glanz, Staunen, Hingerissenheit, trug jedes meiner Musikstücke. Das Aufsehen ist ganz ungeheuer, wunderbare Erfahrungen, Bekehrungen, Feuillettonisten (Patrie) die zu mir stürzten, um mir die Hand zu küssen. — Ich war zum Tode erschöpft. An diesem Abende erhielt ich meine letzte Leidensweihe: ich muß, muß vorwärts, — das war eben noch meine letzte Aufgabe. Die Blume soll sich der Welt erschließen und vergehen: bewahren Sie die keusche Knospe! —

Viel innige Grüße an Otto! Sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe! Leben Sie wohl, mein teures, edles Kind! Leben Sie sanft und innig dahin, und stärken Sie mich dadurch! Mit treuer Liebe

Ihr R. W.

101.

Paris, 3. März 60.

Den heutigen Tag will ich mir denn einmal zum Festtag machen. Ich will Ihnen schreiben, Freundin! Mit gutem Bedacht und freundlicher Überlegung ließ ich oft die Feder wieder sinken, die ich wiederholt in dieser Zeit zum Briefe an Sie ansetzte. Mein Bedürfnis ist groß, und ich will sehen, daß ich seine Erfüllung mir verdiene; ich will sehen, wie ich Ihnen manches Freundsliche berichte.

Zuerst will ich Ihnen beschreiben, was statt einer Pendule — auf meinem Kamine steht. Das ist ein wunderliches Ding. Auf einem, mit rotem Sammet überzogenen Gestell ist ein silberner Schild ausgebreitet, der rings den Rand entlang mit Devisen aus meinen Dichtungen angefüllt ist, von Rienzi bis zu Tristan u. Isolde. Auf diesem Schild liegt, in einem silbernen Kranz, dessen einer Zweig Lorbeer, der andere Eiche, ein mächtiges silbernes Notenblatt, halb zusammengerollt: auf diesem Notenblatt sind Hauptthemen aus meinen Opern in Notenschrift ausgeführt. Eine schöne silberne Feder liegt in den Zweigen des Kranzes über dem Notenblatt; die Zweige sind mit einer goldenen Schleife zusammengebunden, darauf geschrieben steht:

„Des rechten Mannes Herz muß überströmen in der Sonnenhöhe großer Männer“. — und dann:
 „Dem hohen Meister gewidmet in aufrichtiger Verehrung von Richard Weiland“. —

Dieser Richard Weiland¹ ist ein schlichter Dresdener Bürger, den ich nie gekannt, der mich aber einmal vormittags in Zürich — im Asyl — besuchte, und mir die drollige Kritik der Prager Aufführung des Tannhäuser lieferte, mit dem einfachen Bericht, daß dort die Overtüre, die unter meiner Leitung in Dresden nur 12 Minuten dauerte, 20 Minuten lang war. — Die Sendung, mit einem höchst bescheidenen Schreiben, fand ich eines

Abends vor, als ich müde gehetzt von der Besorgung meiner Chöre nach Hause kam. — Ich habe nun den Taktstock¹ und dieses Silberwerk. —

Hier haben mir meine Konzerte² einige sehr ergebene und gescheite Menschen zugeführt.

Gaspérini, ein zarter, sehr gebildeter und begabter Arzt, der aber wohl bald gänzlich nur noch literarische und poetische Arbeiten treiben wird, ein Mensch von feinem, schönem Äußeren und großer Herzenswärme, nur vielleicht ohne eigentliche Energie, — gehörte mir schon vor meiner Ankunft, und ist jetzt der eifrigste, ausdauerndste Verfechter meiner Sache. Er hat sich hierzu den „*Lourier du Dimanche*“ eröffnet. —

Einen vortrefflichen Kopf und ungemein gebildeten, von jedem Vorurteil frei gewordenen, klaren und feinen Geist, habe ich mit Villot³ gewonnen. Dieser Mann, der bereits kürzlich einen Sohn verheiratete, ist Conservateur des Musées du Louvre, und hat als solcher die ganze Direktion der Kunstschätze unter sich. In einem Riesenwerke, das ihn 15 Jahre des ausdauernden Fleißes kostete, hat er eine Geschichte der Sammlungen des Louvre geschrieben. —

Denken Sie sich nun aber, daß dieser Mann — schon lange ehe ich ihn kennen lernte — alle meine Partituren besitzt, dieselben genau studiert hat, und glücklich war, durch meine Vermittelung jetzt schon eine Partitur des Tristan von Härtels zu bekommen. Dieser Mann hat mich sehr überrascht durch die Schärfe seines Urteils, namentlich auch über die Fähigkeiten seiner eigenen Nation, der er für den Ausdruck vollkommen angehört, während er durch seinen Geist weit über sie hervorragt. Sein Kopf ist sehr schön und fein. Sein Anerbieten, mich die Schätze des Louvre unter seiner Anleitung genau kennen zu lehren, habe ich noch nicht benützt, und werde es auch wohl lange, lange noch nicht benützen können.

Nun nenne ich Ihnen unter manchen noch den Romanzier Champfleury, dessen im ersten Eindruck hingeworfene Broschüre¹ ich Ihnen geschickt habe.

Er hat ein sehr sinniges, freundlich wehmütiges Auge. Sein Freund, der Dichter Baudelaire² hat mir ein paar wunderbare Briefe geschrieben, will mir aber noch nicht vorgestellt sein, bis er einige Dichtungen fertig hat, mit denen er mir zu huldigen gedenkt. —

Von Franck-Marie erzählte ich Ihnen: er hat bedeutend über mich geschrieben, ist mir persönlich aber noch fremd geblieben.

Dann ist noch ein junger Maler, Gustave Doré, der hier bereits großen Ruf hat: er hat eine Zeichnung gemacht, die für die „Illustration“ bestimmt ist, und mich auffaßt, wie ich in einer Alpengegend ein Geisterorchester dirigiere. Ferner gibt es noch viele Musiker und Komponisten, die sich enthusiastisch für mich erklärt haben, unter ihnen Gounod, ein weicher, guter, rein aber nicht tief begabter Mann, Louis Lacombe, Léon Kreutzer, Stephan Heller. Bedeutend als sehr tiefer Musiker ist Sensale³, der mir künftig meine Partituren spielen wird.

Ein Herr Perrin, bedeutend als Maler, ehemaliger Direktor der Opéra comique und wahrscheinlich zukünftiger der Großen Oper, ist mir sehr ergeben, und hat in der Revue Européenne schön über mich geschrieben.

Berlioz ist dem Neid verfallen; meine Anstrengungen, mich ihm als Freund erhalten zu können, sind durch die, ihm unerträglich glänzende Aufnahme meiner Musik erfolglos geworden. Er findet sich in Wahrheit durch mein Erscheinen in Paris, am Vorabende einer Aufführung seiner Trojaner, empfindlich gekreuzt; auch hat ihm sein Unstern ein böses Weib gegeben, das sich bestechen läßt, um ihren sehr leidenden und schwachen Mann zu bestimmen. Sein Benehmen gegen mich war ein stetes Schwanken zwischen freundschaftlicher Neigung und Abprall von dem Beneideten. Sehr spät, und zwar so, daß

er darin den Eindruck einer abermaligen Anhörung meiner Musik nicht aufzunehmen hatte, veröffentlichte er seinen Bericht, den Sie wohl gelesen haben werden. Ich mußte es für gut halten, auf seine zweideutige, ja boshafte Berührung der „Zukunftsmusik-Frage“ zu antworten. Sie finden diese Antwort im Journal des Débats vom 22. Febr. 1.

Besser hat sich Rossini² benommen. Man hatte ihm einen Witz über meine Melodienlosigkeit untergeschoben, der mit Begierde bis in deutsche Blätter verbreitet wurde. Nun hat er eigens eine Ablehnung diktiert, worin er erklärt, nichts von mir zu kennen als den Tannhäuser-Marsch, der ihm das größte Vergnügen gemacht habe, und daß er außerdem, nach allem, was er von mir wisse, große Achtung vor mir habe. Dieser Ernst des alten Epikureers hat mich überrascht. —

Schließlich sei noch eine Eroberung gemeldet, die ich an einem Marschall gemacht habe, nämlich Magnan³, der alle meine 3 Konzerte besuchte, und die größte Teilnahme bezeugte. Da es mir — unglücklicherweise — daran liegen muß, in gewissen Kreisen solch einen Mann gut unterrichtet von mir zu wissen, besuchte ich ihn, und war wirklich verwundert über seine Ausdrücke. Er hatte sich tüchtig herumstreiten müssen, und konnte nicht begreifen, wie man in meiner Musik etwas anderes hören könnte, als eben Musik, wie sie Gluck und Beethoven geschrieben, nur mit dem besondern Stempel des Genies „eines Wagner“. —

Ich kann heute noch keines meiner Konzertprogramme wieder aufstreifen. Doch sollen Sie noch eines haben. Sie werden dann sehen, daß sie nicht zu intim ausgefallen sind. Ihr Bedenken gab den Ausschlag. Auch die Worte zu Tristan enthalten nichts als eine Notiz über das Sujet. —

Über die Konzerte will ich Ihnen noch einiges nachtragen. Die Streichinstrumente waren vortrefflich, 32 Violinen, 12 Bratschen, 12 Violoncello, 8 Kontrabässe: eine

ungemein sonore Masse, deren Anhörung Ihnen große Freude gemacht haben würde. Nur waren die Proben noch unzureichend, und das rechte Piano konnte ich noch nicht erzwingen. Die Blasinstrumente waren nur teilweise gut; alle hatten keine Energie, namentlich die Hautbois blieb immer pastoral und erhob sich nie zur Passion. Die Hörner waren miserabel und haben mich manchen Seufzer gekostet: die unglücklichen Bläser entschuldigten ihr häufiges schlechtes Eintreten mit der beängstigenden Wirkung, die mein Wink auf sie machte. Posaunen und Trompeten hatten keinen Glanz. Alles glich aber endlich der wirklich große Enthusiasmus aus, den das ganze Orchester, vom ersten bis zum letzten Musiker, für mich faßte, und der sich fortwährend auch in den Auführungen so offen bekundete, daß Berlioz darüber in bedenkliches Staunen geraten sein soll.

Die drei Abende wurden so zu wirklichen Festen, und was die Enthusiasmus-Bezeugungen betrifft, so waren die Züricher Feste nur ein Schatten dagegen. Das Publikum war von vornherein gefesselt. Zur Ouvertüre vom „fliegenden Holländer“ hatte ich einen neuen Schluss gemacht, der mir sehr gefällt, und auch auf die Zuhörer Eindruck machte. Kindisches Freudejauchzen brach aber sogleich nach der zierlichen Melodie des Tannhäuser-Marsches aus, und sooft diese Melodie wiederkehrte, wiederholte sich dieselbe Explosion. Diese freimütige Kindlichkeit machte mir wirklich gute Laune, denn ich habe so unmittelbar sich kundgebende Freudenausbrüche noch gar nicht gehört. Der Pilgerchor wurde das erstemal sehr zaghaft und wirkungslos gesungen; später ging es besser. Die Tannhäuser-Ouvertüre, die mit großer Virtuosität gespielt wurde, brachte mir stets viele Hervorrufe ein. Das Vorspiel zu Tristan wurde erst im dritten Konzerte mir zu Danke gespielt: mich hat es an diesem Abende sehr gefreut. Auch das Publikum schien davon schön ergriffen zu sein, denn als — nach dem Applaus — ein Opponent zu zischen wagte,

brach ein solcher Sturm aus, und zwar so intensiv, anhaltend und immer von neuem wieder ansetzend, daß ich Ärmster auf meinem Platze wirklich in Verlegenheit geriet, und durch Handbewegungen um Gottes willen bitten mußte, endlich aufzuhören, ich wäre vollkommen zufrieden; aber das machte wieder neue Hitze, und der Sturm ging wieder von neuem los. Kurz, ich habe so etwas noch nicht erlebt. —

Die sämtlichen Stücke aus Lohengrin brachten von vornherein eine ungemeine Wirkung hervor; Orchester und Publikum trug mich nach jedem fast auf den Händen, und ich kann nicht anders sagen, als — es waren Festabende. —

Und nun fragt das Kind wohl verwundert, warum ich denn mit so schönen Erlebnissen nicht zufrieden sei, und so traurig vor mich hinblicke? — Ja, das hat eine eigene Bewandnis; und ich kann nur sagen, Feste-feiern ist leicht! — Und — ich habe keine Feste nötig. Solche Abende bleiben etwas ausser mir: es sind Berausungen, nichts anderes, und sie hinterlassen die Wirkungen jedes Rausches; — doch, wäre ich nur anders gemacht, so ginge es. Am Ende habe ich's doch weit gebracht; ich könnte in Ruhe jetzt genießen; behaglich abwarten, was da kommt, und was, wie man mich versichert, unausbleiblich ist, Ruhm, Ehre, und was weiß [ich] noch? Welch ein Tor wäre ich denn? Denken Sie sich, daß ich am ersten Konzertabend zerstreut war, weil der gewisse Receveur général¹ noch nicht von Marseille angekommen war. Und was war's mit diesem Manne? — Das war der reiche Mann, von dem mir Gaspérini versichert, daß er sich lebhaft für mein Vorhaben, meine Opern in Frankreich aufführen zu lassen, interessiere, und leicht zu bestimmen sein würde, mich zu diesem Zweck energisch zu unterstützen. Ich hatte nur die Möglichkeit einer ersten Aufführung des Tristan mit deutschen Sängern im Mai in Paris im Auge: dies das einzige Ziel, auf das ich zusteuerte, an das ich alles

setzte, und namentlich auch die rasende Anstrengung dieser 3 Konzerte. Mein reicher Mann sollte von Marseille kommen; der Erfolg meiner Musik sollte ihn bestimmen, sich zu der nötigen Garantieleistung für das im Auge gehabte Opernunternehmen bereit zu erklären. Endlich zum dritten Konzert kommt der Mann an; aber er hat diesen Abend ein großes Diner bei Mirès; doch — auf eine Stunde kommt er ins Konzert, und — ist ein prachtvoller Franzose, der sich ungemein freut, später ein deutsches Opernunternehmen für bedenklich hält, usw. —

Da war denn ich einmal wieder recht kindisch gewesen! Und ich weiß es eigentlich immer im voraus, und doch hofft man — und wagt man: — weil eben ein Ziel, ein mir so nötig dunkendes Ziel da ist. Und ich bin nur da, mein Leben hat einzig nur noch Sinn, um in dieses Ziel zu blicken und alles zu überblicken, was zwischen mir und diesem Ziele liegt: nur in diesem Hinblick kann ich ja nur noch leben; wie kann ich leben, wenn ich die Augen von dem Ziele ablenke, und es in die Kluft versenken soll, die mich vom Ziele trennt!

Ja wohl sollten das andere für mich tun, und mich in der Luft halten; aber wer kann dies von irgend jemand mit Recht verlangen? Lebt nicht jeder mit einem Ziel im Auge, nur daß es eben nicht das Ziel des Erzentrischen ist? So kommt es denn nun, Kind, daß der dumme Meister einmal wieder tief und lange einzig in die Kluft blicken muß: — ach! Wie's ihm dann zumute ist! Keine Höllengegend des Dante hat scheußlichere Klüfte! — Genug der Andeutung. — Und das Ziel?? — bleibt dennoch das einzige, was mich noch belebt! — Aber wie es erreichen? —

Ja, Freundin, so ist's! Alles einmal wieder Nacht um mich! Hätte ich keine Ziele mehr, so wär's leicht anders. Jetzt habe ich mich eben nur mit unsäglicher Mühe und Qual wieder aus der Kluft herauszuwinden, in die ich mit fast absichtlicher Blindheit zuletzt einmal wieder stürzen mußte. Noch sehe ich die Höhe nicht, von der aus ich

nur wieder den Blick auf mein Ziel richten könnte. — Als ich zuletzt die unerläßliche Nothwendigkeit ersah, zunächst alles und alles an eine erste Aufführung des Tristan zu setzen, sagte ich mir auch: jetzt gibt es, mit diesem Ziel im Auge, keine Erniedrigung mehr für dich! Alles und jedes, was Du tust, um zu Macht und Mitteln zu gelangen, kann nichts Schmähhches für Dich enthalten, und jedem, der Dich nicht begreifen könnte, wenn er Dich in ungewohnten Wegen schreiten sähe, könntest Du zurufen: „Was weißt Du von meinem Ziele?“ — Denn, begreifen kann mich nur, wer dieses begreift. —

Jeder Tag gebiert mir nun neue Pläne; bald schwebt diese, bald jene Möglichkeit mir vor. Ich bin so unlösbar an dieses Werk gebannt, daß ich — in vollstem Ernste — willig mein Leben zum Opfer bringen kann, und schwören will, keinen Tag länger leben zu wollen, sobald ich mein Werk aufgeführt habe. So ist es wohl nahe liegend, daß mich jetzt auch der Gedanke beschäftigt, statt aller Mühen und Erniedrigungen, die ich auszustehen hätte, um durch „Pariser“ Erfolge zu den mir nötigen Mitteln zu gelangen, die einfachste Qual über mich zu nehmen, nach Dresden zu gehen, mich verhören, aburteilen und — meinetwegen — begnadigen zu lassen, um dann nur wieder ungeschoren das beste deutsche Theater an Ort und Stelle mir aussuchen zu können, dort den Tristan aufzuführen, und so den Zauber zu lösen, der mich jetzt beherrscht. Ich habe nichts anderes, was mich irgendeiner Mühe wert dünken könnte! Es scheint mir doch fast das vernünftigste zu sein, und es kommt mir wie eine unverzeihliche Selbstliebe vor, irgendeine Qual oder Schmach von mir abzuweisen, die zur Erlösung meines Werkes führen könnte. Was bin ich denn — ohne mein Werk? — Und dazu nun dies andere! Ich glaube nicht an meine Oper im Französischen. Alles was ich dafür tue, ist gegen die innere Stimme, die ich nur mit Leichtsinne und Gewalt betäuben kann. Ich glaube weder an einen fran-

zöfischen Tannhäuser, noch an einen französischen Lohengrin, geschweige denn an einen französischen Tristan. Alle meine Schritte hierfür bleiben auch ungesegnet: ein Dämon, — wohl mein Dämon — ist mir in allem zuwider. Nur durch einen Despoten-Befehl könnten alle die persönlichen Hindernisse zurückgeschlagen werden, die sich meinem Aufkommen in der Pariser Oper entgegensetzen. Um diesen nur zu erwirken habe ich keinen wahren Eifer. Vor allem, was liegt mir an meinen alten, mir fast gleichgültig gewordenen Werken? Ich ertappe mich immer auf der vollsten Interesselosigkeit gegen sie. Und nun die französischen Übersetzungen! Ich muß sie für rein unmöglich halten. Die wenigen Verse, die mir zu meinem Konzert übersetzt wurden, kosteten unsägliche Mühe, und waren unausstehlich. Noch ist, trotz ewiger Bemühungen darum, kein Akt meiner Opern übersetzt, und was etwa vorliegt, ist mir widerwärtig. In der Sprache liegt denn auch mit der Hauptgrund davon, daß mir eigentlich hier alles fremd bleibt. Die Qual einer französischen Konversation ist für mich ungemein ermüdend, oft breche ich mitten in einer Auseinandersetzung ab, wie ein Verzweiflender, der sich sagt: „es ist ja doch nicht möglich, und alles ist vergebens!“ Da fühle ich mich denn jämmerlich heimatlos. Und frage ich mich: wo gehörst Du denn hin? Da weiß ich wieder kein Land, keine Stadt, kein Dorf zu nennen. Alles ist mir fremd, und sehnsüchtig blicke ich oft nach dem Land Nirwana. Doch Nirwana wird mir schnell wieder Tristan; Sie kennen die buddhistische Weltentstehungstheorie. Ein Hauch trübt die Himmels:

Klarheit:  ; das schwillt an,

verdichtet sich, und in undurchdringlicher Massenhaftigkeit steht endlich die ganze Welt wieder vor mir. Das ist das alte Los, solange ich noch solch unerlöste Geister um mich habe! —

Etwas Heimisches habe ich noch um mich, was ich nun auch bald verlieren werde: Bülow. Der arme Junge hetzt sich hier schrecklich ab, und ich habe wenig von ihm: er kann mich nicht häufig besuchen. Aber es ist mir schon lieb, ihn hier zu wissen. Ach Gott, es tut mir so wohl, wenn ich natürlich reden kann, und das kann ich jetzt nur mit ihm. Er ist und bleibt mir ganz ergeben, und es ist oft rührend, wenn ich dahinterkomme, welche heimliche Mühe er sich immer für mich gibt. Er ist dann sehr traurig, wenn ich ihm sage: das hülfte doch alles nichts! Ich will ihm aber, ehe er fortgeht, eine Freude machen, und ihm sagen, Sie ließen ihn durch mich grüßen. —

Jetzt muß ich sehen, daß man mit mir etwas Geschäfte macht, um die fürchterliche Verheerung, welche die Kosten meiner Konzerte mir hinterlassen haben, mühsam etwas zu verwischen zu suchen. Man schlägt mir vor, dasselbe Konzert dreimal in Brüssel aufzuführen, unter Bedingungen, die mir einen kleinen Gewinn sichern. Ich werde es wohl tun müssen. Machen Sie sich darauf gefaßt, von dort aus von mir zu hören. Auch von London spricht man mir. Es ist wohl traurig; aber, Sie wissen, ich kann einmal noch nicht sterben. —

Und nun wird's wohl gut sein, Freundin, wenn ich zum Schluß komme: es kommt, ich sehe wohl, nichts Freundliches mehr heraus, und eigentlich habe ich schon sehr über die Schnur gehauen. Nun ist's mir etwas leichter geworden, seit ich nun Ihnen wenigstens einmal wieder schreiben konnte: Dank Ihnen, daß Sie mir das gewähren konnten! Und viele schöne Grüsse an Otto und die Kinder; lassen Sie mich hören, wie es allen geht! Mit treuer Liebe

Ihr R. W.

Aber liebstes teuerstes Kind, warum auch so gar keine Nachricht? Muß ich denn alles erst abfragen? Kann

denn mir Armen nicht auch einmal geschrieben, nicht nur geantwortet werden? — Ich bin wirklich recht in Unruhe. An Otto¹ schrieb ich zuletzt: von dem auch keine Antwort! Nun bleibt mir nichts mehr als Träumen übrig: und damit helfe ich mir denn auch. Ich träume viel und oft: aber selbst die angenehmen Träume haben mir etwas Beängstigendes, weil man sich nach den Regeln der Traumdeutkunst wieder daran halten soll, daß, wenn der Sorgen erweckende Gegenstand uns heiter und wohl erscheint, bei dem leisesten Übermaß dies das Gegenteil anzeige. Aber, welcher schlimmer Behelf sind schon die Träume! Weiß man viel von dem, was einem träumt, so deutet dies schon nur auf die Leerheit unsres Daseins im wachen Zustande hin. Mir fällt da immer der grüne Heinrich ein, wie der endlich nur noch träumte. —

O Sie böses Kind! Auch Ihr letzter Brief — und das ist nun schon lange her — sagte mir so wenig, fast gar nichts von Ihnen. Immer nur soll mein albernes Schicksal das Besprechenswerte sein! Fast muß ich zweifeln, ob diese Zeilen Sie nur noch in Rom antreffen werden: das sähe Euch ganz ähnlich, so aufzubrechen, ohne mir ein Wort zu sagen, wann und wohin! Sie sehen, ich zanke: vor wenigen Tagen hätte ich es noch sanfter abgemacht, aber nun werde ich von Tag zu Tag böser. —

Bitte, schreiben Sie mir doch recht viel davon, wie's Ihnen geht, was Sie alles sehen, wie Sie täglich leben, welche Bekanntschaften Sie gemacht haben, wie's mit dem Wohlfsein geht, und das alles. Sie versprachen mir ja, mich dann und wann in Ihren Guckkasten blicken lassen zu wollen. Und nun auf einmal ganz erkommuniziert? O, man merkt, wo Sie leben!

Fast sollte ich nun eigentlich einmal gar nicht von mir sprechen: aber was weiß ich denn von Ihnen! Nichts als daß ich nichts weiß: echt philosophisches Bewußtsein! Und von mir?? Liebstes Kind, da wird sein Lebtag nichts Kluges draus, und vor allem wird eben kein Gescheiter

flug draus werden. Da werde ich denn jetzt z. B. von allen verständigen Leuten bejubelt, und alle Welt glaubt, ich müsse in Wonne und Behagen schweben, da ich nun endlich so Unglaubliches erreicht, und eine meiner Opern in Paris aufgeführt werden soll. „Kann er denn noch mehr verlangen?“ heißt's da. Und denken Sie sich — ich bin der Sache nie überdrüssiger gewesen, als jetzt, und jedem, der mir gratuliert, weise ich ergrimmt die Zähne. So bin ich nun! —

Niemand kann's mir recht machen, und nichts ist mir recht. Da läßt man mich dann stehen, und das muß mir denn endlich wieder gefallen. — Doch gegen Sie, will ich mich einmal nicht so ungezogen benehmen. —

Sie wissen, Kind, daß unsereines nicht rechts noch links, nicht vorwärts noch rückwärts sieht, Zeit und Welt uns gleichgültig ist, und nur eines uns bestimmt, die Not der Entladung unsres Inneren; somit wissen Sie auch, was mir einzig wirklich am Herzen liegen kann. Wäre es aber anders, wäre ich mit dem inneren Vorrat bereits fertig, und dürfte ich nur noch um mich blicken und die Erfolge meiner Arbeiten im Auge haben, die Zustände, die ich hervorrufe, die Wichtigkeit, von der ich sein kann, so hätte ich genug ernstliche und erbauliche Unterhaltung, wenn ich so um mich blicke. Ich kann meine neuen französischen Freunde nicht bestreiten, die in der Möglichkeit und in der vorausgesehenen Gewißheit eines großen Eindruckes zunächst schon des Tannhäuser auf das Pariser Publikum, ein Moment von noch gar nicht dagewesener Wichtigkeit erblicken, und diesem eine Bedeutung beizumessen, mit der sich gar nichts Erdenkbares vergleichen ließe.

Wer ruhig dem Leben einer so begabten, aber so unglaublich verwahrlosten Nation, wie der französischen, zusehen und für alles sich interessieren kann, was in bezug auf die Entwicklung und Veredelung dieses Volkes sich als zweckdienlich darstellen mag, dem kann ich endlich nicht

verdenken, wenn er gerade in der Aufnahme eines französischen Tannhäuser eine völlige Lebensfrage für die Bildungsfähigkeit dieser Menschen erblickt. Bedenken Sie, wie miserabel es mit aller französischen Kunst steht; daß Poesie diesem Volke eigentlich ganz fremd ist, wofür es nur Rhetorik und Eloquenz kennt. Bei der völligen Abgeschlossenheit der französischen Sprache, und der Unfähigkeit derselben, das ihr fremde, poetische Element durch Übertragung aus einer anderen in sich aufzunehmen, bleibt nur der eine Weg offen, durch die Musik die Poesie auf die Franzosen wirken zu lassen. Nun ist der Franzose aber auch nicht eigentlich musikalisch, und alle Musik ist ihm aus der Fremde gekommen: von je hat sich der französische Musikstil nur durch den Kontakt der italienischen und deutschen Musik gebildet, und ist eigentlich nichts anderes, als der Transaktionspunkt dieser beiden Stile. —

Glück hat aber den Franzosen, genau betrachtet, nichts anderes gelehrt, als die Musik mit dem rhetorischen Stil der französischen Tragédie in Einklang zu setzen: um wahre Poesie handelte es sich im Grunde hierbei nicht. Deshalb konnten auch seitdem die Italiener fast einzig das Feld behaupten, denn immer handelte es sich nur um die Manier in der Rhetorik, sonst aber so wenig um die Musik, wie um die Poesie. Die bis heute nun immer wachsende Verwahrlosung, die hieraus entstanden, ist unglaublich. Ich war letzthin, um die Sänger der Oper kennen zu lernen, genötigt, das neue Opus eines Prinzen Poniatowski anzuhören. Wie ich mich da befand!! Welche Sehnsucht nach dem einfachsten Gebirgstal der Schweiz mich erfaßte!! Ich war gerade wie gemordet, als ich nach Hause kam, und jede Möglichkeit war spurlos vor mir geschwunden. Nun lernte ich aber, wie die gräßlichen Eindrücke die Gegeneinwirkungen nur verstärken und bedeutender an Inhalt machen. „Sie sehen“, sagte man mir, „wie es steht, und was wir von Ihnen erwarten und verlangen!“ Die mir das sagen, sind Männer, welche seit 20 Jahren

nicht mehr die Oper betreten haben, nur noch die Conservatoire-Konzerte, die Quartette kannten, und endlich — ohne mich zu kennen — meine Partituren studierten, und nicht nur Musiker, sondern Maler, Gelehrte, ja — Staatsmänner. Sie sagen mir, „das, was Sie bringen, ist noch nie auch entfernt nur geboten worden, denn Sie bringen mit der Musik die ganze Poesie: Sie bringen das Ganze, und zwar ganz selbständig, unabhängig von jedem Einflusse, wie er früher von unseren Instituten aus auf den Künstler geübt wurde, der sich uns produzieren wollte. Sie bringen es aber zugleich in vollendeter Form und mit der größten Kraft des Ausdruckes: selbst der ignoranteste Franzose kann nichts daran ändern wollen; er muß es ganz aufnehmen, oder ganz von sich weisen. Und hierin liegt die große Bedeutung, die wir dem bevorstehenden Ereignis beimessen: wird Ihr Werk zurückgewiesen, so wissen wir, woran wir mit uns sind, und geben die Hoffnung auf; wird es aufgenommen, und zwar sogleich mit einem Schlage (denn der Franzose kann nicht anders beeinflusst werden), so atmen wir alle wieder auf; denn nicht die Wissenschaft und Literatur, nur die am unmittelbarsten und allgemeinsten wirkende, theatralische Kunst kann den Geist unserer Nation für seine Anschauungen stark imprimieren. Aber, — wir halten uns des größten und nachhaltigsten Erfolges sicher!“ —

In der That, selbst der Direktor, der nun das Sujet genauer kennen gelernt hat, rühmt aller Welt, jetzt endlich einmal mit dem Tannhäuser auf einen wirklichen „succès d'argent“ rechnen zu können.

Nun habe ich mich in Brüssel viel mit einem merkwürdigen Manne, einem alten, sehr gewitzten, witzigen und ungemein erfahrungsreichen Diplomaten¹ unterhalten, der mir denn doch herzlich empfiehlt, die Franzosen nicht aus der Acht zu lassen: man möge denken und sagen wollen, was immer, so viel bliebe unleugbar, die Franzosen seien gegenwärtig der eigentliche Prototyp der europäischen

Zivilisation, und auf sie entscheidend einwirken, hiesse auf ganz Europa wirken. —

Das klingt doch wirklich alles recht ermutigend, und ich sehe wohl, ich komme von der Wichtigkeit nicht los, von der ich für die Welt sein soll. Nur sonderbar, eigentlich ist mir so recht weder an Europa noch der Welt gelegen: und im Grunde des Herzens sage ich mir, was geht dich das alles an? Aber das sehe ich, wie gesagt, daß ich nicht davon loskomme: o, dafür sorgt schon der Dämon. Die sicherste Garantie für meine unausbleibliche Einwirkung auf Europa ist — meine Not!

Ich sage Ihnen das recht aufrichtig, damit Sie sich keine irrigen Begriffe von mir machen, und nicht etwa glauben, jene eitle Annahme treibe mich wirklich zu irgend etwas, was eigentlich außer mir liegt. Diese Pariser Konzerte haben mich in eine unabsehbare Lage gebracht: schon unternahm ich Brüssel nur, um mir damit etwas zu helfen, was denn nun auch ins Gegenteil umschlug, so daß ich beim Fortgehen, mir (ähnlich wie Rossini sich einstens, nach dem Durchfall einer „sorgfältiger“ gearbeiteten Oper sagte: „Si jamais on me prend à soigner ma partition“) sagte: „si jamais on me prend à faire de l'argent!“ Deutschland schweigt mir vollkommen, und wenn ich noch je Tristan und die Nibelungen in meinem Leben antreffen soll, muß ich jetzt wahre Wunder ersinnen, um mich über den Wässern dieses heiligen Lebens zu erhalten. So akzeptiere ich denn die Hoffnungen meiner Pariser Freunde, aber namentlich die meines Opern-Direktors, und bin jetzt, da alles Herrliche leider noch etwas auf sich warten lassen wird, gar nicht übel aufgelegt, mich einem russischen General¹ zu verkaufen, der nächstens hier ankommen soll, um mich für eine Petersburger Tannhäuser-Expedition zu gewinnen. Ich bitte, lachen Sie mit mir darüber: man kann mir wirklich nicht anders aus diesen lächerlichen Widersprüchen helfen, in

denen mich diese erlösungsbedürftige Welt als ihren erwarteten Heiland läßt!

Einstweilen muß ich gute Laune sammeln, um — ein großes Ballett zu schreiben. Was sagen Sie dazu? Zweifeln Sie an mir? Nun, Sie sollen mir das abbitten, wenn Sie's einmal hören und sehen. Jetzt nur so viel: nicht eine Note, nicht ein Wort wird am Tannhäuser geändert. Aber ein „Ballett“ sollte gebieterisch drin sein, und dies Ballett sollte im zweiten Akte vorkommen, weil die Abonnés der Oper immer erst etwas später vom starken Diner ins Theater kämen, nie zu Anfang. Nun, da erklärte ich denn, daß ich vom Jockeyklub keine Gesetze annehmen könnte, und mein Werk zurückziehen würde. Nun will ich ihnen aber aus der Not helfen: die Oper braucht erst um 8 Uhr zu beginnen, und dann will ich den unheiligen Venusberg nachträglich noch einmal ordentlich ausführen.

Dieser Hof der Frau Venus war offenbar die schwache Partie in meinem Werke: ohne gutes Ballett half ich mir seinerzeit hier nur mit einigen groben Pinselstrichen, und verdarb dadurch viel: ich ließ nämlich den Eindruck dieses Venusberges gänzlich matt und unentschieden, was zur Folge hatte, daß dadurch der wichtige Hintergrund verloren ging, auf welchem sich die nachfolgende Tragödie erschütternd aufbauen soll. Alle späteren, so entscheidenden Rück Erinnerungen und Mahnungen, die uns mit starkem Grauen erfüllen sollen (weil dadurch auch erst die Handlung sich erklärt), verloren fast ganz ihre Wirkung und Bedeutung: Angst und stete Beklemmung blieben uns aus. Ich erkenne nun aber auch, daß ich damals, als ich den Tannhäuser schrieb, so etwas, wie es hier nötig ist, noch nicht machen konnte: dazu gehörte eine bei weitem größere Meisterschaft, die ich erst jetzt gewonnen habe: jetzt, wo ich Toldes letzte Verklärung geschrieben, konnte ich sowohl erst den rechten Schluß zur Fliegenden Holländer-Duvertüre, als auch — das Grauen dieses Venus-

berges finden. Man wird eben allmächtig, wenn man mit der Welt nur noch spielt. Natürlich muß ich hier alles selbst erfinden, um dem Ballettmeister die kleinste Nuance vorschreiben zu können: gewiß ist aber, daß nur der Tanz hier wirken und ausführen kann: aber welcher Tanz! Die Leute sollen staunen, was ich da alles ausgebrütet haben werde. Ich bin noch nicht dazu gekommen, etwas aufzuzeichnen¹: mit wenigen Andeutungen will ich's hier zum ersten Male versuchen. Wundern Sie sich nicht, daß dies in einem Briefe an Elisabeth geschieht.

Venus und Tannhäuser verweilen so, wie es ursprünglich angegeben ist: nur sind zu ihren Füßen die drei Grazien gelagert, anmutig verschlungen. Ein ganzer, engverwachsener Knäuel kindischer Glieder umgibt das Lager: das sind schlafende Amoretten, die, wie im kindischen Spiel, balgend übereinander gestürzt und eingeschlummert sind.

Ringsum auf den Vorsprüngen der Grotte sind liebende Paare ruhig gelagert. Nur in der Mitte tanzen Nymphen, von Faunen geneckt, denen sie sich zu entziehen suchen. Diese Gruppe steigert ihre Bewegung: die Faunen werden ungestümer, die neckende Flucht der Nymphen fordert die Männer der gelagerten Paare zur Verteidigung auf. Eifersucht der verlassenen Frauen: wachsende Frechheit der Faunen. Tumult. Die Grazien erheben sich und schreiten ein, zur Anmut und Gemessenheit auffordernd: auch sie werden geneckt, aber die Faunen werden von den Jünglingen verjagt: die Grazien versöhnen die Paare. — Sirenen lassen sich hören. — Da hört man aus der Ferne Tumult. Die Faunen, auf Rache bedacht, haben die Bacchantinnen herbeigerufen. Brausend kommt die wilde Jagd daher, nachdem die Grazien sich wieder vor Venus gelagert. Der jauchzende Zug bringt allerhand tierische Ungetüme mit sich: unter andern suchen sie einen schwarzen Widder aus, der sorgfältig untersucht wird, ob er keinen weißen Fleck habe: unter Jubel wird er nach einem

Wasserfall geschleppt; ein Priester stößt ihn nieder und opfert ihn unter grauenvollen Gebärden.

Plötzlich entsteigt, unter wildem Tauchzen der Menge, der (Ihnen bekannte¹) nordische Strömkarl dem Wasserstrudel mit seiner wunderbaren großen Geige. Der spielt nun zum Tanze auf, und Sie können sich denken, was ich alles zu erfinden habe, um diesem Tanze seinen gehörigen Charakter zu geben; immer mehr mythologisches Gesindel wird herbeigezogen. Alle den Göttern heilige Tiere. Endlich Kentauren, die sich unter den Wütenden herumtummeln. Die Grazien sind verzagt, dem Taumel wehren zu sollen. Sie werfen sich voll Verzweiflung unter die Wütenden; vergebens! Sie blicken sich, auf Venus gerichtet, nach Hilfe um: mit einem Wink erweckt die da die Amoretten, welche nun einen ganzen Hagel von Pfeilen auf die Wütenden abschießen, mehr und immer mehr; die Köcher füllen sich immer wieder. Nun paart sich alles deutlicher; die Verwundeten taumeln sich in die Arme: eine wütende Sehnsucht ergreift alles. Die wild herum-schwirrenden Pfeile haben selbst die Grazien getroffen. Sie bleiben ihrer nicht mehr mächtig.

Faunen und Bacchantinnen gepaart stürmen fort: die Grazien werden von den Kentauren auf ihren Rücken entführt; alles taumelt nach dem Hintergrunde zu fort: die Paare lagern sich: die Amoretten sind, immer schießend, den Wilden nachgejagt. Eintretende Ermattung. Die Nebel senken sich. In immer weiterer Ferne hört man die Sirenen. Alles wird geborgen. Ruhe. —

Endlich — — fährt Tannhäuser aus dem Traume auf. — So ungefähr. Was meinen Sie dazu? — Mir macht's Spass, daß ich meinen Strömkarl mit der eilften Variation verwendet habe. Das erklärt auch, warum sich Venus mit ihrem Hof nach Norden gewendet hat: nur da konnte man den Geiger finden, der den alten Göttern aufspielen sollte. Der schwarze Widder gefällt mir auch. Doch könnte ich ihn auch anders ersetzen. Die Mänaden

müßten den gemordeten Orpheus jauchzend getragen bringen: sein Haupt würfen sie in den Wasserfall, — und darauf tauchte der Strömkarl auf. Nur ist dies weniger verständlich ohne Worte. Was meinen Sie dazu? —

Ich möchte gern Genellische Aquarelle zur Hand haben: der hat diese mythologischen Wildheiten sehr anschaulich gemacht. Am Ende muß ich mir auch so helfen. Doch habe ich noch manches zu erfinden. —

So, nun habe ich Ihnen wieder einen rechten Kapellmeister-Brief geschrieben. Meinen Sie nicht? Und diesmal sogar auch einen Ballettmeister-Brief. Das muß Sie doch guter Laune machen?

Und dennoch schreiben Sie mir nicht? Und auch Otto nicht? O Ihr bösen, bösen Menschen! Wo soll ich denn nun Briefe hernehmen, die mir Freude machen? Und Sie wissen doch, daß mir sonst nichts rechte Freude macht! Doch nur, wenn ich mir mit Ihnen zu tun mache.

Da hat man mir gestern von Brüssel mein Photographie-Porträt nachgeschickt, was mir recht gut gelungen scheint. Da habe ich denn nun auch gleich an Sie gedacht. Wenn Sie mir bald recht hübsch schreiben und sagen wollen, wann Sie etwa wieder nach Zürich zurückkommen, so schicke ich an Herrn Stünzig oder wen Sie mir sonst bezeichnen, das Bild, das Ihnen sagt, wie ich jetzt aussehe, und das soll man im Bildersaal über dem Klavier aufhängen.

Da Sie alles Ihrige mit nach Rom genommen haben, kann Euch ja kein Freund bei der Rückkehr begrüßen, wenn ich mich nicht, wenigstens im Bildersaale, einfinde.

Denken Sie sich nur, daß ich diesmal Ottos Geburtstag rein vergessen habe: ich wußte wohl, was im März vorging; aber den Tag, den Tag wußte ich nicht. Auch hatte ich gar nichts Rechtes ihm zu schenken. Nun, er soll auf nächsten März warten: da bin ich wahrscheinlich bereits ein reicher Mann und werfe mit Millionen um

mich. — Aber im übrigen bedenken Sie nur, mein liebes Kind, daß ich immer noch nichts auf der Welt habe, als Sie: daß ich für Sie, durch Sie und mit Ihnen lebe, und alles Spiel nur noch Reiz für mich hat, weil ich Ihnen meine Not dabei klagen kann, und Sie das so lieb aufnehmen. Adieu! mein Kind! Tausend innige Grüße: geben Sie davon ab an Mann und Kinder, was Ihnen zuviel ist.

R. W.

103.

Paris, 2. Mai 60.

Ich kann doch den Mai nicht einziehen sehen, ohne Ihnen, bestes Kind, noch ein Lebenszeichen nach Rom zu senden, wo Sie nun doch wohl nicht lange mehr weilen werden. Wenn mich heute etwas vom Schreiben abhalten könnte, so wäre es wirklich nur, weil ich Ihnen so gar nichts Rechtes zu schreiben habe. Das wissen Sie aber auch schon, daß nicht das, über was ich Ihnen schreibe, in Betracht fallen kann, sondern in welcher Stimmung ich mich auslasse. Somit wäre der Gegenstand gleichgültig: aber richtig genommen, ist meine Stimmung dieser Gegenstand, der Sie interessieren kann, und hierüber läßt sich eben nicht viel sagen. Wie könnte ich in schöner Stimmung sein? — Aber, ob meine Stimmung Ihrer Teilnahme würdig sei? Auch darüber kann ich mir nicht deutlich werden: nur sagt mir tief im Innern die Stimme — es sollte anders sein!

Gott weiß, wozu ich noch da bin! Soweit mein Wille dabei im Spiele ist, habe ich nicht Ursache mich meines Ausdauerns zu freuen. Die lichten Augenblicke sind gar zu spärlich. Vielleicht schwinden auch diese einst ganz, und ich — erwarte sie noch immer, halte aus, warte, — und bleibe lebend in der Nacht! —

Ihre Erinnerungen haben mich sehr ergriffen. Es ist unglaublich, welche Verwüstungen seines Daseins man ertragen kann. Was übrigbleibt, müßte ein jammervoll

Kleines sein, wenn es nicht ein erhabenes Großes sein könnte. In guten Augenblicken darf ich mir mit dem Großen schmeicheln: was ist Größeres, als volles Aufgeben alles Glückes für die ganze Breite des Daseins und Beschränkung auf einzige Augenblicke? Sicher ist nur das Gemeine, breit, lebend und eindringlich: das Edle nur Kraft des Widerstandes; nichts Bejahung, alles Verneinung. —

Und nun der Künstler? — Der arme Tor! Der ist so recht der Narr seines eigenen Bewußtseins: aber, er ist eben sehr künstlich so gemacht, den ewigen Widerstreit auszuhalten. Ja, immer im Widerstreit sein, nie zur vollsten Ruhe seines Inneren zu gelangen, immer gehetzt, gelockt und abgestoßen zu sein, das ist eigentlich der ewig brodelnde Lebensprozeß, aus dem seine Begeisterung, wie eine Blume der Verzweiflung, hervortreibt. — Nun, das weiß ich: und Sie müssen es mitfühlen! Wer wollte anders sein, als er ist?

Ich bin mir nun klar geworden, über die Wahl, die mir vorsteht: noch nicht aber darüber, wie ich wählen soll, — und wahrscheinlich wird die Wahl auch gar nicht von mir abhängen, sondern Es wird wählen, das Brahm¹, das Neutrum.

So heißt's: — entweder meine Werke aufführen, oder neue ausführen. Das erste heißt so viel, als alle Konsequenzen der Bejahung des Lebens bis zum Untergang über sich nehmen. Will ich meine fertigen Werke der Welt eigentlich erst erschließen, und ihr durch ganz entsprechende Aufführungen genau zu Gefühl bringen, was sie an ihnen besitzt, so ist dies einzige ein Untergang, das eine stärkste Lebenskraft vollkommen aufzehren muß. Dann — ist alles andere Abweg, alles Vertiefen nach innen Verrat an meinem Vorhaben, dann — nach außen, alles nach außen, die Welt mir unterwerfen, der Welt nur angehören, von ihr mich verraten, demütigen, quälen, vernichten lassen, um so in ihr Gewissen überzugehen. Dann sage ich ihr, wie Jesus seinen

Jüngern beim Abendmahle: „ihr kennt nur die Milch meiner Lehre; jetzt sollt ihr ihr Blut kennen lernen; kommt und trinkt, auf daß ich in Euch sei¹.“ —

Oder: das Zweite. Ich entsage aller Möglichkeit, meine Werke je zu hören, und je somit sie der Welt ganz zu erschließen: es ist ein Opfer, und doch — vielleicht ist es, was meinen Genuß dabei betrifft, wohl nur ein lockendes Wahnbild; denn deutlich sagt mir die Stimme, daß ich nie zu Genuß und Befriedigung durch die Ausführung meiner Werke gelangen werde, und immer eine geheime Qual übrigbleiben wird, die mir um so marternder wird, weil ich sie wohl noch verbergen und leugnen muß, um nicht als voll Wahnsinniger zu gelten. Dann, entsagte ich diesem: — o, welches wonnige Bild dämmert mir dann auf! Zuerst: volle, gänzliche, persönliche Armut; nie die mindeste Sorge um Besitz mehr. Eine Familie, die mich bei sich aufnimmt, mir die bescheidensten Bedürfnisse stillt, der ich dafür alles übergebe, was je mein sein kann. Dort nun nichts mehr tun und treiben, als meine letzten Werke schreiben: alles, was ich noch im Kopfe habe. So überliesse ich dann ruhig auch dem Dämon, der mich erhält, denjenigen zu berufen, der einst meine Werke der Welt erschließen sollte: es hinge von meiner guten Laune ab, mir diesen vorzustellen, oder sanft es geschehen zu lassen, wenn ich mir ihn nicht möglich denken sollte. Das — das wäre mein Wunsch, und meine feste Wahl, — wenn ich zu wählen hätte! —

Der Ausfall der Wahl wird zeigen, was nötiger war. Kann nur ich meine Werke aufführen, so wird dies geschehen; des bin ich sicher! — Kann nur ich noch die Werke schreiben, die ich im Kopfe habe, — so wird dies geschehen. Was mag nun das Schwerere sein? Oder — woran mag mehr gelegen sein? Ich glaube fast mehr an dem ersteren. Ob noch einige neue Werke dieser Art der Welt geschenkt werden, ist dem Weltgeiste wahrscheinlich gleichgültiger, als daß diese Art Werke überhaupt,

ihrem Wesen nach, der Welt vollkommen verständlich erschlossen werden. Es leuchtet ein. Für das Wesen der Dinge handelt es sich nie um die Vielheit: diese ist unwesentlich, aber die Hauptsache ist der innere Gehalt der ganzen Art. Erschliesse ich diesen vollkommen, so werfe ich dadurch ein zündendes Bewußtsein in einzelne, die damit fähig werden, das Empfangene in Vielheit zu vermannigfaltigen. So erklären wir uns auch die ungemeine individuelle Vielheit und Mannigfaltigkeit der italienischen Malerschule, der spanischen Dichterschule usw. Somit, glaube ich sicher zu erkennen, liegt dem Weltgeiste weit mehr daran, daß ich meine fertigen Werke der Welt durch vollkommene Aufführungen erschliesse, und zwar auf allermöglichst breitem Terrain, weil die wenigen, auf die es hier für das Zünden ankommt, sehr selten, wie in der Zeit, so auch im Raum sehr zerstreut sind. Denn in einem gewissen sehr tiefen, und dem Weltgeiste einzig verständlichen Sinn, kann ich mit neuen Werken jetzt mich nur noch wiederholen: ich kann keine andere Wesenhaftigkeit mehr offenbaren. —

Somit stünde es mit der Wahl sehr übel, und mein Wunsch wird nicht dabei gefragt werden können. Aber auch hier wird ausgeholfen, und mir spiegelt sich ein trügendes Wahnbild vor, nämlich: daß ich vielleicht beides vereinigen könnte, in Zwischenpausen, oder nach dem Kampfe wieder süße Ruhe finden, und auch meine Werke noch vollenden würde. O, an Lockbildern läßt Es nie fehlen! Aber ich kenne den Dämon; und es gibt ernste Stunden, wo ich alles weiß, kein Lockbild mich berückt, und ich — doch alles zu ertragen mich entschliesse. Heute — schreibe ich Ihnen aus solcher Stimmung. Seien Sie mir gut, ehren Sie mich und lieben Sie mich! Ich verdiene es — um meiner Leiden willen! —

Viele tausend Grüße! Lassen Sie bald hören, wann ich Ihnen nach Venedig schreiben soll!

An Otto antworte ich nächstens lateinisch, da das jetzt seine Lieblingssprache geworden ist. Er hat recht, was ihm da auf lateinisch gesungen wurde, ist herrlich: ich kenne es!

104. 23. Mai 60. Paris.

Im Bett erbrach ich heut' früh Ihren letzten römischen Brief, und schaute, was er enthielt. Maurice kam wieder, um mir das Bad anzukündigen: er fand mich in Tränen gebadet, und zog sich schweigend zurück. —

Mein Kind, die Götter ehrten mich gestern mit dem schönsten Tage dieses Jahres. Nie war es noch vollkommen heiter und klar geworden. Zum erstenmal grüßte mich gestern bei meinem frühen Morgenspaziergang ein ganz reiner Himmel und dazu ein erquickender Ostwind: alles grün und leuchtend. Ohne den mindesten Grund zum Erfreutsein über meine individuelle Lage, von heut' zu morgen in der schwankendsten Ungewißheit hinlebend, gezwungen wie ein Belagerter gegen fortgesetzte Angriffe gegen meine Ruhe täglich mich zu verteidigen, — war mir doch wohl und heiter. Die Götter liebten mich: das machte mich lächeln. Nichts begegnete mir, nichts trat mir grüßend entgegen, als der Himmel und der schöne Wind, die mir so lange ausgewichen. Das war aber genug, und schöne Bilder reiheten sich vor meiner Seele. Gewiß mußte es heut' überall schön sein, und — empfinde ich auch keine Grüße, mancher würde wohl an mich denken und sich sagen: die Götter lieben ihn doch! Wie so kindisch ich noch bin, wie gern ich mir schmeicheln lasse: der Himmel und die Lüfte, die Sonne und das Maiengrün nahmen Ihnen diesmal die Sorge ab, das bange Sinnen mir von der Stirn zu scheuchen. Danken Sie ihnen ein wenig! —

Was ich sonst nur im erhabenen Affekte kannte, ward mir diesmal zu still klarem Triebe: mich durch eine, andren

zugewandte edle Regung zu erfreuen. Zu Haus fand ich die neueste Nummer des Journal des Débats: darin ein Artikel von Berlioz über Fidelio. Ich hatte seit meinen Konzerten Berlioz nicht wieder gesehen: er hatte sich seitdem zu immer grösseren Feindseligkeiten und hämisch versteckten Ausfällen verleiten lassen: ich mußte den Unglücklichen um so mehr aufgeben, da alle Versuche im anderen Sinne von ihm eigentlich nur als Beleidigungen empfunden werden mußten. Nun war ich durch diesen Artikel über Fidelio sehr erfreut, und aller Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines gänzlichen Mißverständnisses seinerseits trotzend, schrieb ich ihm etwa folgendes: „Soeben las ich Ihren „Aufsatz über Fidelio. Seien Sie tausendmal dafür bedankt! Es ist für mich eine ganz besondere Freude, die „reinen und edlen Akzente des Ausdruckes einer Seele, einer „Intelligenz zu vernehmen, welche die innigen Geheimnisse „der Schöpfung eines andren Heros der Kunst vollkommen „versteht und sich aneignet. Es gibt Augenblicke, wo mich „das Innwerden eines solchen Aktes der Würdigung fast „mehr entzücken kann, als das gewürdigte Werk selbst, „wohl weil hierdurch es sich deutlich bezeugt, daß eine „ununterbrochene Kette große Geister zusammenfaßt, welche „einzig durch dieses Band davor geschützt sind, jemals in „das Unbegriffensein zu verfallen¹.“

Wie soll mich's freuen, wenn er das gut aufnimmt. Als ich nochmals den Artikel durchlas, bemerkte ich zwar, wie unendlich viel Berlioz selbst in dieser Würdigung Beethovens noch von mir entfernt steht; seinerseits noch viel zu viel Beachtung der äußerlichen Momente des Kunstwerkes, und demzufolge noch eine mir ganz unbegreifliche Aufmerksamkeit auf die Beifallsbezeugungen, womit dieses Kunstwerk aufgenommen wird. Immerhin aber sah ich, wie einsam selbst auf dieser Stufe Berlioz noch steht, und wie töricht er ist, sich der einzigen Erquickung in solcher Stellung durch rüchhaltloses Erfassen des Verwandten zu berauben. Aber der Neid —: mein Gott!!

— Ich sann nun viel ruhig und hell vor mich hin. Auch an Liszt dachte ich. Von dem kenne ich doch nun keinen Zug, der mir ihn nicht eigentlich liebenswürdig darstellte: die Schatten seiner Natur liegen nicht in seinem Charakter, sondern hier und da einzig in seinem Intellekt; er wird von dieser Seite her leicht beeinflusst, und verliert sich in Schwäche. Seit lange habe ich ihm nicht mehr geschrieben: selbst mein großes Leid über den Verlust seines Sohnes, ist ihm nur durch andere bezeugt worden. Ich kann einem so lieben Menschen nur intim schreiben: Geschäfte habe ich nicht mit ihm. Nun aber gewiß zu sein, unsre Innigkeiten immer vor zwei¹ eröffnet zu sehen, das ist doch nicht zu ertragen; es wird ja da alles auf einmal Gaukelei und Absicht. So ist's hier aber: Liszt ist ein gänzlich geheimnisloser Mensch geworden, und nicht seine innige Einheit, sondern seine offenbar gemißbrauchte Schwäche haben ihn in eine unschöne Abhängigkeit gebracht. Ich habe ihm — oder, leider! vielmehr den beiden — endlich traurig, aber bestimmt erklärt, ich könne ihm (oder ihnen!) nicht mehr schreiben. Der Arme opfert nun schweigend alles, und leidet alles; er glaubt nicht anders zu können. Aber er liebt mich immerfort, wie er mir immer ein edler, höchst teurer Mensch bleibt. Nun denken Sie sich, wie rührend sich dann und wann ein Gruss zu uns stiehlt: wir finden Mittel, im Vertrauen uns dann und wann die Hand zu drücken, wie ein durch die Welt getrenntes Liebespaar. So kam denn auch gestern der feurigste Glückwunsch zu meinem Geburtstage durch den Telegraphen an. Wie lächle ich da, und freue mich! —

So verging der Tag: ich verblieb in ungetrübter Laune, und genoß fast zum erstenmal geistig das Glück und das Wohlgefühl des körperlich ganz Gesunden, der sich keines Grundes zu seinem Behagen bewußt ist, eben weil es aus einer harmonischen Übereinstimmung seiner Lebenskräfte hervorgeht. Und Ihnen habe ich sogar nicht nötig zu

sagen, aus welchem Quelle dieses Gefühl mir quillt: das eben gibt mir diese Gesundheit. Aber das ist etwas wunder-
 bar Köstliches, und noch fühle ich, daß nur selten ein
 schöner Tag mir diese ungestörte Harmonie noch geben
 kann. Aber am Abend leuchtete der Jupiter wundervoll
 strahlend auf mich zu: er steht jetzt in seinem vollsten
 Glanze. Der soll ja der Stern des Fünfgigers sein (nach
 unfres Schopenhauers¹ launiger Deutung): noch habe ich
 drei Jahre bis dahin. Ich werde sie durchleben: wird mir
 der Jupiter dann treu und unwandelbar leuchten? O, es
 werden noch sternlosen Nächten kommen, ich kenne sie alle,
 die Bängen und Peinen, durch die ich zu steuern habe:
 und eine gräßlichste Nacht steht vor mir. Werde ich dann
 den Stern wieder gewahren: wird Jupiter mir leuchten,
 wenn ich den Leitstern am nötigsten habe? Das frug ich:
 und der wundervolle Abend antwortete mir mild und
 weich, und kühlte mir das Auge. —

Ein paar junge Deutsche, die ich mir ganz nach Zufall
 ausgesucht, kamen abends. Sie ließen mir vor dem Fort-
 gehen keine Ruhe: ich mußte ihnen noch das Vorspiel zu
 Tristan spielen, auf welches das junge Volk nun einmal
 ganz veressen ist, besonders, wenn dann der neue Schluss
 kommt. Den Schluss mußte ich noch ein paarmal spielen:
 dann schickte ich sie fort und legte mich nieder. Nun er-
 wache ich heut', und Ihr Brief wird mir ans Bett ge-
 bracht. Nun aber, Kind, nun kann ich nicht mehr be-
 schreiben — und deshalb kein Wort über Eure Porträts! —
 Ihr werdet das meinige erhalten, sobald ich weiß, wann
 ich es nach Zürich dirigieren soll. Es ist das beste meiner
 Porträts. Besonders ist mir es dadurch merkwürdig, daß
 es unter sehr ungünstigen Umständen so gut gelungen
 ist, und namentlich so einen ruhigen unbefangenen Aus-
 druck der Physiognomie erhalten hat. Ich war sehr ver-
 drieszlich, und von den Brüsseler Musikern geplagt, ihnen
 mit meiner Photographie ein Andenken zu hinterlassen. Es
 regnete (Otto weiß, daß es in Brüssel immer regnete) und

ich wollte nicht in das Atelier gehen. Endlich, spät am Tage, werde ich doch noch geholt, hatte keinen Parapluie, sollte abends noch dirigieren, mußte fünf Treppen steigen, und äußerte dem Künstler meine volle Entrüstung, unter solchen Umständen etwas Erträgliches zustande bringen zu wollen. Die Zuversicht, mit der mir der — (allerdings ausgezeichnete) Künstler begegnete, machte mich wirklich guter Laune, und mit der Erklärung: „nun das wäre wirklich die Möglichkeit, wenn Sie etwas zustande brächten“, nahm ich ganz verwundert meine Stellung, und dachte mir, „nun für die Brüsseler wird's am Ende wohl auch noch gut genug ausfallen!“ Jetzt entsinne ich mich übrigens, doch noch innegeworden zu sein, wie ganz unglaublich schnell die Gehirnfunktionen mit den sie leitenden Stimmungen vonstatten gehen, und das Fernste schnell mit dem Nächsten sich verbinden kann. Man hatte mich zuvor in Paris photographiert, und der Unmensch von Künstler hatte es für geeignet gehalten, mir, ohne daß ich dessen innewerden konnte, eine recht affektierte Stellung, mit nach der Seite hin verdrehtem Auge, zu geben: mir ist das daraus entstandene Porträt höchst zuwider, und ich erklärte, ich sähe darauf wie ein sentimentaler Marat aus. Dieses unglückliche Konterfei¹ wurde für die Illustration benutzt, und — noch gräßlich verzerrt — macht es seitdem durch derlei illustrierte Blätter (jetzt auch in England) die Kunde. Mein Widerwille dagegen bestimmte mich nun, bei der Brüsseler Operation, unwillkürlich für einen anderen, anständigeren Ausdruck zu sorgen, damit ich, recht unaffektiert, ein ruhiges, vernünftiges Ansehen gewinne: die Ironie dieses ganzen Vorganges gab mir denn mit Blitzesschnelle auch die rechte Stimmung: alles verschwand mir, und ich sah ruhig über die Welt hinweg, als ginge sie mich nicht das mindeste an: nur der Wunsch war vielleicht da, den Jupiter zu sehen. Vielleicht kommt es Ihnen vor, als hätte er mir wirklich ein wenig geschimmert.

Nun habe ich Ihnen meinen Geburtstag erzählt, und alles, was damit zusammenhängt, erklärt. Sie haben gestern in der Fontäne geschöpft, und auch mir einen Heilsbecher geleert: o, mein Kind! was Schönes haben Sie mir damit gewünscht! Glauben Sie, nichts Lieberes könnten mir die Götter erfüllen, als von Ihnen mir den Willkommen an jener Quelle trinken zu lassen, um durch sie die schönen Geheimnisse Roms kennen zu lernen, denen ich schon ein so großes Glück zu danken habe, da sie Ihnen so lieb und wohlthätig geworden sind. Nun! hoffen wir denn auf den Jupiter! —

105.

Paris, 22. Juli 60.

Soll ich endlich diesen dunklen Bogen, den ich mir schon wiederholt zurechtlegte, wirklich beschreiben? Soll ich Ihnen einmal wieder eine Nachricht von mir geben? Oder soll ich warten, bis wenigstens ein klarer Sonnentag mir reinen Himmel gibt, um durch seinen Einfluß einen Zug von Heiterkeit in mir zu beleben, den ich dankbar Ihnen widmen dürfte? —

Auch diese Gunst zeigt sich nicht! Ewig herrscht West und Süd, um meine armen Nerven in der tiefsten Herabgestimmtheit zu erhalten. Was endlich? Vielleicht ängstigen Sie sich mehr als nötig, wenn ich schweige!

Können selbst Sie sich eigentlich wohl einen vollen Begriff von meinem Leben machen? Kaum kann ich's glauben, schon weil es vielleicht nicht möglich ist. Ich muß das Wunderliche erleben, daß ich mich schließlich fast vor jeder mir bezeugten Teilnahme zurückziehen muß, weil ich überall stets endlich auf einen Punkt stoße, wo meine sonderbare Stellung zur Welt und zu allem, was ich tue und treibe, Mißverständnissen anheimfällt, die meiner Empfindung sich so deutlich machen, daß ich wahrnehmen muß, wie man mich eigentlich — genau genommen — für eine Art Heuchler nimmt. Schon wird es mir aber sehr schwer

nur genau zu bezeichnen, was ich dabei meine. Auch diese Wahrnehmung bleibt daher mein Geheimnis, und der Welt gegenüber habe ich nur den seltsamen Trost, daß sie in ihrem Mißverständnis nur etwas allen Gemeinsames, ganz Natürliches, also nicht besonders Tadelnswertes zu erblicken vermeint. — Es gibt gewiß keinen Menschen, der weniger Freude, Genuß, oder nur Erfrischung, ja vorübergehende Anregung irgendwelcher Art hätte, als ich. Was ich tue und treibe, nie kommt auch nur für einen Augenblick dabei in Betracht, mir einen Genuß, eine Annehmlichkeit zu bereiten, schon weil ich immer bestimmter einsehen lernte, daß das Gesuchte nie eintraf, und stets in das Gegenteil umschlug. Dies ist mir so bestimmt, daß ich nach einem kürzlich unternommenen Ausflug nach Fontainebleau, wo mich die versprochenen schönen Bäume anzogen, mir nun fest vorgenommen habe, für diesen Sommer z. B. an keine Zerstreuung irgendwelcher Art nur mehr zu denken, weil so vieles, wofür ich nun einmal äußerst empfindlich geworden bin, mir auch diesen Ausflug schließlich mehr als eine Erfahrung voll Pein, als von Annehmlichkeit, erkennen ließ. In meine Einsamkeit tritt niemand ein, den ich nicht lieber wieder von mir gehen sehe.

Regt sich die unerlöschliche Sehnsucht nach vertrauter Berührung, ja nur nach irgendeinem kleinen Wechsel, so sage ich mir jetzt schon immer bestimmter, wie jede mögliche Erfüllung mir nur Pein machen würde, und verbleibe ruhig bei mir mit dem Bewußtsein, daß ich doch selbst die erwartete kleinste Erfrischung nicht finden würde. Diese vollendete gänzliche Resignation kann sich wohl kaum jemand vorstellen, am wenigsten wer Kinder hat! —

Und nun mit all diesem unerhört freudenlosen Dasein immer noch in einer Welt, unter Erfordernissen und Rücksichten sich bewegen, die auf mich in den Augen anderer fast immer wieder das Licht zurückwerfen, in welchem ein Begehrlicher sich zu zeigen scheint, das führt endlich zu den

wunderlichsten Empfindungen meinerseits von dieser Welt. Ich sage es Ihnen offen, die Bitterkeit, die ich Ihnen oft bekannte, schwindet mir jetzt immer mehr, und die Verachtung tritt ganz dafür ein. Dies Gefühl ist nicht heftig, sondern es gibt mir immer mehr Ruhe: es gibt keine Beziehung meinerseits zu irgendwem mehr, in welcher dieses Gefühl jetzt nicht vollständig die Oberhand nimmt: und dies erspart meinem Herzen viel; es ist jetzt viel weniger mehr verwundbar: — ich kann verachten, wo ich früher mich erbitterte! —

So spreche ich mich denn auch immer weniger aus, und denke mir, ich sei nicht dazu [da], durch meine Handlungen verstanden zu werden, und will denn wenigstens hoffen, daß etwas wenigstens einmal von meinen Werken verstanden wird. Aber so viel sage ich Ihnen: nur das Gefühl meiner Reinheit gibt mir diese Kraft. Ich fühle mich rein: ich weiß in meinem tiefsten Innern, daß ich stets nur für andre, nie für mich wirkte; und meine steten Leiden sind mir des Zeugen. —

Aber Freude? Aber Freude macht mir nichts mehr! Und das ist mein Trost: jede Freude, auf der ich mich ertappte, würde mein Ankläger sein, und um mein stolzes Recht zur Verachtung wäre es geschehen. —

So kann ich Ihnen denn auch heute mit einem seltsamen Gefühl von Genugtuung berichten, daß die vor einigen Tagen mir gemachte Eröffnung der Aufhebung meiner Verbannung aus Deutschland mich durchaus kalt und gleichgültig gelassen hat. Telegraphische Depeschen trafen jubelnd bei mir ein mit Glückwünschen: ich habe keine einzige beantwortet. Wer würde es begreifen, wenn ich ihm sagen wollte, daß hiermit mir nur wieder ein neues Feld des Leidens eröffnet ist, eines Leidens, das gewiß jede Möglichkeit irgendwelcher Befriedigung in dem Grade aufwiegt, daß ich nur Opfer meinerseits vor mir erblicke? Wer mir zufällig einmal ganz zu nahe kommt, der scheint dies dann auch plötzlich zu verstehen: aber es

ist ihm nur ein Anflug von Verständnis; er wendet den Rücken, und nicht lange währt es, so meint er endlich doch, ich affektire! Und das sind noch die halbweg Besten! Nun aber was sonst so da ist! — Zum Ekeln! —

Aber einen Freund habe ich, den ich immer von neuem lieber gewinne. Das ist mein alter, so mürrisch aussehender, und doch so tief liebevoller Schopenhauer! Wenn ich mit meinem Fühlen am weitesten und tiefsten geraten bin, welche ganz einzige Erfrischung, beim Aufschlagen jenes Buches mich plötzlich so ganz wieder zu finden, so ganz verstanden und deutlich ausgedrückt zu sehen, nur eben in der ganz anderen Sprache, die das Leiden schnell zum Gegenstande des Erkennens macht, und aus dem Gefühl schnell alles in den marmornen, kühlen, tröstenden Verstand umsetzt, aber in den Verstand, der, indem er mich mir selbst, zugleich mir die ganze Welt zeigt! Das ist eine ganz wundervolle Wechselwirkung, und ein Austausch der allerbeglückendsten Art: und immer ist diese Wirkung neu, weil sie immer stärker ist. Das gibt dann Ruhe, und selbst die Verachtung klärt sich als Liebe auf: denn alles Schmeicheln ist fort; klares Erkennen kühl das Leiden: die Falten glätten sich, und der Schlaf gewinnt wieder seine erquickende Kraft. Und wie schön, daß der alte Mann gar nichts davon weiß, was er mir ist, was ich mir durch ihn bin.

Und nun noch eines ganz andersartigen Freundes lassen Sie mich gedenken. Lachen Sie, aber ich spreche von einem wahren Engel, den ich immer um mich habe: ein Wesen von unerschütterlicher Freundlichkeit, das mich nie nur erblickt, ohne einen ganzen Schwall von Freude und Liebkosung an mir zu verschwenden. Das ist das Hündchen, das Sie einst auf dem Krankenbette für mich bestimmten! Es ist unsäglich, wie lebenswürdig dieses unvergleichliche Tier gegen mich ist. Alle Abende verliere ich mit ihm mich in dem Bois de la Boulogne! Da

denke ich denn oft an mein stilles Sihltal! Leben Sie wohl, Sie freundliche Seele! Und haben Sie Dank! —

106a.

[Paris]

[Anfang August 1860]

Was für ein Dichter bin ich doch! Hilf Himmel, ich werde ganz anmaßend! — Diese nie endende Übersetzung des Tannhäuser hat mich schon so eingebildet gemacht: gerade hier, wo Wort für Wort durchgegangen werden mußte, kam ich eigentlich erst dahinter, wie konzis und unabänderlich schon diese Dichtung ist. Ein Wort, ein Sinn fortgenommen, und meine Übersetzer¹, wie ich, wir mußten gestehen, daß ein wesentlicher Moment geopfert werde. Ich glaubte anfangs an die Möglichkeit kleiner Änderungen: wir mußten alle und jede als unmöglich aufgeben. Ich wurde ganz erstaunt, und fand dann im Vergleich, daß ich wirklich nur sehr wenig kenne, dem ich die gleiche Eigenschaft zusprechen kann. Kurz, ich mußte mich vor mir selbst entschließen, anzuerkennen, daß gerade schon die Dichtung gar nicht besser hätte gemacht werden können. Was sagen Sie dazu? In der Musik kann ich eher verbessern. Hier und da gebe ich namentlich dem Orchester ausdrucksvollere und reichere Passagen. Nur die Szene mit Venus will ich ganz umarbeiten. Frau Venus habe ich steif erfunden; einige gute Anlagen, aber kein rechtes Leben. Hier habe ich eine ziemliche Reihe von Versen hinzugedichtet: die Göttin der Wonne wird selbst rührend, und die Qual Tannhäusers wird wirklich, so daß sein Anruf der Maria wie ein tiefer Angstschrei ihm aus der Seele bricht. So etwas konnte ich damals noch nicht machen. Für die musikalische Ausführung brauche ich noch sehr gute Laune, von der ich noch gar nicht weiß, wo sie herbekommen! —

Es soll bald eine Prosa-Übersetzung der vier Stücke: Holländer, Tannhäuser, Lohengrin und Tristan, heraus-

gegeben werden, zu der ich eine Vorrede¹ schreiben will, die meinen hiesigen Freunden etwas Aufschluß namentlich über das Formelle meiner Kunsttendenzen geben soll. Diese Übersetzungen ging ich soeben durch, und war eben dabei wieder genötigt, meine Dichtungen mit allem Detail mir genau wieder vorzuführen. Gestern ergriff mich der Lohengrin sehr, und ich kann nicht umhin, ihn für das allertragischste Gedicht zu halten, weil die Versöhnung wirklich nur zu finden ist, wenn man einen ganz furchtbar weiten Blick auf die Welt wirft.

Nur die tiefsinnige Annahme der Seelenwanderung konnte mir den trostreichen Punkt zeigen, auf welchen endlich alles zur gleichen Höhe der Erlösung zusammenläuft, nachdem die verschiedenen Lebensläufe, welche in der Zeit getrennt nebeneinander laufen, außer der Zeit sich verständnisvoll berührt haben. Nach der schönen buddhistischen Annahme wird die fleckenlose Reinheit des Lohengrin einfach daraus erklärlich, daß er die Fortsetzung Parzivals — der die Reinheit sich erst erkämpfte — ist. Ebenso würde Elsa in ihrer Wiedergeburt bis zu Lohengrin hinanreichen. Somit erschien mir der Plan zu meinen „Siegern“ als die abschließende Fortsetzung von Lohengrin. Hier erreicht „Sawitri“ (Elsa) den „Ananda“ vollständig. So wäre alle furchtbare Tragik des Lebens nur in dem Auseinanderliegen in Zeit und Raum zu finden: da aber Zeit und Raum nur unsre Anschauungsweisen sind, außerdem aber keine Realität haben, so müßte dem vollkommen Hellsehenden auch der höchste tragische Schmerz nur aus dem Irrtum des Individuums erklärt werden können: ich glaube, es ist so! Und in voller Wahrheit handelt es sich durchaus nur um das Reine und Edle, das an sich schmerzlos ist. —

Ich kann Ihnen nichts andres schreiben, als solches Geplaudre: das einzig lohnt der Mühe! Und mit Ihnen einzig plaudre ich solche Dinge gern! Da schwindet denn Zeit und Raum, die ja nichts wie Qual und Not ent-

halten! Und — ach! wie selten bin ich zu solchem Plaudern aufgelegt! —

Der Tristan ist und bleibt mir ein Wunder! Wie ich so etwas habe machen können, wird mir immer unbegreiflicher: wie ich ihn wieder durchlas, mußte ich Auge und Ohr weit aufreißen! Wie schrecklich werde ich für dieses Werk einmal büßen müssen, wenn ich es mir vollständig aufführen will: ganz deutlich sehe ich die unerhörtesten Leiden voraus; denn, verhehle ich es mir nicht, ich habe da alles weit überschritten, was im Gebiet der Möglichkeit unsrer Leistungen liegt; wunderbar geniale Darsteller, die einzig der Aufgabe gewachsen wären, kommen nur unglaublich selten zur Welt. Und doch kann ich der Versuchung nicht widerstehen: wenn ich nur das Orchester höre!! —

Viel ist wieder der Parzival in mir wach gewesen; ich sehe immer mehr und heller darin; wenn alles einmal ganz reif in mir ist, muß die Ausführung dieser Dichtung ein unerhörter Genuß für mich werden. Aber da können noch gute Jahre darüber hingehen! Auch möchte ich's einmal bei der Dichtung allein bewenden lassen. Ich halte mir's fern, solange ich kann, und beschäftige mich damit nur, wenn mir's mit aller Gewalt kommt! Dann läßt mich dieser wunderbare Zeugungsprozeß aber mein ganzes Elend vergessen. — Soll ich davon plaudern? Sagte ich Ihnen schon einmal, daß die fabelhaft wilde Gralsbotin ein und dasselbe Wesen mit dem verführerischen Weibe des zweiten Aktes sein soll? Seitdem mir dies aufgegangen, ist mir fast alles an diesem Stoffe klar geworden. Dies wunderbar grauenhafte Geschöpf, welches den Gralsrittern mit unermüdlichem Eifer sklavenhaft dient, die unerhörtesten Aufträge vollzieht, in einem Winkel liegt, und nur harret, bis sie etwas Ungemeines, Mühevolleres zu verrichten hat, — verschwindet zuzeiten ganz, man weiß nicht wie und wohin? —

Dann plötzlich trifft man sie einmal wieder, furchtbar

erschöpft, elend, bleich und grauenhaft: aber von neuem unermüdlieh, wie eine Hündin dem heiligen Grale dienend, vor dessen Rittern sie eine heimliche Verachtung blicken läßt: ihr Auge scheint immer den rechten zu suchen, — sie täuschte sich schon — fand ihn aber nicht. Aber was sie sucht, das weiß sie eben nicht: es ist nur Instinkt. —

Als Parzival, der Dumme, ins Land kommt, kann sie den Blick nicht von ihm abwenden: Wunderbares muß in ihr vorgehen; sie weiß es nicht, aber sie heftet sich an ihn. Ihm graust es — aber auch ihn zieht es an: er versteht nichts. (Hier heißt's — Dichter, schaffe!) Nur die Ausführung kann hier sprechen! — Doch lassen Sie sich andeuten, und hören Sie so zu, wie Brünnhilde dem Wodan zuhörte. — Dieses Weib ist in einer unsäglichen Unruhe und Erregung: der alte Knappe hat das früher an ihr bemerkt zu Zeiten, ehe sie kurz darauf verschwand. Diesmal ist ihr Zustand auf das höchste gespannt. Was geht in ihr vor? Hat sie Grauen vor einer abermaligen Flucht, möchte sie ihr enthoben sein? Hofft sie — ganz enden zu können? Was hofft sie von Parzival? Offenbar heftet sie einen unerhörten Anspruch an ihn? — Aber alles ist dunkel und finster: kein Wissen, nur Drang, Dämmern? — In einem Winkel gekauert wohnt sie der qualvollen Szene des Anfortas bei: sie blickt mit wunderbarem Forschen (Sphinxartig) auf Parzival. Der — ist auch dumm, begreift nichts, staunt — schweigt. Er wird hinausgestoßen. Die Gralsbotin sinkt kreischend zusammen; dann ist sie verschwunden. (Sie muß wieder wandern.)

Nun raten Sie, wer das wunderbar zauberische Weib ist, die Parzival in dem seltsamen Schlosse findet, wohin sein ritterlicher Mut ihn führt? Raten Sie, was da vorgeht, und wie da alles wird. Heute sage ich Ihnen nicht mehr! —

106b.

10. August.

Ich schreibe Ihnen dieses zweite Blatt viele Tage später. Wie viele? — weiß ich nicht! „Schon zähl' ich nicht die Tage mehr!“ Da ist alles ein trübes, dämmeriges Einerlei: Sorgen und Widerwärtigkeiten¹ in immer neuer Form, aber immer dieselben: gänzlich freudlos. Aber nicht stürmisch: mehr schleichend. Dagegen Ruhe, völlige Resignation, nichts — erwarten, nichts — hoffen, kaum — wünschen. Mit den Launen meines Schicksals durchaus vertraut: still meiner Sendung mich fügend. Geduldig. Selbst gegen das Wetter. Und dies Wetter belehrt mich: es ist, man kann's nicht ändern, man muß sich dran gewöhnen; so mit allen moralischen Konstellationen, die uns umgeben. Da hilft kein Wüten: — nur Ertragen! —

Aber leuchtet's dann und wann im Innern auf: wie sich alles von außen, unbefriedigt, dahin zurückdrängt, so lebt's dann immer wärmer und leuchtender innen. Das ist wohl die Tristanische Nacht! „Barg im Busen uns sich die Sonne, leuchten lachend Sterne der Wonne!“ — Alles scheint mir so nichtig, was ich Ihnen von meinem Dasein melden könnte: das ist wohl auch am allerschwersten zu verstehen. So ein Lebenslauf, namentlich wie der meinige, muß den Zuschauer immer täuschen: er sieht mich in Taten und Unternehmungen, die er für die meinigen hält, während sie mir im Grunde ganz fremd sind, wer gewahrt oft den Widerwillen, der mich dabei beseelt? Das ist alles nur zu verstehen, wenn einmal die Summe und das Fazit vorliegen wird: dann wird man finden müssen, daß dieses Ungewöhnliche eben nur so zu bewirken war, und man wird — lernen, um die Lehre doch ein andermal wieder nicht anwenden zu können. Das ist nun einmal so! Ich suche andren wenig mehr zu erklären, sondern, wie ich eben nur das Bewußtsein ununterbrochenen Leidens habe, leide ich auch dies, und — weiß, daß es so sein muß. Aber! Der Tag der Aufklärung wird einmal kommen. Es gestaltet

sich danach. Und manches wird die Welt erblicken, wo von sie sich nichts träumen ließ. Das sage ich, ohne mir im mindesten zu verbergen, welchen Unmöglichkeiten ich immer noch entgegengehe. Deutschland liegt mir nun offen: und nun erst graut mir! Ich habe noch keine Ahnung davon, wo Tristan geboren werden soll. Ach! nun wird sich ja wohl erst das Elend zeigen! So zerstreut mich der Pariser Tannhäuser, gibt mir Zeit, über Deutschland nachzudenken, nichts zu übereilen, und — was ungemein wichtig! — er gibt mir vielleicht die Mittel, gegen die deutschen Aufführungen meiner neuen Werke mich so zu verhalten, wie es einzig nötig ist, um mit Ruhe und Geduld das Beste dort vorbereiten zu können. Glückte dies — wie wunderbar wäre dann das Exempel aufgegangen, dessen Zahlen jetzt jeden verwirren, weil sie keiner reimen kann. Und doch war — ich gestehe es bescheidenlichst —, so gar keine wahre Berechnung meinerseits dabei! —

Doch lassen wir diesen Irrlichtertanz weltlichen Wollens und Wähnens! Wir sind für wenig anderes dabei, als mit dem Leiden! —

Aber vom Parzival kann ich Ihnen heute auch nicht weiter erzählen: da geht alles noch sehr embryonisch und unaussprechlich her. Dafür will ich Ihnen eine alte Geschichte erzählen, die vor einiger Zeit ihrer Eigentümlichkeit und tiefen Charakteristik wegen großen Eindruck auf mich machte. In einem Band des Gr. v. Villemarqué „Les contes des anciens Bretons“, worin ich, nach dem Mabogion, die ältesten Gestaltungen der später von französischen Dichtern behandelten Sagen z. B. von Artus, Parzival, Tristan usw. fand, traf ich auch auf das Gedicht von Erec und Enide, welches ich nach einer mittelalterlichen deutschen Bearbeitung¹ in meiner ehemaligen Dresdener Bibliothek noch „besitze“ — ohne es gelesen zu haben. Der Hergang ist ungefähr folgender:

Erec hat nach langen Kämpfen Enide als Weib heimgeführt; sein von Feinden beheldetes Land hat er nach

allen Seiten hin gesichert, so unerhörte Wunder der Tapferkeit verrichtet, daß er eben sich und allen als der unbesieglichste Held gelten muß, keinen Grund zu kämpfen mehr findet, und nun einzig der Liebe zu seinem schönen Weibe lebt, friedlich und wonnig. Das ängstigt sein Volk und seine Freunde: sie fürchten, er werde sich verweichlichen und seine Kraft verlieren, und bezichtigen den zu starken Einfluß des liebenswürdigen Weibes. Diese selbst beginnt sich zu ängstigen, und wirft sich vor, der Grund dieser (wie allen dünkt) bedenklichen Änderung des Wesens Erecs zu sein. Eines Morgens erwacht sie sorgend, blickt wehmütig auf den schlummernden Geliebten, und auf seine nackte Brust, aus der ihr die Tapferkeit gewichen scheint, fallen zwei heiße Tränen. Im Erwachen hört er noch ihre Worte: „O, muß ich schuld sein, daß die Heldenkraft aus ihm wich?“ Erstaunt, glaubt er — mit der ungemainen Empfindlichkeit einer edlen Natur — ihrer Klage den Sinn unterlegen zu müssen, als begehre sie eines würdigeren Helden Weib zu sein — oder gar zu werden. Dieser sonderbar feine, eifersüchtige Wahn bestimmt ihn sofort. „Verhüte Gott, daß ich Dir wehren wolle, über Deines Gatten Leiche einem Würdigeren Deine Hand zu reichen!“ — ruft er. Sofort läßt er für sich und Enide satteln, nimmt von allen schnellen Abschied, reitet mit ihr allein in die Welt, und gebietet ihr, ihm stets voranzureiten, und — möge sie hören und sehen was immer — nie sich nach ihm umzukehren und nie zu ihm zu sprechen, außer wenn er sie frage. Im fernen Walde kommen drei Räuber auf sie zugeritten: sie kann nicht umhin Erec zu warnen. „Habe ich Dir nicht Schweigen geboten?“ herrscht er sie an, bekämpft die Räuber, erlegt sie, gibt ihre Rosse, zusammengebunden, in Enides Hut, und gebietet ihr, die Pferde vor sich treibend, weiter ihm voranzuziehen. So geht es schweigend fort. Dasselbe Abenteuer, nur mit immer stärkerer Steigerung der Gefahr, der Angst Enides, des Zornes Erecs und der tapferen Anstrengung des Sie-

gers, wiederholt sich. Die furchtbarste Ermüdung Enides von der langen Fahrt ohne Ruhe und Erquickung, darf sie sich kaum gestehen, denn wieviel schrecklicher muß die Erschöpfung Erecs sein, der die ungeheuersten Kämpfe rastlos zu bestehen hat. Endlich gebietet er einmal Halt: auf einer blumigen Aue bietet er ihr Erfrischung, ein Landmann bringt Nahrung, Wein usw. Er geht beiseite, während sie sich erquickt, und netzt an einem Quell nur seine glühenden Lippen. Er läßt sie schlummern, und wacht. Dann geht es wieder fort und weiter, zu den unerhörtesten, gefahrvollsten Abenteuern, immer in gleicher Weise.

Endlich, nach einem Kampfe mit einem entsetzlichen Riesen, kommt Erec zum Tode erschöpft zu Enides Kastplatz zurück, und sinkt zusammen. Nun ihre Klagen! Da kommt ein Ritter mit reichem Gefolge — ein Feind Erecs. Dieser rafft sich auf zum abermaligen Kampf: für tot stürzt er hin. Der Graf, von Liebe zu Eniden entbrannt, führt sie mit der Leiche auf sein Schloß. Enide muß sich in den Festsaal gesellen: der Graf wirbt um sie: außer sich vor Weh schreit sie auf! „O Erec, lebstest Du noch, wer dürftest es wagen, um mich zu werben.“ Da springt die Türe auf: Erec hat den Notschrei vernommen, vom Tode erweckt, überblickt er den Vorgang, erschlägt den Feind, zieht Enide an seine Brust, bittet sie, nun künftig nicht mehr an ihm zu zweifeln, wenn er auch nicht immer dreinschläge, und zieht mit der Überfeligen heim! —

Was sagen Sie dazu? Sind das nicht ganze Menschen? So unglaublich zart, daß wir sie heute gar nicht mehr begreifen können; die furchtbarsten Kraftäußerungen aus übermäßigem Feingefühl! —

Nun ist auch der 2. Bogen voll! — Leben Sie wohl! Grüßen Sie Wesendonk schön! Ich werde ihm bald schreiben! Tausend Dank und stete Liebe!

R. W.

107.

Paris, 30. Sept. 60.

Mein liebes, teures Kind!

Bisher war es immer nur Unwohlsein, was mir eine Unterbrechung in meinen Beschäftigungen gestatten zu dürfen schien. Heute aber muß ich mich einmal auf eine Stunde freimachen, um — frei zu sein! —

Ah, was schwelgt das Kind in Raffael und Malerei! Was ist das schön, lieblich und beruhigend! Nur mich will das nie einmal berühren! Ich bin immer noch der Vandale, der seit einem Jahresaufenthalt in Paris nicht dazu gekommen ist, das Louvre zu besuchen! Sagt Ihnen das nicht alles?? —

Und wie mir's sonst geht? — Denken Sie sich, daß ich jetzt auch mit aller Gewalt Musik zu erfinden suche. Venus soll besser singen lernen! Wie geht mir's da? — Daß ich Ihnen immer stumme (oder vielmehr unsichtbare) Briefe schreibe, wissen Sie wohl. In einem derselben schrieb ich Ihnen sehr viel von zwei ganz kleinen indischen Vögeln, die mir hier ins Haus gekommen sind, und die ich nicht wieder fortgeben lassen wollte, weil sie im Sommer ganz wunderlieblich sangen, und damit beim Frühstück mich stets einen Augenblick erheiterten. Das Männchen und das Weibchen, jedes hatte seinen besondern Schlag, sehr fein und melancholisch melodisch.

Endlich gegen Mitte August, als ich vom Rheinausflug¹ zurückkomme, höre ich das Weibchen gar nicht mehr, und das Männchen immer nur zwitschernd, immer ängstlicher und angestrongter, um den melodischen Schlag wieder zu finden: — umsonst, er gelang nicht mehr! Er konnte nicht mehr singen. Ich hatte das nie beobachtet, sondern eben nur gehört, daß die Singvögel von Ende Sommer an verstummen, und erst mit dem Nahen des Frühjahrs wieder ihr Lied beginnen. Aber ich dachte, ihr Geschäft sei nun einmal abgetan um diese Zeit, und sie fänden dann gerade nur kein Bedürfnis mehr, und vergäßen es so!

Aber das lehrte es mich nun anders: mein Männchen schien ganz erstaunt über sich, daß ihm die Melodie abhanden gekommen sei, und er sie mit keiner Anstrengung wieder hervorbringen könne. Das hat mich ganz un- gemein gefesselt und ergriffen! Diese Entfremdung des innersten Wesens, dieses Versagen der melodischen Kraft! Wem gehört sie an? Dem Vogel? — oder wer leiht sie ihm nur? Gewiß ist es, daß nur ein ekstatischer Zustand die Melodie ihm ermöglicht: dieser Zustand wird ihm so zur Gewohnheit in der rechten Zeit, daß er, sobald die andre Zeit kommt, eben ganz erschrocken ist, den Zauber plötzlich von sich gewichen zu sehen. Endlich gewöhnt er sich wohl daran: etwas in ihm sagt ihm, im Frühjahr werde er wieder singen können! — Ich schrieb Ihnen viel hierüber. Das Zwitschern und Klägliche Zirpen dauerte noch lange. — Jetzt: — ein anderer Brief! — Denken Sie sich! — eines Morgens fängt das Weibchen an zu zwitschern und — gelangt richtig zu seinem ganzen Schlag, den es nun rastlos wohl zehnmal hintereinander wiederholte! — Ich war außer mir! — Was sollte ich dazu sagen? War es eine Anomalie? Gibt es auch in der Natur Ausnahmen? So viel weiß ich, dem Weibchen war's gelungen: seitdem habe ich's aber nicht wieder gehört. —

Ach! wenn nur der Himmel wenigstens einmal wieder rein werden wollte! Wie halt' ich nur das schon seit einem ganzen Jahre aus? Es hilft aber nichts: trotz Himmel und Herbst, ich muß komponieren. Und geschriststellert habe ich auch schon. Ich werde Ihnen das Buch¹ bald schicken. Die Verse zum Tannhäuser sind deutsch noch nicht in Ordnung: ich gebe Ihnen den Entwurf, nach welchem sie französisch ausgeführt wurden, und diese französischen Verse mußte ich komponieren! Was sagen Sie dazu? Weiß Gott! Am Ende geht alles! Aber wie? Doch ist mir all diese Beschäftigung recht. Sie verdeckt diese Weltfremde, in der ich nun immer bleiben werde.

Ich muß aushalten: das will dieselbe Macht, die meine Vögel singen und wieder schweigen läßt. Aber zur eigentlichen, persönlichen Besinnung darf ich nicht viel kommen: denn da ist nichts wie Wüste und Hoffnungslosigkeit. Ich muß das nun so bevölkern mit Beschäftigung, und wird diese mir zuwider, so helfen die Sorgen weiter zu leben. Und Frau Sorge bleibt immer treu. —

Machen Sie sich aber keine falschen Vorstellungen: mit Gewalt würde ich an nichts festhalten. Am wenigsten würde ich mich z. B. mit diesem Pariser Tannhäuser abgeben, wenn ich hier etwas zu ertragen, oder gar etwas aufzuopfern hätte. Im Gegenteil mache ich gute Miene zu diesem närrischen Spiele, weil man mir so gute Miene entgegenbringt. Was Aufführungen meiner Werke betrifft, habe ich's in meinem Leben noch nicht so gut gehabt und werde es auch wohl nie wieder so haben. Alles, was ich nur irgend verlange, geschieht: nirgends der mindeste Widerstand. Jetzt haben die Klavierproben begonnen. Zeit wird im wohlthuendsten Sinne verwendet. Jedes Detail wird meiner Prüfung unterworfen: die Dekorationspläne habe ich dreimal verworfen, ehe man's mir recht machte. Jetzt wird alles vollkommen, und die Aufführung wird jedenfalls — wenn sie nicht an das Ideal reicht — die beste, die je stattgefunden und in Zukunft so bald wieder stattfinden kann. Vor allem verlasse ich mich auf meinen Recken: Niemann. Der Mensch hat unerschöpfliche Fähigkeiten. Noch ist er fast roh, und alles tat in ihm bisher nur der Instinkt. Jetzt hat er monatelang nichts anderes zu tun, als sich von mir leiten zu lassen. Alles wird bis auf den letzten Punkt studiert. — Zur Elisabeth habe ich eine ebenfalls noch halb wilde, junge Sängerin, Sax: ihre Stimme ist wundervoll und unverdorben und ihr Talent ergiebig. Sie ist mir gänzlich unterworfen. — Venus — Mad. Tedesco, für mich eigens engagiert, hat einen superben Kopf zu ihrer Rolle; nur ist die Gestalt fast etwas zu üppig. Das Talent sehr bedeutend und geeignet. —

Wolfram machte die letzten Schwierigkeiten; ich habe endlich einen Herrn Morelli engagieren lassen, einen Mann von stattlichem Aussehen und wunderschöner Stimme. Ich muß nun sehen, wie ich ihn einstudiere. Glücklicherweise wird die Oper nicht eher gegeben als bis ich ganz mit dem Studium zufrieden bin. Und dies ist wichtig. — Ich konnte ein so wichtiges Anerbieten nicht von der Hand weisen! —

An der Oper hat man mich bereits liebgewonnen; es findet in allen meinen Relationen nichts Gezwungenes mehr statt: man hat begonnen mich zu verstehen, widerspricht mir in nichts, und freut sich der Dinge, die da kommen sollen. — So wäre denn das alles recht schön: wenn mir es nur sonst bei meiner ganzen Existenz etwas wohler wäre. Mir hilft alles nichts! Ich wache traurig auf, und lege mich traurig nieder. Das böse Wetter mag mit daran schuld haben: die Momente des Wohlseins werden gar so selten, und das Unbehagen, ja die Angst, machen sich immer breiter. —

Nun geben Sie aber auch auf diese Klagen nicht zu viel. Am Ende bin ich immer noch fähig, das größte Wohlgefühl zu empfinden, sobald nur ein bedeutender schöner Eindruck kommt. Sie wissen, an meinem letzten Geburtstage tat es der Ostwind. Heute hatten wir den ersten Herbstnebel: er erinnerte mich stark an Zürich. Vielleicht bringt er gutes Wetter. Das hilft dann viel. — Etwas habe ich auch schon an der Musik meiner neuen Szene gearbeitet. Sonderbar: alles Innerliche, Leidenschaftliche, fast möchte ich's: Weiblich-Ekstatisches nennen, habe ich damals, als ich den Tannhäuser machte, noch gar nicht zustande bringen können: da habe ich alles umwerfen und neu entwerfen müssen: wahrlich, ich erschrecke über meine damalige Kulissen-Venus! Nun, das wird diesmal wohl besser werden, — zumal wenn der Nebel gut Wetter bringt. Aber das Frische, Lebenslustige im Tannhäuser, das ist alles gut, und ich kann da nicht das mindeste

ändern: alles, was den Duft der Sage um sich hat, ist auch schon da ätherisch; Klage und Busse Tannhäusers durchaus gelungen: die Gruppierungen unverbesserlich. Nur in leidenschaftlichen Zügen habe ich auch sonst dann und wann nachhelfen müssen: z. B. habe ich eine sehr matte Passage der Violinen bei Tannhäusers Ausbruch am Schlusse des zweiten Actes durch eine neue ersetzt, die sehr schwer ist, mir aber einzig genügt. Meinem hiesigen Orchester kann ich aber alles bieten: es ist das erste der Welt. —

Und genug vom Tannhäuser! — Dann und wann plaudre ich viel mit Ihnen auch über Menschen, die mir begegnen: doch wüßte ich diesen Augenblick nichts Sonderliches hervorzuheben: es möchte vieles wichtiger aussehen, wie es ist. Im ganzen lebe ich fortwährend durchaus einsam. Es bekommt mir nichts besser. Oft aber ist doch auch meine Einsamkeit mißmutig. Was hilft dann? — Erinnerung und — Schlaf! —

Höchst abgeneigt bin [ich] den Plänen geworden. Selbst für eine Aufführung des Tristan habe ich noch gar nichts projektiert. Ich denke immer, das Rechte muß einmal von selbst kommen. Einstweilen hat sich Königin Viktoria in den Kopf gesetzt, diesen Winter den Lohengrin hören zu wollen. Der Direktor des Coventgarden-Theaters suchte mich auf, die Königin wünscht Lohengrin englisch — im Februar soll es sein. Noch weiß ich nichts Näheres, und ob ich mich werde damit abgeben können. Drollig wäre es, wenn ich dies Werk auf englisch zum erstenmal hören sollte! —

Und nun ziehe ich bald aus. Vom 15ten Oktober an wohne ich 3, Rue d'Aumale¹. Es ist eine kleinere Wohnung, und ich hoffe drin nicht dichten noch komponieren zu müssen: sie kann nur zum Geschäftskontor taugen. Meinen Prozeß habe ich halb verloren; man zahlt mir keinen Sou Entschädigung. Ach! wann wäre ich denn auch jemals zu etwas gekommen. Das war eine böse, höchst

verunglückte Sache: die Wohnung selbst, die ich wegen ihrer Stille wählte, wurde durch die Demolitionen des Quartiers über alle Massen lärmend und unerträglich. Man behauptet, mein Propriétaire habe nichts davon gewußt. Möglich! —

Nun, Kind! Ihnen ist's besser gegangen, das ist mein Trost! Der Himmel segne Ihre schönen Bilder und vor allem das Porträt¹! Auch ich werde das alles ja bald einmal sehen. — Grüßen Sie Otto tausendmal! Ich schreibe nun ihm das nächstemal. Noch eines. Auf dem Rhein, in der Gegend von Rolandseck, stiegen schlanke, blonde Kinder ein, — dann stiegen sie wieder aus. Das war ganz der Kinderschlag: eines sah sogar der Myrrha ähnlich! Ich wußte wohl, daß Sie da zu Hause waren! —

Tausend Grüße, und mein ganzes Herz! —

R. W.

Und nun noch der Entwurf zu den neuen Tannhäuser: versen.

Schlagen Sie auf! Nach dem dritten Vers des Tannhäuser: Venus (in Zorn ausbrechend) — bis zu den Worten:

„Zieh hin, Betörter, suche dein Heil!

„Suche dein Heil, und find' es nie!“ —

Nun soll folgen, etwa: —

„Die du bekämpfst, die du besiegt,

„Die du verhöhnt mit jubelndem Stolz,

„Flehe sie an, die du verlacht;

„Wo du verachtetest, jamm're um Huld!

„Deiner Schande Schmach blüht dir dann auf;

„Gebannt, verflucht, folgt dir der Hohn:

„Zerknirscht, zertreten seh' ich dich nahn,

„Bedeckt mit Staub das entehrte Haupt:

„O, fändest du sie wieder,

„Die einst dir gelacht!

„Ach, öffneten sich wieder
 „Die Tore ihrer Pracht.“ —
 „Da liegt er vor der Schwelle,
 „Wo einst ihm Freude floss:
 „Um Mitleid, nicht um Liebe,
 „Fleht bettelnd der Genoss.
 „Zurück der Bettler! Sklaven nie,
 „Nur Helden öffnet sich mein Reich!“

Tannhäuser.

„Der Jammer sei dir kühn gespart,
 „Daß du entehrt mich nahen sah'st:
 „Für ewig scheid' ich: Lebe wohl!
 „Der Göttin keh' ich nie zurück.“

Venus.

„Ha!kehrtest du mir nie zurück! —
 „Was sagt' ich? — was sagt er? —
 „Wie es denken? — Wie es fassen? —
 „Mein Trauter — ewig mich verlassen!“
 „Wie hätt' ich das verschuldet?
 „Der Göttin aller Hulden,
 „Wie ihr die Wonne rauben
 „Dem Freunde zu vergeben?
 „Wie lächelnd unter Tränen
 „Ich sehnsuchtvoll dir lauschte,
 „Den stolzen Sang zu hören,
 „Der rings so lang verstummt:
 „O könntest je du wännen,
 „Daß ungerührt ich bliebe,
 „Dräng' deiner Seele Seufzen
 „In Klagen zu mir her?
 „Daß ich in deinen Armen
 „Mir letzte Tröstung fand,
 „Laß des mich nicht entgelten,
 „Verschmäh' nicht meinen Trost! —

„Ach, kehrtest du nicht wieder,
 „Dann träfe Fluch die Welt,
 „Für ewig läg' sie öde,
 „Aus der die Göttin schwand! —
 „kehr' wieder! kehr' mir wieder!
 „Trau' meiner Liebeshuld!“

Tannhäuser.

„Wer, Göttin, dir entflieht,
 „Flieht ewig jeder Huld.

Venus.

„Nicht wehre stolz dem Sehnen,
 „Wenn neu dich's zu mir zieht!

Tannhäuser.

„Mein Sehnen drängt zum Kampfe;
 „Nicht such' ich Wonn' und Lust!
 „O, Göttin, woll' es fassen,
 „Mich drängt es hin zum Tod!

Venus.

„Wenn selbst der Tod dich meidet,
 „Ein Grab dir selbst verwehrt?

Tannhäuser.

„Den Tod, das Grab im Herzen,
 „Durch Buße find' ich Ruh'.

Venus.

„Nie ist dir Ruh' beschieden,
 „Nie findest du das Heil:
 „kehr' wieder, suchst du Frieden,
 „kehr' wieder, suchst du Heil!

Tannhäuser.

„Göttin der Wonne, nicht in dir —,
„Mein Fried', mein Heil liegt in Maria!“

108.

24. Okt. 60.

Ein flüchtiges Wort, mein teuerstes Kind!

Tief und herzlich froh haben mich Ihre letzten Zeilen gemacht: — so ist man nun einmal nach der Angst!

Der Brief ist an einem unglücklichen Tage hier angekommen gewesen. Ich entließ meinen Diener, den ich bis dahin mit Mühe ertragen hatte, plötzlich. Er hatte mir oft die Vergesslichkeit begangen, Briefe mehre Tage mit sich herumzutragen, wenn sie ihm vom Briefträger eingehändigt waren; ich hatte ihn oft sehr heftig deshalb gescholten. Jetzt — es war genau in jenen Tagen — jagte ich ihn schnell fort; in einer halben Stunde mußte er (aus guten Gründen) mein Haus verlassen. Noch ein anderer Brief ist mir nicht eingegangen. Jetzt erklärt sich's mir. Aus Tücke oder Angst — gab er die Briefe beim Fortzug nicht ab. — Ich will ihn nun suchen aufzufinden. Gelingt es mir nicht, — ach! so müssen Sie mir noch einmal schreiben. Ich mache allen Menschen genau so viel Not, als ich mir selbst mache: wir müssen's zusammen tragen. — Ich bin sehr angestrengt: man ist mir hier zu unausgesetzt fleißig. Gar kein Ärger — aber große Anstrengung!

Tausend schöne Grüße!

Ich muß wieder fort! —

Aber noch ein Gruß mehr!

R. W.

109.

Paris, 13. Nov. 60.

Liebes treuestes Kind! Schöne freundliche Seele! Haben Sie Dank für Ihre Grüße!

So oft wie möglich sollen Sie ein kurzes Bulletin von mir haben.

Es geht — sehr langsam — aber es geht wieder. — Von der ersten Woche meiner Krankheit¹ habe ich fast gar keine Erinnerungen mehr. Jetzt wird es mir allmählich wieder klarer. Mehre Tage wurde ich fast ganz blind. Jetzt bin ich ungemein schwach: erstaunlich abgemagert, mit tiefeingefallenen Augen. Daß ich eigentlich immer Schmerzgefühl habe, wissen Sie: nur die nervöse Aufregung konnte immer betäuben; nun ich jede Aufregung meiden muß, können Sie denken, was mir übrigbleibt! —

Aber mir ist noch zu viel vorgesteckt, und das Leben wird mich bald wohl wieder ganz haben!

Gestern hat man mich nach den Champs Elysées gefahren und in der Sonne ein wenig spazieren geführt. Das ist mir gut bekommen. Es wird wieder werden! Auch habe ich die Geduld wiedergefunden. —

In meiner bescheidenen neuen Wohnung hängen die drei römischen Kupferstiche eingerahmt über und neben meinem Ruhebett! —

Adieu für heute! Ich kann nicht mehr schreiben! — Dank, tausend Dank! Und herzliche tiefe Treue! —

R. W.

Da kommt wieder ein Bulletin, mein Kind! Es geht — aber sehr matt und langsam: das Wetter will mich gar nicht begünstigen, sondern wirft mich immer wieder zurück! Doch habe ich ein erstes Geschäft besorgt: — ich war beim Buchbinder. Der Klavierauszug von Tristan ist endlich erschienen. An Härtels hatte ich Auftrag gegeben, einige Exemplare direkt nach Zürich zu schicken, auch eines für Frau Wille. Für die Freundin wollte ich's natürlich aber so nicht abmachen: ich ließ mir ein Exemplar nach Paris kommen; es sollte nach meinem Wunsche ein-

gebunden und aus meiner Hand Ihnen zugestellt werden. Nun kam das Exemplar gerade im bösesten Stadium meiner Krankheit an: denken Sie sich meinen Kummer! Ich mußte es daliegen sehen, ohne mich damit beschäftigen zu können. Nun aber war ich beim Buchbinder: ob es nach meinem Wunsche ausfällt, muß ich leider bezweifeln; diese Menschen sind alle so schrecklich phantasie- und erfindungslos! —

Ich werde mich wohl mit etwas ganz Gewöhnlichem begnügen müssen: und Sie müssen mit dem guten Willen vorlieb nehmen. Lange genug wird's immerhin dauern, bis es fertig wird, und Sie werden's als Geburtstags- und Weihnachtsgeschenk rechnen müssen! —

Im übrigen bin ich so — tot! Ich kann's kaum anders nennen! Im ruhigen Zustand ohne alles Interesse für die Existenz: die zukünftigen Aufführungen meiner letzten Werke alles Traum und Nebel. Gar kein Eifer oder Wunsch in mir! —

Meine armen Nerven immer sehr gedrückt und schmerzhaft: immer nur ist's die Aufregung des Augenblickes, die meinem Zustand einen besseren Anschein gibt. Und doch — geht's, und wird gehen — aber wie? Gott weiß! — Wären nur die Sonnenflecken nicht: heitres Wetter hilft immer noch am besten. — Montag will ich wieder einer Probe beiwohnen: ich muß recht ruhig zu sein lernen. —

Aber Ihr Hündchen ist ja ganz allerliebste! Wie heißt es nur? War das ein Meisterstreich von Freund Otto? — Glauben Sie mir, Sie werden viel Freude an dem Tierchen haben: der Tierumgang hat etwas ungemein Beruhigendes. Ich gratuliere!

Und nun noch innigsten Dank für die lieben Grüße, die mir ins Krankenzimmer kamen: daß sie seit einigen Tagen ausgeblieben, betrübt mich. Sind Sie doch nicht selbst krank? Beruhigung! —

Und tausend herzliche Grüße an Wesendonk! Er wird bald von mir hören.

Leben Sie wohl, und seien Sie gesund!

Ihr

R. W.

III.

[Paris, Ende November 60]

Nur wenige Zeilen, die Ihnen genug sagen werden, Freundin! —

Ich tue mein Äußerstes, um — mit größter Schonung — den täglichen Proben regelmäßig beiwohnen zu können. Dieses fange ich folgendermaßen an: —

Um 10 Uhr gehe ich zu Bett, bleibe in der Regel 3, 4 bis 5 Stunden schlaflos, stehe dann — sehr schwach gegen 10 Uhr des Morgens wieder auf, strecke mich nach dem Frühstück wieder aus, unternehme nichts, schreibe keine Zeile, lese ein sehr wenig, kleide mich dann an, fahre in die Oper — um 1 Uhr —, wohne der Probe bei, komme zwischen 4 und 5 Uhr todmüde nach Haus, strecke mich von neuem aus, suche ein wenig zu schlafen, speise 5 $\frac{1}{2}$ Uhr, ruhe dann wieder etwas, empfangen außer dem Arzt keinen Menschen — um nicht zu sprechen, lese ein wenig, und fange endlich wie oben gemeldet wieder an. —

Daraus sehen Sie, wie tief krank meine armen Nerven sind. Nie darf ich wieder singen; wie ich bisher, wenn auch nur selten, ganze Akte aus meinen Opern vortrug, davon kann nun nie mehr die Rede sein.

Es waren dies jedesmal übermenschliche Anstrengungen, die ich nun zu büßen habe. Auch wie ich sonst Orchester dirigierte, das kann nicht mehr vorkommen! — Wie ich demnach meine Lebensaufgabe zu Ende führen werde, weiß ich nicht. —

Doch ist viel von Ruhe, Schonung und von Allmählichkeit zu erwarten, und besser werden wird es jedenfalls. —

Es ist Ihrer würdig, daran gedacht zu haben, jetzt sich mir Armen zu nähern: doch glaube ich auch, Frau Vernunft hat recht. Kommen Sie zum Tannhäuser, und vielleicht nicht einmal zu den ersten Aufführungen, sondern wenn ich mich bereits etwas erholt habe: in einem ähnlichen Zustande, wie meinem jetzigen, bin ich rein gar nicht vorhanden. Gehen Sie schön mit Otto zu Kate! —

Höchst lieb war mir, was Sie mir von Frau Wille sagten: ich dachte mir's wohl, und bin ihr in nichts mehr böse. Ich weiß doch, was sie wert ist, wenn sie auch nicht zum Handeln gemacht ist. Oft bedürfen wir aber dieser Energie gar nicht, sondern nur Verständnis und Mitgefühl: und welchen Wert hat es, dies gefunden zu haben! — Grüßen Sie sie herzlich von mir! —

Und innige Grüße an die Familie mit dem guten Papa! Schwach und wehmütig, aber immer treu und dankbar, bleibe ich der Ihrige. R. W.

112.

Paris, 3 Rue d'Amale
4. Dez. 60.

Schnell einen herzlichen Gruß an das teure Kind! Und etwas Trost! —

Seit einer Woche hat meine Genesung gute Fortschritte gemacht. Die Kräfte kehren wieder, mein Aussehen bessert sich: man freut sich über meinen Blick. —

So war es denn eine ernste Mahnung. Sie hat auf mich großen Eindruck gemacht: ich lege mir meine Zukunft sorgsam zurecht, um meine Lebensaufgabe erfüllen zu können: doch hoffe ich wieder, sie erfüllen zu können! —

Sind Sie zufriedener, liebe Getreue?

Mit dem Tannhäuser wollen wir's noch abwarten. Ich dirigiere das Orchester nicht selbst, und einmal die Proben überstanden — alles überstanden! —

Bald mehr vom

Lebenden.

113.

Zum 23. Dezember 1860.

Da finde ich noch einen Bogen von meiner Farbe¹: der soll Ihnen, Freundin, meine Geburtstagsgratulation bringen!

Was soll ich Ihnen wünschen? Was darbieten? Ein höchst mühseliges, ruheloses Dasein, läßt mich als das Wünschenswerte -- Ruhe erscheinen! Ich verlange so sehnlich nach ihr, daß ich auch andern, und namentlich dem Liebsten, sie einzig als höchstes Gut wünsche. Sie ist so schwer zu gewinnen: wem sie nicht angeboren, dem wird sie kaum je zuteil, und nur die gänzliche Brechung des eigentlichen Charakters kann ihm diesen Siegespreis zuführen. Wer so im Leben bleibt, und seine Natur immer wieder an dieses Leben dransetzt, der kann im großen und ganzen über vieles sehr, fast vollkommen ruhig geworden sein; das kleine Lebenswesen von heute zu morgen wird aber immer wieder sein Temperament aufreizen, ihn ungeduldig, unruhig machen. Wie sonderbar geht es mir nun! Ich bleibe kalt und unberührt von allem, was fast ausnahmslos die Welt in Bewegung setzt. Ruhm hat gar keine Macht über mich: Gewinn nur so weit, als er mich zur Not unabhängig erhalten soll. Für beide ernstlich etwas unternehmen, wäre mir nie möglich. Recht behalten ist mir auch gleichgültig, seit ich weiß, wie unglaublich wenig Menschen dazu gemacht sind, den andern erst nur zu verstehen. Das mir so sehr natürliche und verzeihliche heftige Verlangen, von jedem meiner Werke eine vollkommen entsprechende Aufführung zu erleben, hat sich endlich doch auch sehr abgekühlt, und dies namentlich noch in dem letzten Jahre. Das erneute Befassen mit Musikern, Sängern usw. hat mir wieder tiefe Seufzer entpreßt, und meiner Resignation auch nach dieser Seite hin eine sehr erkräftigende Nahrung gegeben. Ich muß immer mehr einsehen, wie ganz unermesslich weit ich von dieser -- in unsrem modernen Leben

ganz unveränderlichen — Basis auch meiner Kunstbildungen mich entfernt habe. Gern gestehe ich, daß ich — wenn ich jetzt plötzlich auf meine Nibelungen, auf den Tristan blicke — wie aus einem Traum aufschrecke, und mir sage: „Wo warst du? — Du hast geträumt! Schlag die Augen auf und erkenne: hier ist Wirklichkeit!“ —

Ja, ich leugne nicht, daß ich meine neuen Werte eigentlich geradesweges für unausführbar halte. Wenn nun aber doch der innere Drang, auch hier eine Möglichkeit zu verwirklichen, sich wieder belebt, so ist dies immer wieder nur dadurch möglich, daß ich mein Gehirn wieder in das Traumreich streifen lasse. Dann müssen mir unerhörte, nie dagewesene hilfreiche Verhältnisse sich als möglich darstellen, und ich muß mir die enorme Kraft zutrauen, diese Verhältnisse herbeizuführen. Gegenüber den ununterbrochenen Erfahrungen von unglaublicher Schwäche und Oberflächlichkeit aller der Personen und Beziehungen, auf welche die Möglichkeit meiner Annahmen sich stützte, macht auch hier die Resignation sich immer mehr geltend, und gibt mir jene Trägheit ein, die mit Scheu vor unnützem Trachten sich abwendet. Ich denke sehr wenig nur noch daran. —

Wenn mich nun etwas für die hiesige Tannhäuser-Unternehmung belebt, so ist dies eigentlich nur die unvertilgbare Eigenschaft meiner Natur, sich unter den Einflüssen künstlerischer Zwecke zu erregen. Mit Mühe zwingen ich mich den ganzen Tag über, mich für die Sache zu interessieren: bin ich dann aber in der Probe, so nimmt das Unmittelbare der Kunst seine Gewalt über mich ein: ich vergeude mich und meine Kräfte, und zwar — eigentlich für eine Sache, die mich außerdem gleichgültig läßt. —

So ist mir's in Wahrheit! —

Und nun — wie himmelweit verschieden hiervon, und ganz anders, sieht nicht nur die Welt, nein, alle meine Bekannte, ja der mir ergebenste Freund mich an! Ich kann sagen, daß ich fast einzig an dieser wahnsinnigen unvertilgbaren Meinung jedes, der sich mir naht, leide!

Ich kann predigen, Beredsamkeit, Gram, Zorn und Wut verschwenden, — da antwortet mir immer nur das Lächeln des Bedauerns über eine augenblickliche Verstimmung! Könnten die Menschen dann mein Schweigen erraten, wenn ich plötzlich Einhalt tue, bleich und anscheinend gleichgültig mich in mich zurückziehe!

O, mein Kind! Wo finde ich dann meinen einzigen, einzigen Trost? — Ich habe einmal das Herz und die Seele gefunden, die in diesen Augenblicken mich ganz verstand, und denen ich lieb ward, weil sie mich so verstanden und verstehen durften! Sehen Sie, zu dieser Seele flüchte ich dann, wie ein Todmüder lasse ich die Glieder sinken, und senke mich in den weichen Äther dieses freundlichen Wesens. Alle meine Erlebnisse, die unerhörten Rührungen, Sorgen und Leiden aus jener Vergangenheit lösen sich, wie aus Sturmgewölk, in einen erfrischenden Tau auf, der mir die brennenden Schläfe benetzt: da fühle ich Erfrischung, und endlich Ruhe, süße Ruhe: ich bin geliebt — erkannt! —

Und diese Ruhe, ich trage sie Ihnen zu! Lassen Sie in dem holden Bewußtsein, was Sie mir sind — der Engel meiner Ruhe, die Hüterin meines Lebens, auch sich den edlen Quell finden, der die Dürren Ihres Daseins berieselt! Teilen Sie meine Ruhe, und empfangen Sie sie heute ganz, wie ich sie in diesem Augenblicke genieße, da ich ganz in Sie mich versenke! Dies mein Wunsch, mein Geschenk!

R. W.

114.

Mardi gras [12. Februar 1861].

Der fette Dienstag soll mir endlich einmal wieder einen ruhigen Morgen gewähren, um Ihnen, Freundin, ein wenig von mir sagen zu können.

Wenn ich den Kopf mit nichts voll habe, als mit den hundert Details, die mein jetziges Vorhaben in sich faßt,

hat es für mich gar keinen rechten Sinn, Ihnen von mir zu sprechen. Das war ja eben immer das Ausgezeichnete unsres Verkehrs, daß der eigentliche Inhalt des Tuns und Denkens in geläuterter Form uns unwillkürlich einzig als beachtungswürdig erschien, und wir gewissermaßen vom eigentlichen Leben uns sofort emanzipiert fühlten, sobald wir nur zusammentrafen. Jage ich allen Plunder aus dem Kopf, um ihn vollkommen frei für Sie zu bekommen, so kann eben nur noch das Beste übrigbleiben, und von der Plage ist nicht mehr zu reden: dagegen sich dann eine dämmernde Melancholie um die Seele lagert, die uns alles übrige im gebührenden nichtigen Lichte zeigt; denn recht wert ist eigentlich für denjenigen nichts, der da fühlt, wieviel er immer zu opfern hat, wenn er dem Schein der Realität Bedeutung geben will. —

Was mich bei der vielen Plage, die mir die Kunst macht, tröstet, ist, daß sie Ihnen immer in heitrem Lichte erscheinen kann. Sie haben und lieben Gemälde, lesen, studieren, hören: Sie erfassen davon, was Ihnen wert und edel dünkt, unberührt von dem, was Sie unbeachtet lassen dürfen. Alle, auch Ihre letzten Nachrichten aus diesem Winter, stimmen darin überein, daß Ihnen das Glück eines ruhigen, sanften Genießens gegönnt ist. Die Bedeutung dieses Genusses wird Ihnen jetzt tief aufgegangen sein: vielleicht ist er für Sie, was für mich meine Tätigkeit, vielleicht meine Not ist. Doch bilde ich mir oft ein, daß auch ich zu solchem Genießen fähig wäre, und daß nur meine Sendung mich davon abhält. Wenn ich beachte, was ich wieder aushalten kann, muß ich mich wohl verwundern, und den oft so sehnlichen Wunsch nach stiller abgeschiedener Ruhe für ganz unbesrechtigt halten. Und doch begleitet mich stets eine gewisse innere Ruhe: es ist die der tiefsten und vollsten Resignation. Eine durchaus ungehässige, aber desto sicherere Ungläubigkeit hat sich meiner bemächtigt: ich hoffe so gar nichts mehr, und namentlich sind alle meine Beziehungen

zu den Menschen, die sich mir nähern, trotz aller zeitweiligen Lüftung meines oft sehr mittheilsamen Naturells, auf so leichten Grund errichtet, daß unmöglich je eine Erschütterung darin vorgehen kann.

Ob ich jemand, der sich heute lebhaft mir nahte, monates — viertel; ja halbejahrelang nicht wieder sehe, bringt auch nicht ein Stäubchen von Trübung in jene Beziehungen. Ich bin nie unfreundlich, aber unglaublich gleichgültig. Die Gewohnheit hängt sich nirgends mir an.

Sie fragen mich nach meinem Frauenumgang? Ich habe manche Bekanntschaft gemacht, bin aber mit keiner auch nur in Gewohnheit getreten.

Mad. Ollivier ist sehr begabt und sogar von blendendem Naturell, . . . ich denke daran, wie es kommt, daß wir uns so sehr selten sehen . . . Ähnlich verhält es sich mit allen meinen Bekanntschaften: die Chancen des Gewinnes bei einem mehr gepflegten Umgange sind so ungleich, daß ich gern nach allen Seiten hin resigniere, und — je nach Laune — ganz mit dem vorlieb nehme, was mir der Zufall ins Haus bringt. Da ist unter andren . . . ein Frln. von Meysenbug¹, die gegenwärtig als Gouvernante russischer Kinder sich hier aufhält: sie . . . hatte, als sie mir zugeführt wurde, das für sich, daß ich vorzeiten in London sie . . . in einem Anfall böser Laune einmal sehr schlecht behandelt habe. Diese Erinnerung rührte mich nun, und sie befindet . . . sich jetzt wohler in meiner Nähe . . .

Aus der sogenannten höheren Welt hat diesmal eine Dame, die ich bereits früher oberflächlich kannte, mir größere Aufmerksamkeit abgewonnen, als eben zuvor: dies ist Gräfin Kalergis², Nichte des russischen Staatskanzlers Nesselrode, von der ich Ihnen wohl früher schon einmal erzählte . . .

Vorigen Sommer war sie einige Zeit in Paris, suchte mich auf, und brachte es dahin, daß ich Klindworth aus London kommen ließ, um mit ihr zu musizieren. Ich

sang mit der Garzia-Biardot¹ den zweiten Akt aus Tristan: ganz unter uns, nur Berlioz war mit dabei. Auch aus den Nibelungen wurde musiziert. Es war dies überhaupt das erstemal, seit ich von Ihnen fort bin. — Was mich näher auf diese Frau aufmerksam machte, war die Wahrnehmung eines sonderbaren Überdrusses, einer Weltverachtung und eines Ekels, der mir gleichgültig hätte erscheinen können, wenn ich nicht zugleich ihre ganz offenebare tiefe Sehnsucht zur Musik und Poesie wahrgenommen hätte, die unter diesen Umständen mir von Bedeutung erschien. Wie auch ihr Talent hierfür bedeutend war, blieb endlich die Frau nicht ohne Interesse für mich. Auch war sie die erste mir begegnende Person, die mich — sehr spontan — durch eine wirklich großartige Auffassung meiner Lage überraschte . . .²

Frau v. Pourtalès, preussische Gesandtin, scheint nicht ohne Tiefe zu sein und jedenfalls einen edlen Geschmack zu haben. —

Eine ganz kernige Natur habe ich in der Frau des sächsischen Gesandten, Frau v. Seebach, entdeckt. . . . Ich war von einem gewissen zarten Feuer überrascht, das hier unter der Lava glimmt. Sie begriff nicht, wie jemand die ungeheure Glut meiner Konzeptionen übersehen könne, und hielt es für bedenklich, ihre junge Tochter mit in den Tannhäuser zu nehmen. Solch kuriose Bekanntschaften macht man nun! Aber es sind eben — Bekanntschaften! . . .

Ach! Kind —, lassen wir das alles! Und glauben Sie mir, man schleppt sich eben nur so durch, mühsam, mühsam — und gibt sich kaum gern davon Rechenschaft, wie man's tut. Alles Wünschen ist eitel: tun und sich plagen ist das einzige, worüber man sein Elend vergißt.

Ihr Entschluß, mein Kind, nicht zum Tannhäuser zu kommen, hatte mich — Sie können sich das wohl denken! — sehr betrübt, einfach — weil er mir die Freude raubte, Sie bald einmal wieder zu sehen. Die Gründe dafür, wie

sie sich alle in Ihnen zusammengestellt hatten, mußte ich für Ihr Inneres gelten lassen, denn ich verfuhr ja immer am sichersten, wenn ich mich Sie zu verstehen bemühte, und mein eigenes Gefühl durch Aneignung des Ihrigen bereicherte, ja oft berichtigte. Ich war traurig — und schwieg. —

Nun schrieb mir Otto kürzlich, Sie würden doch noch mitkommen, um dem Ereignis beizuwohnen. Sehen Sie, das freute mich so schmerzlich innig! Ich wußte, daß Sie sich unrecht taten, und das machte mich so [un]glücklich, daß ich kaum wagte, auf die Erfüllung der Verheißung zu hoffen. — Soeben nun schreibt mir Otto wieder — Sie würden nicht mitkommen. Nun beunruhigt mich das wieder unsäglich! Das denken Sie sich wohl? —

Lassen Sie sich vom Freunde, der nun eben viel wieder durchkämpfte, ein ruhiges Wort sagen: —

Diese erste Tannhäuserzeit wird viel über meinen Hals bringen: ich halte diese Zeit nicht für segenreich für das stille Bedürfnis unsrer Seelen. Viel Unnötiges wird unabweislich sein, und alles wird eine äußerliche, unerquickliche Richtung haben. Ich müßte es demnach für besser halten, auf Ihren Sinn einzugehen, und eine beruhigtere Zeit abzuwarten, um zum ersten Male ein volles Werk von mir mit so sorgfältiger Vorbereitung ausgeführt Ihnen vorzuführen, wie es diesmal mit diesem Tannhäuser hier der Fall ist: die Aufführung selbst muß und wird Ihnen dann, und bei ruhiger Stimmung, viel bieten, und wir werden es ruhig genießen. —

Dies alles sage ich, und gestehe es Ihnen zu. Soll ich Ihnen aber verschweigen, daß alles und jedes verschwindet vor dem Gedanken, Sie endlich — auch eine Stunde — einmal wieder sehen zu können? — Nein! mein Kind, daß soll Ihnen nicht verschwiegen sein. Und — kämen Sie dennoch, auf die Gefahr mich und meine rechte Art wenig vor sich zu haben, so würde ich dennoch — ich Egoist! — die Stunde selig preisen, in der ich Ihnen einmal wieder in das Auge blicken könnte! —

Und nun genug! Sie wissen das alles besser wie ich! — Augenblicklich habe ich etwas Ruhe, nämlich nicht die täglichen Proben. Durch mannigfaltige Nacharbeiten ist meine Zeit aber immer auf das äußerste in Anspruch genommen. Die Proben gehen mit einer unerhörten, mir oft unbegreiflichen Sorgfalt vor sich, und eine durchweg ungemene Aufführung steht jedenfalls bevor. Niemann ist durchweg erhaben; er ist ein großer Künstler der allerseltensten Art. Das Gelingen der übrigen Partien wird mehr ein künstliches Resultat sein: doch hoffe ich, daß es der äußersten Sorgfalt gelingen wird, die Fäden zu verbergen. —

Und nun tausend Herzensgrüße! Danken Sie Otto schönstens für seine treue Ausdauer: wie er's hier auch treffen möge, er wird's ertragen, und gewiß einen bedeutenden Eindruck mit zurücknehmen.

Adieu, Freundin!

Die Vorstellung steht immer noch auf Freitag 22. fest. Doch möge sich Otto auch erst auf Montag 25. gefaßt halten!

115.

Paris, 6. April 61.

Mein bestes Kind! Ich glaube Sie taten mir unrecht, als Sie sich ein wenig empfindlich darüber zeigten, daß ich Ihnen letzthin eben nur einen an mich gelangten, nicht bedeutungslosen Brief zur Mitdurchsicht übersandte, und kein Wort fand, mit dem ich ihn hätte begleiten sollen. Hat das Schweigen seine Bedeutung für Sie verloren, und könnten Sie sich nur vorstellen, daß ich in solchen Fällen überhaupt nichts zu sagen hätte? Das wäre doch nicht richtig verstanden. —

Wirklich, ich bin es müde, ewig meinen Freunden nur Sorge zu machen. Ich hab' von dem ganzen bedenklichen Pariser Abenteuer nichts übrig, als dies bittere Gefühl.

Der Unfall selbst hat mich im Grunde ziemlich gleichgültig gelassen. Wäre ich nur auf ein äußerliches Gelingen ausgegangen, so hätte ich natürlich vieles ganz anders angreifen müssen; das aber — kann ich eben nicht. Jenes Gelingen konnte für mich nur als eine Folge des inneren Gelingens der Sache zählen. Die Möglichkeit einer wirklich schönen Aufführung irgendeines meiner Werke reizte mich: als diese von mir aufgegeben werden mußte, war ich eigentlich bereits fertig und geschlagen. Was nun über mich erging, war eigentlich die gerechte Strafe für eine mir abermals gemachte Illusion. Sie hat mich nicht mehr tief berührt. Die Aufführung meines Werkes war mir so fremd, daß, was ihr widerfuhr, mich gar nicht recht anging, und ich konnte dem allen wie einem Spektakel zuschauen. Ob der Vorfall Folgen haben kann oder nicht, läßt mich noch kalt: alles, was ich in bezug hierauf empfinde, ist — Müdigkeit, Ekel. —

Wirklich war, was mich einzig nagte, das schnell wieder hervortretende Bewußtsein, daß von so unberechenbar tollen Chancen, wie denen eines Pariser Erfolges, eines meiner innigsten Werke¹, zugleich meine ganze Lebenslage so schwerwiegend abhängen muß. Es ist dies so grauenvoll und wahnsinnig, daß eine Zeitlang es mir wirklich das vernünftigste schien, einer durchaus schiefen und uneinrichtungsfähigen Existenz zu entsagen, und zwar gründlich!

Ich ermüde meine Freunde auf das unverantwortlichste, und schleppe Lasten mit mir, die ich wirklich länger nicht mehr tragen kann. — Der gute Bülow, der mein Leid auf das innigste empfand, hat nun versucht, auf deutschem Boden mir eine etwas beruhigende Aussicht zu erwirken. Ich — hab' wenig Vertrauen, und glaube wohl, im Trachten nach Ruhe so allmählich mich aufreiben zu müssen, bis ich die rechte Ruhe finde. Doch habe ich Pflichten, die mich noch aufrecht erhalten: die Sorge gibt mir neues Leben. —

Weiter kann ich dem Kinde nichts von mir sagen: behalte mir aber vor, ganz artig wieder darüber zu lächeln, wenn man — vom falsch beurteilten Anscheine getäuscht — vorzeitig glaubt gratulieren zu können, — wie mir das vor gar nicht langer Zeit einmal geschehen ist. —

Mein Kind, wohin ist das Glück der Calderon-Abende entflohen? Welcher Unstern hat mich um mein einzig würdiges Asyl gebracht? — Glauben Sie, was Sie auch anders lautend erfahren sollten, — als ich jenes Asyl verließ, war mein Stern dem Untergang geweiht; ich kann nur noch fallen! —

Nie — nie lassen Sie eine andre Meinung aufkommen! Halten Sie daran einzig fest! — Ich klage nicht, und ver-klage nichts: — das mußte alles so sein; aber, um mir immer gerecht zu bleiben, — vergessen Sie es auch nie! — Dies wollte ich Ihnen noch sagen: o, prägen Sie es sich recht ein! —

Und nun grüßen Sie Otto bestens. Sein Hiersein in der bösen Zeit hat mich fast mehr bekümmert als erfreut, wiewohl ich von ganzem Herzen beteuern muß, daß seine Sorge und Teilnahme, sein ganzes Wesen mich tief gerührt hat. Aber ich konnte ihm so gar nichts Persönliches sein. Es war eine ewige Hetze, und das eigent-liche Mißglücken meines Unternehmens entschied sich so recht erst gerade in der Periode seines Hierseins. In jenen Proben, in denen mir mein Werk immer fremder und unwiedererkennlicher wurde, litt ich das meiste. Die Auf-führungen wirkten dagegen nur wie ganz physische Schläge, die mich aus meinem Seelenkummer nur zum Bewußt-sein meines — traurigen Daseins weckten. Die Schläge selbst wirkten nur oberflächlich. —

Sagen Sie Otto auch, daß vermutlich in der Leipziger Illustrierten nächstens ein Bericht¹ von mir selbst über die ganze Pariser Tannhäuser-Angelegenheit zu lesen sein

werde: ich hatte etwas Ähnliches einem Verwandten versprochen. —

Leben Sie wohl, Freundin!

Nächster Tage muß ich auf ganz kurze Zeit nach Karlsruhe und dann schnell wieder zurück, weil ich hier noch gar zuviel zu ordnen habe. —

Mit tausend Grüßen!

R. W.

116.

Wien¹, 11. Mai 61.

Soeben habe ich der Probe zum Lohengrin beigewohnt! Ich kann die unglaublich ergreifende Wirkung dieses ersten Anhörens unter den schönsten und liebevollsten Umständen, künstlerischer wie menschlicher Art, nicht in mir verschlossen halten, ohne sie Ihnen sogleich mitzuteilen. Zwölf Jahre meines Lebens — welche Jahre! — durchlebte ich!! Sie hatten recht, mir diese Freude oft zu wünschen! Aber nirgends hätte sie mir so vollständig geboten werden können, als hier! Ach! wäret Ihr morgen da!! —

Tausend innige Grüße!

R. W.

117.

Paris, 27. Mai 61.

Soeben hier wieder angekommen, finde ich den lieben Brief des teuren Kindes vor, der mir, von Wien nachgeschickt, dort zu meinem Geburtstag mich erfreuen sollte. Unbeschreiblich schön war die Wirkung dieser Zeilen jetzt, wo das Wiedersehen² dazwischen lag: ein Traum war Wahrheit geworden, um wieder in traumhafte Erinnerung aufgelöst zu werden!

So gibt es denn noch Mittel der freundlichsten Herzstärkung und Ermutigung! Sie gehören uns, und wir

gewinnen sie immer neu, weil unser Bewußtsein rein und frei. Gewiß, wir werden uns oft wieder begrüßen, und jedes Wiedersehen wird eine schönere, edlere Blume in den Kranz unsres Lebens flechten!

Tausend treue Grüße von dem kurz Geschiedenen! —

In Karlsruhe habe ich nun recht angenehmen Verkehr mit dem Großherzog gehabt: seine Freude über meinen fest verkündeten Entschluß, eine dortige Niederlassung jeder andren in Deutschland vorziehen zu wollen, war groß. Was er dazu beitragen kann, um mir zu einer geeigneten Wohnung zu verhelfen, wird er mit Eifer tun. —

Hier treffe ich noch Liszt, und werde ihn diesen Abend bei mir länger sehen. . . — Im übrigen, mein Kind, sehe ich jetzt einer bösen, schwierigen Periode¹ entgegen: möge ich alles bis Anfang Juli, wo ich dann über den Rhein zurückgehen würde, glücklich hinter mir haben: dies ist mir zu wünschen! Einstweilen hilft mir der kleine Tausig, der mir richtig von Wien nachgereist ist und mich schon in Karlsruhe einholte, dann und wann zu einer lächelnden Laune. Ich betrachte ihn, als ob Sie mir ihn mit gegeben hätten. —

Und nun noch schönsten Dank für die hübschen Geschenke, die ich beim Schlafengehen fand und sorgfältig egoistisch alsbald zu mir steckte. Den Kranz ließ ich Ihnen; ich weiß, Sie verwenden ihn schön!

Meinen herzlichsten Gruß an Otto und die Kinder! Dank und Liebe für Sie!

Ihr

R. W.

118.

Paris, 15. Juni 1861.

Da habe ich einmal lange dem vortrefflichsten Kinde nicht geschrieben, — und ich hätte doch für den lieben letzten Brief noch so viel Dank zu sagen gehabt! —

Ich lebe bleiche, seelenlose Tage dahin; habe zu nichts in der Welt Lust, nicht zu irgendeiner Arbeit noch zu sonst zu etwas: kaum entschliefte ich mich zum nötigsten Briefschreiben! Vielleicht kann ich meinen Zustand eine Geduldsbewährung benennen! Vollständige Ungewißheit — ist alles, was ich andeutend ausdrücken kann! —

Ich gehe wenig mehr aus: Ekel vor allem ist groß. Ich suche rein die Zeit zu töten, und lese Goethe, wie es kommt; zuletzt die Campagne von 1792. Es ist eine völlige Lethargie, und der Fisch auf dem sandigen Lande ist ein ganz treffendes Bild für mich.

Liszt und Taubig sind seit 8 Tagen fort. Ich ließ sie gern ziehen — so steht's mit mir! Es ist eben alles nicht das Rechte, und nichts hilft mir. Sonderbar muß mir wohl Liszts Lebensbegegnung vorkommen. Zum erstenmal traf ich ihn vor 20 Jahren in Paris, zu einer Zeit, wo mich — in mißlichster äußerer Lage — bereits tiefer Ekel vor der Welt faßte, in welcher er eben glänzend und strahlend vor mir herangaukelte. Jetzt, wo ich nur zu bereuen habe, dieser Welt durch mein Schicksal einmal wieder entgegengetrieben worden zu sein, wo ich meine Jugenderfahrung so gründlich erneuere, und nichts, keine Vorspiegelung, kein Anschein mich mehr bewegen kann, gegen sie den Finger aufzuheben, muß Liszt abermals sich vor meinen Augen darin herumsonnen! . . . Niemand weiß besser wie er, was das ist, das dort zu erreichen ist. Richtiger beurteile ich ihn daher, wenn ich annehme, da das Rechte ihm selbst versagt bleibt, liebt er es, sich dann und wann im Schein zu berauschen . . . Ich konnte ihm nirgendshin folgen, und somit habe ich ihn wenig gesehen. Aber ich habe ihm versprochen, ihn für ein paar Wochen in Weimar zu besuchen; er will da große sinfonische Werke aufführen. —

Ach! Mein Kind! Wenn ich Sie nicht hätte, sah' es böß mit mir aus! Glauben Sie das recht treu und fest! — Und lassen Sie sich damit alles gesagt sein! —

Aber ein Leben habe ich nicht mehr! Vielleicht fasse ich wieder etwas Lust — namentlich zum Arbeiten — wenn ich erst hier heraus bin; wenn nur das erst gelänge! —

Einzig regt mich das Tristan-Vorhaben an. Überlegen Sie sich's doch, wie Sie es mit Papa anfangen, den Herbst und einen Teil des Winters diesmal in Wien zu verleben. Es würde Ihnen doch wohl auch guttun: ich würde mich, solange ich dort bin, schönstens von Euch pflegen lassen; denn ich gehe allein hin, und werde vorläufig bei Kolatschek¹ absteigen. Sie hörten dann einmal ruhig alles an, was ich zum Gehör gebracht habe, Tristan, Lohengrin, Holländer, Tannhäuser —: es sollte Ihnen doch einmal einen heimischen Winter machen. —

Also darüber wollen wir noch viel verhandeln! — Und nun schönsten, herzlichsten Gruß! Und viel Schönes und Gutes an Otto, die Kinder und den ganzen Grünen Hügel,

von Ihrem

grauen

R. W.

119.

Paris

78 Rue de Lille. Légation de Prusse
12. Juli 61.

Mein Kind! Ich schreibe Ihnen aus dem Hotel der preussischen Gesandtschaft, wo ich bei Graf Pourtalès für einige Wochen, die ich noch in Paris aushalten muß, Asyl gefunden habe. Ich habe einen Garten mit schönen hohen Bäumen und einem Bassin mit zwei schwarzen Schwänen² vor mir, über dem Garten die Seine, und über der Seine der Garten der Tuileries, so daß ich ein wenig aufatme, und doch wenigstens nicht mehr im gewohnten Paris bin.

Meine Möbel sind einmal wieder eingepackt und hier im Depot zurückgestellt: wo sie einmal ausgepackt

werden, weiß Gott; wahrscheinlich werde ich sie nie wieder sehen. Ich wünsche, daß meine Frau sich in Dresden niederläßt und sie dort zu sich nimmt. Ich für mein Teil denke an keine Niederlassung mehr. Dies das Resultat einer letzten, schweren, unendlich mühseligen Erfahrung! Es ist mir nicht bestimmt, meine Muse im Schoße einer traulichen Häuslichkeit zu pflegen: von innen und außen wird jeder Versuch, trotz aller Ungunst meines Schicksales einem mir so stark eingeborenen Verlangen zu willfahren, immer bestimmter vereitelt, und jeden künstlichen Schein wirft mein Lebensdämon über den Haufen. Es ist mir nicht bestimmt, und jede gesuchte Ruhe wird mir der Quell peinigendster Beunruhigungen.

Somit weihe ich denn nun den Rest meines Lebens der Wanderschaft: vielleicht ist es mir beschieden, hie und da einmal im Schatten an einem Quelle auszuruhen und mich zu erquicken. Dies ist die einzige Wohltat, die mir noch beschieden sein kann! —

Nach Karlsruhe gehe ich also nicht!!

Sie nehmen aus dieser Mitteilung von Ergebnissen ab, welches die letzten inneren und äußeren Vorgänge meines Lebens waren. —

Endlich starb noch das Hündchen¹, das Sie mir einst vom Krankenbett zuschickten: schnell und rätselhaft! Vermutlich stieß ihn auf der Straße ein Wagenrad, wodurch sich innerlich dem Tierchen ein Organ zerstörte. Nach 5 Stunden, die er lebenswürdig, freundlich, ohne einen Klagelaut von sich zu geben, aber mit zunehmender Schwäche verbrachte, hatte er lautlos geendet. Nicht ein Stückchen Erde stand mir zu Gebot, um das liebe Fründchen zu begraben: mit List und Gewalt drängte ich mich in Stürmers² kleines Gärtchen ein, wo ich ihn verstoßen unter Gebüsch selbst vergrub. —

Mit diesem Hündchen begrub ich viel! — Nun will

ich wandern, und auf meinen Wanderungen werde ich nun keinen Begleiter mehr haben. —

Nun wissen Sie alles! —

Eine Porträtkarte von mir kann ich Ihnen nächstens senden! Liszt, der hier allen Photographen saß, zwang auch mich zu einer Sitzung. Noch habe ich mir die Karten nicht geholt: nächstens soll's aber geschehen. —

Leben Sie wohl und heiter! Viele herzliche Grüße an Otto und die Kinder! Alles Liebe von mir! —

R. W.

120.

Paris, 25. Juli 61.

Ich wollte auf zwei Tage zu Ihnen kommen, ehe ich nach Wien reise. Jetzt macht mir das Liszt zunicht. Er führt am 5. und 6ten August große Musik (Faust usw.) von sich in Weimar auf, und hatte abgemacht, ich sollte ihn für einige Zeit besuchen. Nun ich erfuhr, daß er aus nah und fern Freunde erwartet, wollte ich mich nicht druntermischen, und kündigte an, ich würde nicht kommen. Das scheint ihm aber ans Leben zu gehen, und will ich ihn nicht entscheidend kränken, so muß ich kommen. —

Mich betrübt das, denn mein Plan nach Zürich wird dadurch unausführbar. Bald dachte ich, ob Sie es vielleicht möglich machten, zum 5. und 6ten August nach Weimar zu kommen, was Euch beiden denn doch immer sehr interessant sein müsse, schon um des Ausbleibens von St. Gallen willen. Glauben Sie, daß Otto dazu zu bringen wäre? —

Wenn nicht, so baue ich desto stärker auf Euch für Wien. Dort müßtet Ihr spätestens so Ende September hinkommen, und womöglich recht lange bleiben. —

Ich schreibe Ihnen nicht, weil ich Sie nicht betrüben will. Ich denke eben zuviel an Sie! — Das Gefühl der Fremde in dieser Welt wird für mich immer stärker

Wahrlich, ich weiß nicht, warum diesen Lebensunsinn aushalten? —

Gott weiß, ob mich der Tristan wieder belebt. Blicke ich durch Zufall einmal in die Partitur, so erschrecke [ich] doch manchmal über die Möglichkeit, das bald hören zu sollen. — Von neuem erstaune ich darüber, wie wenig einen eigentlich die Menschen kennen können. Wie ganz anders bin ich, wenn ich für mich bin, und wenn ich zu andren trete. Ich muß oft über das Gespenst lachen, was dann vor die Leute tritt! —

Doch, zu was das? —

Wie geht's mit der Gesundheit? Wirken nun die Bäder gut? — Kraft! wir brauchen's noch! —

Montag will ich hier fortreisen: eine schnelle Antwort trifft mich noch. Dann bis 6. August Weimar. Dann — Wien, k. k. Hofoperntheater. — Doch schreibe ich wohl, wenn ich Sie nicht sehe! —

Gegrüßt aus tiefstem Herzen!

R. W.

121.

Wien, 19. Aug. 61.

Es ist eine eigene Sache mit dem Brieffschreiben, Freundin! Endlich wird eine Stunde festgehalten und der Mitteilung geweiht: welches ist nun gerade diese Stunde, mitten herausgerissen aus diesem ewigen Wechseldrang des Lebens, der Eindrücke, der Stimmungen? Gewiß sagt so ein Brief sehr wenig, und an Geliebte könnten wir uns gar nicht mitteilen, wenn nicht anzunehmen wäre, daß jener Wechseldrang selbst dem andren sympathisch bekannt wäre.

Ihrem Weimarer Briefe mußte ich recht geben, sobald ich einsah, daß Ihr Besuch in Weimar Wien hätte gefährden können. Gebe nun der Himmel, daß der Preis des Opfers uns nicht entzogen werde! Amen!

Von Ruhe und Genuß war in Weimar¹ natürlich nicht die Rede. Von nah und fern drängte sich alles zusammen, mich wieder — oder überhaupt zu sehen. Ich hatte eigentlich jede halbe Stunde einer neuen Person meine Lebensgeschichte zu erzählen. Meine Verzweiflung gab mir endlich meine alte tolle Laune ein, und alle Welt war erfreut über meine Späßhaftigkeit. Nur ernst durfte ich nicht werden, weil ich es überhaupt nicht mehr sein kann, ohne in fast auflösende Weichheit zu verfallen. Dies ist überhaupt ein Fehler meines Temperamentes, der jetzt immer mehr überhand nimmt: ich wehre dem noch, so gut ich kann, denn es ist mir, als ob ich mich einmal geradesweges verweinen müßte.

Es ist mir doch immer mehr, als wäre ich jetzt so ziemlich am Ende meiner Lebensreise angekommen: von Ziel ist längst keine Rede mehr; bald wird mir aber auch der Vorwand, wohl gar der Ausweg fehlen. Verstehen Sie mich recht, wenn ich mit weichster Offenheit bekenne, daß es mir immer schwerer wird, irgendetwas noch ernster Beachtung für wert zu halten: es haftet nichts mehr bei mir, und aller Glaube fehlt; ein einziges gibt es, mich zu gewinnen, — wenn man mit mir weint! — Das hat denn der gute Hans, auch Liszt getan! Auch die gute alte Frommann² kam, und half mir! Das half mir denn einigermaßen ertragen, daß andrerseits man so oft meinen Mut pries und mir von wunderbaren Glorien sprach. — Somit schied ich auch ganz freundschaftlich von Weimar, und namentlich nahm ich auch ein sehr liebliches Angedenken an Liszt mit fort, der nun auch Weimar — wo er nichts pflanzen konnte — verläßt, um zunächst ins Unbestimmte zu gehen. Sein Faust hat mir wirklich große Freude gemacht, und der zweite Teil (Gretchen) hat einen unvergeßlich tiefen Eindruck auf mich gemacht. Mit großer Wehmut erfüllte es mich, daß dies alles ganz ungemein mittelmäßig nur exekutiert werden konnte. Mit einer Probe mußte alles hergestellt

werden, und Hans, welcher dirigierte, tat Wunder, um die Ausführung nur erträglich zu machen. Also dies war endlich das Ziel aller Opfer auch des glücklichen Liszt, daß er dieser elenden Welt nicht einmal die gemeinen Mittel zu einer guten Aufführung seines Werkes abringen konnte! Wie tief bestärkte mich diese Wahrnehmung in meiner Resignation! Noch viel und mancherlei hatte ich bei dieser Gelegenheit zu erfahren, was mir die letzte Klarheit über auch meine Stellung zur Welt gebracht hat. Ich erfuhr noch genau, wie es mit all den Fürsten steht, von denen mehr oder weniger irgendetwas zu erwarten ich seit einiger Zeit mich notwendig gedrängt fühlte. Ich weiß jetzt, daß selbst dem Besten beim besten Willen es ganz unmöglich ist, etwas für mich zu tun. Dies war für mich eigentlich wohlthätig, und ich konnte nicht eine Miene drüber verziehen. Aber ich habe das Gefühl, daß es nun bald aus sein muß, und — wahrlich! — das ist mir eben recht!

Nun bin ich seit mehreren Tagen in Wien. Ein gutmütiger Enthusiast, Dr. Standhartner¹, nahm mich für einige Wochen, solange seine Familie verreist ist, in sein Haus auf; dann muß ich sehen, wie ich mir weiter helfe. Vielleicht finde ich dann wieder jemand, der mich zu sich nimmt! Leider ist mein Tenorist, Ander, noch an der Stimme leidend, und das Studium des Tristan wird dadurch verzögert. Da ich nichts andres vorhabe, auch dem Unternehmen schaden würde, wenn ich mich wieder von Wien entfernte, bleibe ich ruhig und warte ab, was die Sterne über mein letztes Vorhaben, welches mich genau genommen an dieses Leben fesselt (wie das letzte Flattern des Schleiers der Maja), bestimmen werden. Die Leute sind mir hier gut; keines kennt aber eigentlich die Gefahr, in die ich sie mit meinem Tristan bringe, und vielleicht wird noch alles unmöglich, wenn sie dahinterkommen. Nur Isolde², mit der ich kürzlich ein wenig ihre Partie durchging, ahnt, worum es sich handelt. Was

werden sie alle erschrecken, wenn ich ihnen eines Tages offen sage, daß sie alle mit mir zugrunde gehen müssen! —

Bis jetzt kann ich mir bezeugen, daß ich noch niemand absichtlich betrogen habe: es war mir unmöglich, von der Theaterdirektion, die mich nach meinen Bedingungen frug, Geld zu verlangen oder zu stipulieren, wogegen ich mir einzig ausbedang, daß vier Wochen vor der projektierten ersten Aufführung meine Sänger und das Orchester auf das sorgfältigste für mich geschont würden. Dies gibt mir die nötige Gelassenheit: denn ich nahe mich jetzt meinem letzten Ziel, und weiß, daß ich nur dann einiges zu seiner Erreichung wirken kann, wenn ich jede Art von Verbindlichkeit von mir weise. —

So kommen Sie denn, mein Kind, je früher, desto besser! Ich bin ein großer Egoist, wenn ich Sie dazu auffordere, und wenn mich Otto nicht sehr lieb hat, so hat er vollen Grund, in meine Bitte nicht zu willigen. Es handelt sich um ein Letztes: der Lauf und die Bedeutung der Welt sind mir vollständig zuwider; mein letztes deutliches Zeichen kann ich ihr nur ausdrücken, wenn ich nicht an die mindeste Schonung für mich denke. Zu Ihrem Troste sage ich Ihnen aber, daß ich auffallend wohl und gesund bin, mein Aussehen, wie mir alle sagen, vortrefflich ist, und meine Geduld sich erfreulich gestählt hat. Einzig, daß ich übermäßig weich bin, und z. B. die Tiere unter der Menschen Händen mich mehr jammern wie je: auch bin ich hellsehender, wie je, und weiß mich nur sehr schwach noch der Illusion zu bedienen. Somit, wagen Sie es, Kind!

Über meine Reise über München und Reichenhall (bei Salzburg) mit Olliviers¹ schreibe ich ein andermal. Tausend schöne Grüße! Alles Freundliche an Otto und die Kinder! Adieu, liebes Kind!

(Seilerstätte 806.
3 Treppen Wien.)

R. W.

122.

Wien, 13. Sept. 61.

Ich hatte nun drei schöne Stunden. Von denen soll die Freundin wissen. —

Unlängst wurde ich auf den Landsitz einer ungarischen Familie, Graf Náhol¹, entführt, welche sich rühmt, die erste und glühendst meiner Musik ergebene in Wien gewesen zu sein. Ein junger, liebenswürdiger Mann, Fürst Rudolph Liechtenstein, der unterwegs seine gleichwürdige, sehr sanfte Frau mit abholte, geleitete mich nach dem Fuß der Hochgebirge, wo Schwarzau liegt. Wundervolle Lage: die Ebene, wäre sie mit Wasser ausgefüllt, könnte mit Glück an einen Schweizer See erinnern. Die Einrichtung des Schlosses, von durchaus ungewöhnlichem Geschmacke, verriet den seltensten phantasievollen Sinn in der Wahl, Anordnung und Erfindung. Die Gräfin, eine Dame am Ende der dreißiger Jahre, mit überraschend geistvollem großem schwarzen Auge, ist berühmt durch ihr eigentümliches musikalisches Naturtalent; sie hält sich eine Zigeunerbande als musikalische Hauskapelle, setzt sich zu ihr ans Klavier, und phantasiert mit den Leuten stundenlang das wunderbarste Zeug. Ich fürchtete in ihr Exaltation, vielleicht Affektation antreffen zu müssen: ihre Haltung beruhigte mich bald. Besser noch belehrten mich über den Ernst ihres Schönheitssinnes mehrere staunenswürdig ausgeführte Kopien schönster van Dyckscher Porträts, von denen sie mir sagte, daß sie ihr viel Mühe gekostet haben, da sie leider auch in der Malerei nichts Ordentliches gelernt. Etwas Ähnliches wie ihr Atelier habe ich noch nicht gesehen. Beim Frühstück wurde der Lektüre erwähnt: sie las jetzt Tschudis Tierleben der Alpenwelt. Zu einem wunderschönen hellen Jagdhunde kam bald ein herrlicher, rabenschwarzer Neufundländer von riesiger Gestalt hinzu: beide fühlten sich, von der Herrin geliebt, unbeschreiblich wohl. Wir gerieten auf das Verhalten der Tierwelt zum Menschen: ich entwickelte mein Lieblings-

thema, und fand höchst sympathisierende Zuhörer bis zur vollen Höhe meines Glaubensbekenntnisses. Die Zigeunerbande war augenblicklich in Ungarn: die Gräfin versuchte nun allein auf dem Klavier uns einen Begriff davon zu geben, wie sie mit ihnen musiziere. Dies war sehr originell und fesselnd. Bald mischte sie Motive aus Lohengrin hinein: da mußte endlich auch ich ans Klavier. Ich freute mich der schönen Stille, mit der alles aufgenommen wurde. Nur der Graf, ein schlanker schöner Ungar von echtem Schlage, glaubte mir durch viel Erzählen und Reden von dem Eindrucke meiner Werke sprechen zu müssen. Ich litt es mit vieler Geduld, weil er unglaublich gutmütig mir den Inhalt der über mich gehörten Gespräche vorführte. An dem jungen Liechtenstein lernte ich eine rührende Melancholie kennen: er hat sich zur politischen Laufbahn entschlossen, nachdem er sehr jung den Seedienst erwählt hatte, und muß sich nun immer mehr eingestehen, wie wenig er zum Politiker gemacht sei. Der Tag wurde mit Spazierfahren und gehen angenehm und sanft ermüdend vollbracht. Am Morgen mußte ich dann sehr früh geweckt werden, weil ich anderen Tages mit meinem Sänger Ander ein Rendezvous in Mödling, was auf dem Weg von Schwarza nach Wien liegt, verabredet hatte. Alles fand sich in der frühesten Morgenfrische noch einmal zum Frühstück auf der Terrasse zusammen, und mit zwei andren ungarischen Magnaten, Zichy und Almasy, welche unaufhörlich von ihren Pferdezüchtungen sprachen, begab ich mich auf die Rückreise bis Mödling; wo ich früh um 8 Uhr, bei herrlichem Wetter, ausstieg. Es war mir noch zu früh, um Ander aufzusuchen; auch war ich vom vielen Reden und schließlichen Redenhören ermüdet, und beschloß, zuvor ein wenig mir allein anzugehören. Ich nahm einen Wagen, fuhr in das reizende Tal der Brühl; dort steht ein Vergnügungsort, der um diese Tageszeit ganz einsam war. Hinter das Haus, in den Garten, mit dem Blick auf herrliche Auen und Bergwälder, prachtvoll von

der frühen Sonne beleuchtet, — dorthin setzte ich mich, und erlebte — still und einsam — die erste schöne Stunde, von der ich erzählen wollte. Ich schied von dort tief beruhigt, versöhnt und beglückt!

Die zweite schöne Stunde war nun die, in welcher die Freundin mir genau und bestimmt sagte, was ich in jener ersten Stunde empfunden. Daß ihr Ulrich v. Hutten die Feder geführt, machte ihre Weissagung nur bedeutsamer. Die volle, ganze Seele meines Daseins trat zu mir, deutete mir das Schweigen jener Stunde, und der Engel hauchte seinen Segenskuss auf meine Stirn. — Und das war die zweite schöne Stunde. —

Und nun die dritte? —

Dies war ein unerwartet schönes Gelingen. Der fliegende Holländer (die einzige Oper von mir, die man bei Anders fortwährender Unpäßlichkeit jetzt geben kann) war zu gestern angesetzt. Ich hatte vor kurzem diese Oper bereits wieder gehört, und war diesmal sehr unbefriedigt geblieben. Besonders verletzten mich einige sehr bedeutende Mißverständnisse in der Auffassung und im musikalischen Tempo, sowie mehre Roheiten im Vortrage des Frauenchores. So ließ ich denn zu gestern früh die beiden Hauptsänger, den Chor und den Kapellmeister zu einer kleinen Mitteilung zusammenrufen. Es betraf hauptsächlich die große Szene zwischen dem Holländer und Senta: kurz und bestimmt machte ich ihnen das nötige klar; sie schienen betroffen zu sein, so etwas Richtiges verfehlt zu haben: Chor und Kapellmeister wurden gleichmäßig instruiert. Es betraf eine bereits sehr zur Routine gewordene Aufführung, und leicht war es, da das Orchester nicht hatte zusammengerufen werden können, daß durch die Neuerungen auffällige Störungen veranlaßt würden. Nun war meine Freude über die Aufführung desto größer. Ein neuer Geist war in alle gekommen. Der Kapellmeister selbst war erstaunt über die Präzision, mit welcher die Neuerungen ausgeführt wurden: meine beiden Sänger waren gerade

an diesen Stellen wirklich erhaben. Aber von Anfang bis zu Ende war alles ergreifend, ja überwältigend für mich! Ich kann nicht anders sagen: ich erlebte viel Schönes und ich muß diesen Abend meine dritte schöne Stunde nennen! —

Und dies sei genug für heute! Das Glück der Erinnerung der drei Stunden sei nicht gestört; und darum — nichts mehr heute von mir! Aus Nebel und Grauen reiche ich Dir die Hand, und rufe: dies war möglich! — Nun denn, Mut! Mut! Noch steht die schönste Stunde bevor! —
 R. W.

123.

Wien, 28. Sept. 61.

Kaiserin Elisabeth
 Weihburg-Gasse.

O mein edles, herrliches Kind! —

Ich sollte fast nichts als diesen Ausruf heute niederschreiben. Es ist alles so nichtig, was ich dem hinzusetzen kann! Die Musik macht mich nun einmal eigentlich ganz nur zum exklamativen Menschen, und das Ausrufungszeichen ist im Grunde die einzige mir genügende Interpunktion, sobald ich meine Töne verlasse! Das ist auch der alte Enthusiasmus, ohne den ich nicht bestehen kann; und Leiden, Kummer, ja Verdruß, üble Laune nimmt bei mir diesen enthusiastischen Charakter an, — weshalb ich denn auch gewiß andren so viel Not mache! —

Was man doch alles in Zürich zustande bringt! Wien, Paris und London kann man durchstöbern, um so etwas Photographisches zu finden, als da der Herr Keller¹ zustande gebracht hat! Ach, Kind, was sind Sie schön! Das ist gar nicht zu sagen!! — Ja Gott! in diesem Herzen muß es königlich hergehen: der elendeste Bettler, der darin wohnt, muß bald sein Haupt in die Wolken ragen fühlen! — Auch die Geburtswehen der höchsten Geburt sind auf

diese Wangen geschrieben, die einst so kindisch lächelten! — Ja! Nun wohnt Gott in dem Kinde! — Verneigt Euch tief!! — — —

Sie meinen, ich komme heute spät mit meinem Danke? — Wahrlich, ich komme eben erst heut' zu irgendetwas. Ich tauche eben erst nur einmal wieder auf aus allerhand Trübsal, von der die stolze Frau möglichst wenig wissen soll. Nun bin ich auch einmal wieder umgezogen: ein Bekannter¹, der mir — weil er mit seiner Familie abwesend war — seine Wohnung bisher zu Gebot gestellt, kommt in diesen Tagen zurück; und da mich Unglücklichen nun einmal das Los einer anständigen Gastfreundschaft durchaus nicht treffen will (ich muß den liebenswürdigen preussischen Gesandten in Paris ausnehmen), so blieb mir nichts übrig, als mich wieder einmal in einen Gasthof einzunisten. Hier habe ich mich nun für einige Monate eingerichtet, und hier erst packte ich meinen kleinen fliegenden-Holländer-Hausstand aus. Da kam denn auch erst die große grüne Mappe wieder zum Vorschein. Die hatte ich seit Luzern verschlossen gehalten. Nun suchte ich den Schlüssel hervor, um den Schatz in Augenschein zu nehmen. Himmel, wie ward mir da! Zwei Photographien, die Geburtsstätten des Tristan: der Grüne Hügel mit dem Asyl und der venezianische Palast. Und nun die Geburtsblätter mit ersten Skizzen, wunderlichen Embryonen, auch den Widmungsversen², mit denen ich dem Kinde einmal die vollendeten Bleistiftskizzen des ersten Actes zusandte: wie freute ich mich dieser Verse! Sie sind so rein und treu! — Auch das Bleistiftblatt des Liedes fand ich, aus dem die Nachszene entstanden. Weiß Gott! Mir gefiel dies Lied besser als die stolze Szene! Himmel, das ist schöner als alles, was ich gemacht! Ich erbebe bis in den tiefsten Nerv, wenn ich's höre! — Und ein solch allgegenwärtiges Nachgefühl im Herzen tragen, ohne überfelig zu sein!! Wie wäre dies möglich? — Ich schloß die Mappe schön wieder zu: aber den letzten Brief mit dem Bild öffnete ich wieder:

— und da kam nun der Ausruf!! Verzeihung! Verzeihung
 — ich will nicht wieder rufen! —

Und am wenigsten sollte ich es jetzt, wo ich meine
 Zeilen an Sie nach Düsseldorf richte, dort, wohin Sie
 gingen, einer schwerleidenden Mutter beizustehen! — Wie
 tief betrübt mich der Gedanke, ihr von gar keinem Trost
 sein zu können! Ich danke ihr so Unsägliches, und viel-
 leicht muß selbst mein Name vor der Kranken nicht aus-
 gesprochen werden! Ich fürchte dies in höchster Bescheiden-
 heit, das können Sie wohl glauben!! Sagen Sie ihr aber
 an dem Tage, wo Sie sie nach diesem Briefe zuerst wieder
 sehen, daß Sie heute aus doppeltem Herzen ihr Geduld,
 Besserung und Genesung wünschten! —

Nun sehe ich dem 20. Oktober¹ entgegen. Nicht wahr?
 — Ich denke an allerhand Gutes, das ich Euch hier be-
 reiten will: den Holländer und den Lohengrin sollt Ihr
 alsbald und öfter hören, und auch zum Tristan ist nun
 Hoffnung da. Mein Sänger ist wieder im Besitz seiner
 Stimme, voll Hoffnung und Eifer. So soll es denn end-
 lich nun ernst an das Studium gehen.

Nun seid gesegnet, meine Lieben!

Viele schöne Grüße an Otto und die Kinder, die doch
 wohl mit sind? Alles Edle und Ewige der Königin!

R. W.

124.

Paris, 19 Quai Voltaire.

21. Dez. 1861.

Glaubten Sie wohl, ich würde Ihnen nicht zum Ge-
 burtstag gratulieren? Das wußten Sie wohl, daß Weihnachts-
 nacht um einen Tag vorausgerückt ist! —

Glück und Gedeihen von ganzem Herzen! —

Ich habe mich wieder in die Arme meiner alten Ge-
 liebten geworfen: — die Arbeit hat mich wieder, und zu
 ihr rufe ich nun: „gib Vergessen, daß ich lebe!“ —

Vor drei Wochen reiste ich von Wien ab, sofort nach Paris. Niemand wollte mich. Vor einem Jahr kann ich den Tristan nicht aufführen. Wie und wohin dies Jahr? Ich hatte keine schönen Tage. Metternichs Einladung¹ blieb mir einzig treu. Nur war, infolge des plötzlichen Todes der Schwiegermutter, unversehens ein Verwandter nach Paris gekommen, der das mir bestimmte Appartement in Beschlag hielt. Erst Anfang Januar kann ich einziehen. In Wien konnte ich nicht bleiben. Nirgends sonst war ich willkommen. So reiste ich schon Anfang Dezember nach Paris, und helfe mir bis Januar mit einem kleinen Zimmer am Quai Voltaire. Ich bin so weit, die Aufnahme in ein wohlgepflegtes Haus mit guter Bedienung und ohne nötigen Aufwand für bequemen Lebensunterhalt, als ein mir bevorstehendes segenswertes Glück anzusehen. Gewiß gönnen Sie mir's! —

Hier gebe ich mir die größte Mühe, mich zu verleugnen. Gelingt mir's nicht ganz, so stelle ich mich doch wenigstens vor mir so, als wüßte man nichts von meiner Anwesenheit. Jetzt gelang mir's doch schon drei Tage hintereinander, mit niemand sprechen zu müssen. (Das böse Sprechen!) Beim Restaurant sah ich Royer, den Direktor der Grossen Oper; stellte mich aber, als bemerkte ich ihn nicht. Als ich ihn bald darauf wiedersah, hatte ich währenddem die Anzeige einer von ihm erschienenen Übersetzung verschollener Theaterstücke des Cervantes gelesen: plötzlich interessierte mich der Mensch. Nun war es drollig, daß ich auf ihn zuging, mich eine volle halbe Stunde mit ihm unterhielt, und dabei den Opern-Direktor so vollständig ignorierte, daß zwischen uns nur einzig von Cervantes die Rede war. Er schickte mir andren Tages sein Buch. Über alle Massen rührte mich die Vorrede des Dichters. Welch tiefe Resignation! —

Ich muß oft laut auflachen, wenn ich von meinem Arbeitsplane auf den Blick auf Tuilerien und Louvre mir gegenüber richten muß! Sie müssen nämlich wissen,

daß ich mich jetzt eigentlich in Nürnberg herumtreibe, und dabei mit ziemlich eckigem, derbem Volk zu tun habe. Es blieb mir nichts andres übrig, als mich unter solche Gesellschaft zu machen. Die Rückreise von Venedig nach Wien¹ war recht lang: zwei volle, lange Nächte und einen Tag saß ich zwischen Einsst und Jetzt hilflos eingeklemmt, und fuhr so recht ins Graue hinein. Eine neue Arbeit mußte es sein, sonst — war's zu Ende! Leider werden meine Gesichtsfunktionen immer stumpfer: meinen Blick fesselt gar nichts, und alles Lokale, sowie alles was dran haftet oder haften kann, und wären's die größten Meisterbilder der Welt, zerstreut mich nicht, ist mir gleichgültig. Ich hab' das Auge nur noch, um Tag oder Nacht, hell oder düster, zu unterscheiden. Es ist wirklich ein Absterben gegen außen und nach außen: ich sehe nur noch innere Bilder, und die verlangen nur nach Klang.

Aber kein passioniertes Bild wollte mir auf jener grauen Reise mehr hell werden: es kam mir die Welt recht wie Spielware vor. Und das brachte mich denn wieder nach Nürnberg, wo ich im vergangenen Sommer einen Tag zugebracht hatte. Da ist viel Hübsches zu sehen.

Jetzt klang mir's nach, wie eine Ouvertüre zu den Meisterfingern von Nürnberg. Als ich in meinem Wiener Gasthof wieder angekommen, arbeitete ich mit sonderbarer Hast den Plan² schnell aus; es wurde mir ganz wohl, dabei zu bemerken, wie klar mein Gedächtnis geblieben, wie willig und ergiebig meine Phantasie im Erfinden war! Es war eben eine Rettung, wie eintretender Wahnsinn ja auch das Leben retten kann! Nun schloß ich links und rechts ab, schob den Jahresriegel vor Tristan, dankte schön für einige Einladungen zu Triumphen in verschiedenen Städten meines herrlichen deutschen Vaterlandes, und — gelangte dahin, wo ich bin, um „zu ver-
gessen, daß ich lebe!“ —

Ihre Heimreise über den heiligen Gotthard wird auch nicht lieblichster Art gewesen sein! Doch war mir's lieb, Sie nicht an meiner Seite auf der Reise über Wien zu wissen: ich war für diesmal so engherzig geworden, mir zu gratulieren, keine Mitschuld an einem Uebelbehagen für Sie und Ihren Gemahl mir zumessen zu müssen. Auch kam Iphigenie am vermuteten Tage richtig nicht heraus. Dagegen beruhigte es mich, Sie bald auf dem Grünen Hügel angelangt zu wissen, wo Sie nun wieder der Kinder sich erfreuen konnten.

Ihres Mannes Befinden tut mir sehr leid. Er ist auffallend Hypochonder. Ob die Züricher Zurückgezogenheit ihm vorteilhaft ist, muß doch bezweifelt werden. Man will bemerkt haben, daß er bei Zerstreuung in großen Städten, bei viel Gesellschaft usw. bei weitem weniger auf sich selbst achtet, und dann sich ganz gut befindet. Wohl ist er nicht gemacht, mit Erfolg sich mit sich selbst zu beschäftigen: Lektüre kann ihm nicht viel helfen; es fehlt ihm da zuviel von dem, was man in früherer Jugend sich gewinnen muß, und was später nicht nachzuholen ist. So gerät er in müßiges Grübeln und peinliche Zweifelhaftigkeit. Ich glaube, liebe Freundin, es ist wichtig, daß Sie hierfür mit der Zeit an eine Änderung denken: denn ersichtlich ist es besonders denjenigen, der eine Zeitlang ferne von Ihnen war, daß es sich hier um Krankheiten handelt, die nicht nur im tiefen, sondern fast mehr noch im kleinen Leiden ihren Grund haben. —

Vielleicht lächeln Sie über meine Besorgnis und meinen Rat? Ach! Wohl bin ich nicht eigentlich berufen dazu. — Wenn man aber darüber ist, sich selbst so zu helfen, wie ich es eben mit mir tue, wird man völlig übermütig, und traut sich wohl zuviel zu, indem man auch andren helfen will: dieser Übermut ist aber wenigstens wohl gutmütig. Zürnen Sie mir also darum nicht! —

Auch vergeben Sie mir jetzt meine Nürnberger Meisters

singer! Sie werden einen ganz artigen Sinn bekommen, und schnell, wohl schon zu Anfang nächsten Winters über die deutschen Theater gehen, wo ich mich dann nicht viel um sie bekümmern werde.

Die Aufführung des Tristan bleibt mein Hauptaugenmerk: ist diese geglückt, dann habe ich nicht viel mehr auf dieser Welt zu tun, und gern lege ich mich dann zu Meister Cervantes schlafen. Daß ich den Tristan geschrieben, danke ich Ihnen aus tiefster Seele in alle Ewigkeit! —

Nun leben Sie wohl! Walten Sie ruhig fort, lernen und lehren Sie! Geduld haben Sie ja: die lernte nun auch ich! Tausend schöne Grüße zum Geburtstag!

Ihr

K. W.

125.

[Paris, Ende Dezember 1861]

Haben Sie schönsten, herzlichsten Dank¹, mein Kind! —

Ich erwidere Ihnen mit einem Bekenntnis. Es wird unnütz sein es auszusprechen: Alles in und an Ihnen sagt mir, daß Sie alles wissen, und doch treibt es mich, Ihnen auch meinerseits Sicherheit zu geben. —

Nun erst bin ich ganz resigniert!

Das eine hatte ich nie aufgegeben, und glaubte es mir schwer gewonnen zu haben: mein Asyl noch einmal wiederzufinden, in Ihrer Nähe wieder wohnen zu können. — Eine Stunde des Wiedersehens in Venedig genügte, um dieses letzte liebe Wahngesicht mir zu zerstören!

Ich mußte schnell erkennen, die Freiheit, die Ihnen nötig ist, und auf die Sie für Ihr Bestehen halten müssen, können Sie nicht behaupten, sobald ich in Ihrer Nähe bin: nur meine Entfernung kann Ihnen die Macht geben, sich frei nach Ihrem Willen zu bewegen; nur wenn Sie nichts zu erkaufen haben, haben Sie keinen Preis zuzugestehen.

Ich kann es nicht ertragen, um den Preis meiner Nähe Sie beengt und bedrängt, beherrscht, abhängig zu sehen: denn ich kann dann dieses Opfer nicht vergüten, weil meine Nähe Ihnen nichts mehr bieten kann, und der Gedanke, daß das Elend: Wenige, was ich Ihnen unter solchen Umständen sein kann, eben mit aller Freiheit, mit der eigentlichen Menschenwürde erkaufte ist, läßt mich dieser Nähe selbst als einer Qual empfinden.

Hier hilft kein Schmeicheln mehr. — Ich sehe, Sie fühlen und wissen es selbst: und wie sollten Sie nicht zuallererst! Sie wußten es lange und eher als ich, der ich heimlich lange immer noch unverbesserlicher Optimist blieb. —

Das war's, das allein, was sich in Venedig wie Blei auf meine Seele legte. Nicht meine Lage, mein sonstiges Mißglücken: das ist und war mir, seit ich Sie kenne, an sich immer gleichgültig. Sie glauben kaum, mit welcher völligen Gefühllosigkeit ich in all diesen Dingen mich entscheide, die in Wahrheit mein Gefühl gar nicht treffen, oder doch nur ganz vorübergehend, und zwar immer nur im Hinblick auf die Lage, die eigentlich meiner würdig wäre, und in der es für mich Gelingen und Mißlingen gar nicht geben würde. —

Ich bleibe dabei, daß es mir ein Trost ist, Sie mit Neigungen ausgestattet und in einer bürgerlichen Lage befindlich zu wissen, die Ihrem Leiden einen idyllischen, sanften Charakter ermöglichen. Für mein Teil trachte ich nur noch, mein äußeres Leben mir so zurechtzulegen, daß ich ganz unbehelligt meinem inneren, gänzlich frisch erhaltenen Schöpfungsdrange nachgehen kann. Dazu bedarf ich vor allen Dingen einer häuslichen Niederlassung: diese nehme ich unter allen Bedingungen an. Denn nun kann ich alles, alles ertragen, weil mich nichts mehr drückt. Das Leben und alles, was sich darauf bezieht, hat gar keinen Sinn mehr für mich. Wo? und wie? — ist mir grenzenlos gleichgültig. Arbeiten will ich: nichts

weiter mehr! — Dann auch Ihnen eben kann ich nur noch ganz für mich etwas sein. Das weiß ich, und das wissen Sie auch! Das Gräßliche, Letzte ist überstanden: Venedig, die Rückreise und die darauffolgenden drei Wochen — schrecklich! — sind hinter mir! — Nun guten Mut! 's muß gehen! —

Ich will Ihnen oft was von meiner Arbeit schicken. Was werden Sie für Augen machen zu meinen Meistersingern! Gegen Sachs halten Sie Ihr Herz fest: in den werden Sie sich verlieben! Es ist eine ganz wunderbare Arbeit. Der alte Entwurf¹ bot wenig, oder gar nichts. Ja, dazu muß man im Paradies gewesen sein, um endlich zu wissen, was in so etwas steckt! —

Von meinem Leben erfahren Sie immer nur das Notwendigste — Äußerlichste. Innerlich — seien Sie das versichert! — geht gar nichts mehr vor; nichts als Kunstschöpfung. Somit verlieren Sie gar nichts, sondern das einzige Wertvolle erhalten Sie, meine Arbeiten. Aber auch sehen wollen wir uns dann und wann. Nicht wahr? Dann ohne allen Wunsch! Somit auch gänzlich frei! —

So! Das ist ein merkwürdiger Brief! Sie glauben nicht, wie leicht es mir nun ist zu wissen, daß Sie wissen, daß ich weiß, was Sie lang wußten! —

Da noch ein Schusterlied²! —

Ade! mein Kind!

Der

Meister!

126.

Viel Glück, und daß es blüh' und wach,
Das wünscht von Herzen euch Hans Sachs.
Was Neu's³ im alten Jahr! —

Gut Jahr.

R. W.

Lassen Sie sich übrigens nicht irremachen: was drin steht, ist alles von mir eigens gefertigt. Nur die 8 Zeilen, mit denen in der letzten Szene Sachs vom Volke begrüßt wird, sind von Sachs aus seinem Lied auf Luther. Auch die Namen der Meister:Weisen und Töne (mit Ausnahme einiger von mir erfundener) sind echt: im ganzen wundert's mich, was ich aus den wenigen Notizen machen konnte.

Morgen gehe ich nach Mainz, um von da aus in Biebrich oder Wiesbaden das Nest zu suchen, in welchem ich mein gelegtes Meister: Ei musikalisch ausbrüten kann.

Wollen Sie mir, ehe Sie wieder etwas von mir erfahren, einmal schreiben, so adressieren Sie aux soins de J. B. Schotts Söhne in Mainz.

Gott behüte Sie, mein Kind!

Schön Gruß vom

Meister.



Biebrich a. Rh.¹

13. Februar 1862 bis 9. Juni 1862

129.

Biebrich, 13. Febr. 62.

Das böse Kind will den Meister wohl gar nichts mehr von sich wissen lassen? Ich hätte gern erfahren, wie ihm die Meistersinger gefallen. Nun werd' ich gar ängstlich, es möchte krank sein! — Ich bleibe nun bis zum Spätherbst (zur hoffentlichen Vollendung der Komposition) hier in Biebrich, beim Architekten Frickhöffer, wo ich mir auf ein Jahr ein paar hübsche, wunderschön gelegene Zimmer, dicht am Rhein, neben dem Schloß gemietet habe, die ich mit allerhand Mietmöbeln mir herrichte. Mein einziges Eigentum bildet dabei die bekannte Teemaschine nebst Kanne. Ich denke nun bald darin zur Ruhe zu kommen. Wenn nur das Kind vom Grünen Hügel schrieb!

R. W.

130.

Biebrich,
16. Febr. 62.

Freundin!

Sie tun unrecht mich zu beachten: es wird mir dies jetzt zur Beschämung. Ich war unwissend, und somit unruhig. Ein Wort genügte. Ein trauriges, trostloses Wort! O wieviel glücklicher, tot zu sein, als ein Geliebtes tot zu sehen! — So geht es denn über Sie, und Sie erhalten eine Weihe nach der anderen! Dem Ernstestiefen ist es eine Weihe: Denken und Fühlen wird ihm eines; er fühlt das Tiefstgedachte, und weiß, wie furchtbar wahr es ist!

Der Mutter habe ich eine inhaltschwere Träne geweint! Seien Sie mir willkommen in diesem ernsten Reiche, das mich nun ganz aufgenommen hat, und aus dem ich einzig nur noch auf die Welt schauen kann. Sie kann mir nun hell erscheinen, denn ich blicke nun nicht mehr in die Nacht, sondern aus der Nacht!

Lassen Sie die Meistersinger ganz beiseite! Das Manuscript gehört Ihnen: ich hatte nichts anderes im Sinne, als Ihnen Ihr Eigentum zuzustellen!

Herzliche Grüße an Otto und die Kinder!

Biebrich

R. W.

(bei Architekt Friedhöffer)

131.

Biebrich,

12. März 1862.

Ich schrieb Ihnen zuletzt einmal von Paris, Sie sollten von meinem Leben fortan wenig mehr erfahren, dafür nur noch von meinem Schaffen¹, weil das erstere keine rechte Bedeutung mehr haben könnte. Wie aber nun, wenn ich nicht zum Schaffen komme, wenn mir nur das Leben zu tun macht? Dann muß es denn wohl solche bedenklichen Lücken geben, wie diesmal, wo ich auf Ihre Briefe, auf Ihr Geschenk, Sie so lange auf ein dankendes Lebenszeichen warten lassen mußte? — Nun sage ich Ihnen denn auch heute nichts weiter, als: Morgen gedenke ich endlich meine Arbeit zu beginnen. Das war eine Unterbrechung von sechs Wochen, während welcher ich allerdings nur „gelebt“ habe. Es war darnach! —

Jetzt bin ich hier² völlig eingerichtet, habe zwei Zimmer auf ein Jahr gemietet, Flügel, Bücherschrank, das berühmte Ruhebett, die drei römischen Kupferstiche und das alte Nibelungenblatt³. Vorm Schreibtisch hängt auch die Photographie vom Grünen Hügel: in einem Fenstererker der Palazzo Giustiniani. Die Lage ist außerordentlich schön: dicht am Rhein, dem Schloß zur Seite, in einem ganz

alleinstehenden Hause, das Gott vor weiteren Bewohnern bewahren möge! Es ist auf Spekulation sehr schön gebaut und enthält eine ganz wunderhübsche große Wohnung, in welche ich gern etwas Anständiges wünschte. Schöner, sehr geräumiger Garten: aus dem Park und von der Insel gegenüber singen die Vögel um die Wette: die Nachtigallen sollen ihrerzeit zahllos sein, und völlig betäubend werden. So will ich denn hier mein Meisterfinger-Schicksal erwarten!

Schönen Dank für den Brief, mit dem Sie mich eigentlich doch beschämten: Sie lasen zu früh, und schrieben mir zu früh! Sie hätten mich noch ganz im Winkel lassen sollen. Übrigens merkte ich doch, daß Sie diesmal zum ersten Male ein Gedicht von mir durch Lektüre, nicht durch Vorlesung meinerseits kennen lernten! Auch das schwierige Manuskript hat Ihnen große Mühe gemacht. Ja, das ist etwas andres, wenn man sich allein selbst helfen muß. Ich hab' es nun mehremal vorgelesen, zuletzt Großherzogs in Karlsruhe¹: die haben sehr gut zugehört, wenn auch noch lange nicht so wie das große Micky. Gerade über die Regeln der Tabulatur haben sie sehr lachen müssen: Sie, Kind! darauf ist's ja mit dem wunderbar pedantischen Kram abgesehen: lachen soll man. Zu den Walter-Liedern fehlt Ihnen die Melodie: die ist hier allerdings die unumgängliche Hauptsache: ich hab' die Verse nach der Melodie im Kopfe gemacht: die können Sie sich nun allerdings nicht denken. Hören Sie aber einmal, wie leicht das klingt; z. B.

Mäßig.

Fern mei-ner Ju - gend goldnen To-ren zog ich einst
 aus in Be - trach-tung gang ver - lo - ren: usw.

Das Volk hört dann von der ganzen Sache nur die Melodie: mein Geheimnis errät, wer kann. —

Zum erstenmal las ich's am 5. Februar in Mainz bei Schotts¹ vor: es Ihnen zuerst vorzulesen, hatte ich aufgeben müssen. Doch mußte ich für Sie einigen Ersatz haben, und schrieb vor meinem Fortgang von Paris nach Wien an Cornelius, von dem Sie mit der Zeit mehr erfahren werden, er müsse am 5ten abends bei Schotts in Mainz sein, sonst würde ich ihn wieder „Sie“ nennen. Nun ging's wie in der Bürgerschaft her: Sie wissen, alle Flüsse waren übergetreten, viele Eisenbahnzüge gingen gar nicht mehr; völlige Gefahr überall. Macht alles nichts: Schlag 7 Uhr am 5ten tritt mein Cornelius ein, und andren Tages reist er nach Wien zurück! Nun müssen Sie aber wissen, welch armer Teufel das ist; wie der sich mit Stundengeben quält, es monatlich auf 40 fl. zu bringen. Aber — er liebt mich sehr. Und Sie sahen, was ich auf ihn gebe. Schreiben Sie ihm, Kind: er liebt Sie auch. Er wohnt „Weißgerber-Pfefferhofgasse 30 Wien“ und heißt „Peter Cornelius“, ist auch ein Neffe des berühmten Malers.

Nun leben Sie wohl, und seien Sie allerschönstens gegrüßt. Ich konnte erst heut' schreiben: ich hatte auf gute Laune zu warten. Adieu, mein Kind!

R. W.

P. S. Ach, das schöne Kissen! Sehen Sie, so was stecke ich nun ein, und sage gar nichts erst dazu! Schön verwöhnt!!

I32.

Biebrich a. Rh.

22. Mai 1862.

Liebe Freundin!

Heut' ist mein Geburtstag. Man hat mir Blumen ins Haus geschickt. Ich war krank, und bin erst gestern wieder in den Park gekommen. An Sie durfte ich jetzt wenig denken, da ich Ihnen in nichts mehr helfen und nur stille Wünsche noch für Ihr Wohlergehen hegen darf. So saß ich einsam.

Plötzlich kam mir ein Einfall zur Orchestereinleitung des dritten Aktes der Meisterfinger¹. In diesem Akte wird den ergreifendsten Kulminationspunkt der Moment abgeben, wo Sachs vor dem versammelten Volke sich erhebt, und von diesem durch einen erhabenen Ausbruch seiner Begeisterung empfangen wird. Das Volk singt da feierlich und hell die acht ersten Verse von Sachsens Gedicht auf Luther. Die Musik dazu war fertig. Jetzt zur Einleitung des 3. Aktes, wo, wenn der Vorhang aufgeht, Sachs in tiefem Sinnen dasitzt, lasse ich die Bassinstrumente eine leise, weiche, tief melancholische Passage spielen, die den Charakter größter Resignation trägt: da tritt, von Hörnern und sonoren Blasinstrumenten die feierlich freudig-helle Melodie des „Wacht auf! Es rufet² gen den Tag: ich hör' singen im grünen Hag ein' wonnigliche Nachtigall“ wie ein Evangelium hinzu, und wird wachsend von dem Orchester durchgeführt.

Es ist mir nun klar geworden, daß diese Arbeit mein vollendetstes Meisterwerk wird und — daß ich sie vollenden werde.

Mir aber wollte ich ein Geburtstagsgeschenk machen; ich tu' es, indem ich Ihnen diese Nachricht sende.

Bewahren Sie sich; pflegen Sie sich, und — müssen Sie an mich denken — so stellen Sie sich vor, Sie sähen mich immer in der Stimmung dieser Geburtstags-Morgenstunde; dies wird Ihnen tröstlich sein, und auch Sie werden gedeihen. Gewiß! —

Schönsten Gruß von

Ihrem

Richard Wagner.

133.

Biebrich

9. Juni 1862.

Liebe Freundin!

Ich wollte dieser Tage immer schon der Myrrha schreiben, um ihr für den Anteil an dem schönen Kissen, den

ich gewiß ihr zusprechen muß, zu danken. Auch sie muß sich aber an meine Undankbarkeit gewöhnen, die nicht im Undanke selbst liegt, sondern in der so oft unterlassenen Bezeugung desselben. Solche Bezeugungen sind angenehme, schmeichelnde Ergießungen, mit denen man sich selbst am meisten erfreut und schmeichelt. Ich komme selten nur noch zur Ausführung so behaglicher Vorhaben. Bei mir geht alles nur auf einen letzten, ernstern Abschluß hinaus. So kann ich auch auf die Blume, die auf diesem letzten Wege mir gestreut wird, nur noch mit Wehmut blicken.

Das Gedicht, das Sie mir heut' schickten, ist sehr schön, ich glaube, wirklich meisterhaft.

Der Witz der Sage erscheint mir nur jetzt anders. Dem Neck¹ wird dort die schmeichelnde Hoffnung gegeben: ich für mein Teil verstehe keine Hoffnung mehr, und für nichts bin ich unzugänglicher geworden, als für ihren Zuspruch. Dagegen verstehe ich jetzt die Seligkeit, die wir wirklich nicht erst zu erhoffen haben, sondern deren wir Herr sind. Vielleicht entsinnen Sie sich, wie ich Ihnen schon früher einmal mittheilte, im Laufe meines Lebens immer lebhafter innegeworden zu sein, daß die Kunst mir erst dann ungeahnteste Seligkeit bereiten würde, wenn alles und jedes Gut des Lebens mir entrissen, alles, alles verloren, und jede Möglichkeit des Hoffens abgeschnitten wäre. Ich entsinne mich noch, um mein dreißigstes Jahr² herum, mich innerlich zweifelhaft befragt zu haben, ob ich denn wirklich das Zeug zu einer höchsten künstlerischen Individualität besäße: ich konnte in meinen Arbeiten immer noch Einfluß und Nachahmung verspüren, und wagte nur beklommen auf meine fernere Entwicklung, als durchaus originell Schaffender zu blicken. Damals, als ich Ihnen jene Mittheilung machte, in den Zeiten wunderbarer Leidenschaft, war mir eines Tages — auf einsamem Spaziergange — plötzlich die Möglichkeit des Verlustes eines Gutes erschienen, dessen möglicher Besitz mir von je undenklich hatte scheinen müssen. Da fühlte ich, daß die

Zeit kommen würde, wo mir die Kunst eine ganz neue, ganz wunderbare Bedeutung erhalten müßte: die Zeit, wo keine Hoffnung mehr das Herz zu umstricken imstande sein würde.

So erhält mir denn auch die alte Messias-Sage endlich ihre volle Bedeutung. Sie erwarteten ihn, den Befreier und Erlöser, aus dem Samen Davids, ein König Israels: alles traf zu; ihm wurden Palmen gestreut; — nur die Wendung war überraschend, daß er ihnen sagte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ — So erstreben und ersehnen die Völker alle ihren Messias, der ihnen die Wünsche des Lebens erfüllen soll. Er kommt, und sagt ihnen: gebt das Wünschen selbst auf! — Das ist die letzte Lösung des großen Wunsch-Rätsels, — die allerdings Ihr Freund Hutten, u. a., nicht verstand.

Ich wünsche nur noch arbeiten zu können: selbst auf die Aufführungen meiner Werke erstrecken sich jetzt meine Wünsche nicht mehr, und die Nötigung hierzu akzeptiere ich als eine unerläßliche Kalamität. Von Wien bin ich nun definitiv für Herbst zur Aufführung des Tristan eingeladen worden: dies stört mich jetzt. Doch peinigt es mich auch, in meiner Arbeit gedrängt zu werden: wie ich jetzt arbeite, kann ich nicht schnell arbeiten. Gesicherte Musse wäre mein Wünschenswertestes: kann ich sie nicht erreichen, so muß ich wohl des Lebens Qual noch empfinden; doch steigert sie mir bereits den Genuß meines Schaffens. Ich wünschte ein Asyl in allervollkommenster Einsamkeit: das ist sehr schwer zu erreichen. —

Nehmen Sie meine Glückwünsche! Grüßen Sie und danken Sie Myrrha, sowie Ihrem Mann, dem ich für sein letztes Schreiben noch herzlichen Dank schulde!

Von Herzen der Ihrige

Richard Wagner.



Wien und Penzing

21. Dezember 1862 bis 21. Dezember 1863.

134.

Wien, 21. Dez. 62.

Ich hatte einen schönen, lieblichen Traum von Ihnen diese Nacht, gleich nach dem Einschlafen. Möge er Gutes, — all das Gute zu bedeuten haben, das ich Ihnen, teurer Freundin, von Herzen wünsche!

Es war mir sehr rührend zu gewahren, daß, unter allem Drang und Elend der Gegenwart, der Traum noch zu rechter Zeit mich an Ihren Geburtstag erinnerte. Das war schön; und ich sehe, daß mindestens der Traum sich noch um mich bekümmert.

Innigen Gruß!

Richard Wagner.

135.

221. Penzing bei Wien.

5. Juni 1863.

Teure verehrte Freundin¹!

Ich will dieser Tage endlich einmal wieder² Wesendonks schreiben. Allein, — ich kann nur ihm schreiben. Ich liebe die Frau zu sehr, mein Herz ist so überweich und voll, wenn ich ihrer gedenke, daß ich unmöglich an sie in der Form mich wenden kann, die nun zwingender als je mir gegen sie auferlegt sein müßte. Wie mir's um das Herz ist, kann ich ihr aber nicht schreiben, ohne Verrat an ihrem Manne zu begehen, den ich innig schätze und wert halte. Was ist da zu tun? Ganz in meinem Herzen verheimlicht kann ich's auch nicht halten: ein Mensch wenigstens muß wissen, wie es mit mir steht. Drum sag' ich's

Ihnen: sie ist und bleibt meine erste und einzige Liebe! Das fühl' ich nun immer bestimmter. Es war der Höhepunkt meines Lebens: die banger, schön beklommenen Jahre, die ich in dem wachsenden Zauber ihrer Nähe, ihrer Neigung verlebte, enthalten alle Süße meines Lebens. Der leisesten Veranlassung bedarf es, so bin ich mitten drin, ganz erfüllt von der wundervoll weichen Stimmung, die noch jetzt, wie damals, mir den Atem benimmt und nur den Seufzer mir gestattet. Und gäb' es sonst keine Veranlassung, so tut's der Traum, der, sooft er sie mir vorführt, stets lieblich und wohlthätig ist. — Nun sagen Sie, Freundin! Wie kann ich mit dieser Frau so reden, wie es jetzt sein soll und muß? — Unmöglich! — Ja, ich fühle sogar, ich darf sie nicht wiedersehen. Ach, schon in Venedig machte mich dieses Wiedersehen recht unglücklich: erst nachdem ich diese Erinnerung ganz wieder verloren, ist die Frau mir ganz wieder, was sie war. Das fühle ich, sie bleibt mir immer schön, und nie wird meine Liebe zu ihr erkalten; aber ich darf nicht wieder mit ihr zusammentreffen, nicht unter diesem gräßlichen Zwange, der — so notwendig gefordert ich ihn anerkenne — doch der Tod unsrer Liebe sein müßte. Was mache ich nun? Soll ich die Liebste in dem Wahne wissen, sie sei mir gleichgültig geworden? Das ist doch sehr hart! Sollen Sie sie aus solchem Wahne reißen? Würde das ein Gutes haben? Ich weiß nicht! — Und endlich schwindet doch das Leben. Es ist ein Elend! —

Seit meinem Fortgange von Zürich lebe ich eigentlich wie in der Verbannung: — was ich da alles geopfert habe, ist nicht zu sagen! — Jetzt ist nun mein einzig Verlangen, wenigstens einmal wieder zu häuslicher Ruhe zu gelangen, um nur noch der Arbeit leben zu können. Durch unerhörte Anstrengungen erkaufte ich mir jetzt wenigstens die Möglichkeit, mir wieder einen Herd zu gründen, den ich nun vollständig einsam fortan zu pflegen habe. Wiederholte Versuche überzeugten mich und meine

Freunde, daß ein fortgesetztes Zusammenleben mit meiner Frau unmöglich und für uns beide durchaus verderblich ist. So lebt sie in Dresden, wo ich über meine Kräfte reichlich für sie Sorge¹. Sie kann sich noch nicht ganz fassen, und mit gewaltsamer Bekämpfung der stets wiederkehrenden Regungen des Mitleides muß ich mich zu einer Härte zwingen, ohne die ich ihre Leiden verlängere und mich aller Aussicht auf Ruhe beraube. Ich kann sagen, daß diese Mühe die schwerste ist, die ich je ertrug. Dafür aber entsag' ich auch allem, und will nur meine Arbeitsruhe, das einzige, was mich vor meinem Gewissen freispricht und mich wirklich freimachen kann! —

Nun aber, Liebe! Lassen Sie sich erbitten, und erzählen Sie mir manchmal von unsrer Freundin! Hoffentlich lieben Sie sie noch, und sie ist Ihnen ebenfalls treu? Es ist doch zu hart, ein so grenzenlos teures Dasein so ganz fern und fremd von sich dahinleben zu wissen, ohne irgendwie noch einen Blick daraufwerfen zu können. Das begreifen Sie, daß, was ich durch ihren Mann erfahren kann, mir nicht die Freundin zeigt, der ich meine ewige Liebe beteuren darf, weil ich sie nie wiedersehen will. Nie? — Es ist hart, — aber muß so sein! —

Nun hab' ich wieder die grüne Mappe aufgeschlagen, die sie mir einst nach Venedig schickte; wieviel Lebensqual war seitdem ausgestanden worden! Und nun, mit einem Male wieder ganz umfassen von dem alten, unsäglich schönen Zauber! Darin Skizzen zu Tristan, zu der Musik ihrer Gedichte —! Ach, Teuerste! Man liebt doch nur einmal, was auch Berausches und Schmeicheldes das Leben an uns vorbeiführen mag: ja, jetzt erst weiß ich ganz, daß ich nie aufhören werde, sie einzig zu lieben. Die Unschuld dieser Versicherung werden Sie zu ehren wissen, und mir verzeihen, daß ich dies Bekenntnis Ihnen ablege.

Leben Sie wohl, und seien Sie freundlich

Ihrem

Richard Wagner.

136.

221. Penzing
bei Wien.

6. Juni 1863.

Beste Freund!

Endlich muß ich doch wieder einmal etwas von Euch erfahren! Von mir können Sie etwas Erfreuliches nur dann hören, wenn ich Ihnen melden kann, daß ich wieder bei der Arbeit bin! Erlebnisse, und seien es die mannigfaltigsten, haben keinen eigentlichen Sinn mehr für mich. Meine russische Reise, Petersburg, Moskau, mit allen Vorgängen, die sich daran knüpften, alles beeinflusste mich nur insoweit, als es dazu beitragen sollte, mir wieder von allen diesen Dingen zu helfen und mich einem Arbeitsasyle zuzuführen. Meine Bitterkeit ist unter solchen Umständen und Zuständen, namentlich im Hinblick auf die vielen und manchen, die mehr Muße und Sicherheit haben, als sie damit anzufangen wissen, oft sehr groß, und gibt mir ein ironisches Beigefühl meist gegen jede mir bezugte Freundschaft und Teilnahme. Bedenke ich, in welche ruhlose Zustände ich geraten bin, seitdem ich Zürich verließ, so kann ich nicht umhin, mein Schicksal hart anzuklagen. Die Möglichkeit, doch endlich noch einmal zur Ruhe zu kommen, um meine projektierten Werke noch zu schreiben, gibt dieser törichtten Jagd nach Ruhe vor meinem Gefühle einzig noch einen Sinn. Meinen fünfzigsten Geburtstag habe ich nun begangen: ich mußte mich fast darüber beglückwünschen, ihn in völliger Einsamkeit zu begehen! Man brachte mir nachträglich vor meine ländliche Wohnung einen Fackelzug¹, dem ich in ziemlicher Zerstreutheit beiwohnte. Als der leuchtende Zug sich über eine Brücke zu mir her näherte, ging eben der prachtvollste Vollmond über den Wipfeln des Schönbrunner Schlossgartens auf, und blickte mystisch erhaben auf das Gaukelwerk unter ihm. Noch als man sang, hörten ein paar

junge Leute, die oben bei mir waren, nichts wie Ausrufe über den herrlichen Mond von mir: er war der einzige, alte, traute Freund, der über diese kindisch fremde Welt zu mir trat, — ganz so wie einst über den fernen Alpenkranz hervor über Euren Garten weg zu meinem — Asyl! — Asyl! — Wie oft glaubte ich nun schon, ein Asyl gefunden zu haben!! —

Diesmal war ich endlich so ruhewohnungsbedürftig, daß ich, nur eine stille Wohnung mit einem Garten in das Auge fassend, dies Gesuchte annahm, wo es sich mir zuerst darbot. Acht Tage später hätte ich mich wahrscheinlich in Bingen niedergelassen; das verzögerte sich; währenddem wies man mir hier das Gesuchte nach: gleichgültig um das Wo? schlug ich hier zu, und habe nun den einzigen Wunsch, daß es mir vergönnt sein möge, endlich hier wenigstens bis zu meinem Ende zu verbleiben! — Wie es in Deutschland, und mit mir, steht, sehe ich die Möglichkeit hierzu nur durch periodische übermäßige Anstrengungen, wie Reisen nach Rußland herbeizuführen: wie ich das auf länger aushalten soll, begreife ich allerdings nicht. In meiner Biographie wird man's wohl einst lesen, und mancher wird sich dann wundern. Natürlich werde ich einmal bei solcher Gelegenheit liegen bleiben. Wollen Sie sich einen Begriff machen, wie mich solche Unternehmungen angreifen, so vergleichen Sie zum Spass die drei Petersburger Photographien¹, welche anfänglich gemacht waren, mit der Moskauer, zu welcher ich 14 Tage später saß! — Nun, es muß einmal so sein! —

Bei alledem verliere ich die alte Lust noch nicht, meine endlich erwählte Wohnung mir so behaglich wie möglich herzurichten. Wollt Ihr etwas dazu beitragen, so wird mir das von niemand willkommener sein: das wissen Sie! Denn eigentlich seid Ihr doch die einzigen, denen ich auf dieser Erde gewissermaßen angehöre: das ist nun einmal so geworden, und ich kann nichts wieder neu be-

ginnen. Daß ich Euch gehöre, habt Ihr Euch mit Schmerzen und Opfern jeder Art erworben.

— Was sagten Sie zu dem Schweizer Landhaus¹, das mir die Großfürstin Helene von Rußland geschenkt? Sie hatten wohl schon Sorge, mich wieder auf den Hals zu bekommen? Glücklicherweise steht das Landhaus da, wo die 50000 Fr. stehen, die ich in Rußland gewonnen haben soll. Wie willkommen muß das meinen deutschen Gönnern sein, nun zu wissen, daß ich so herrlich versorgt bin, und daß ihnen das keinen Pfennig kostet! — Das ist nun auch noch mein Geschick, daß ich eigentlich immer beneidenswertig erscheine!

Ach, Liebster! Genug von mir! Bin ich erst wieder an den Meisteringern, so hört Ihr wieder: noch bin ich so zerstreut, daß ich mich zu nichts sammeln kann. Besser aber, Sie geben mir baldigst Anlaß, durch herzlichst erbetene Nachrichten von Euch! Darnach verlange ich sehr!

Mit tausend guten Grüßen

Ihr

Richard Wagner.

Ein hübsches, größeres Porträt (Photographie) von Ihrer Frau hätte ich doch gern: der Grüne Hügel hängt schon eingerahmt in meinem Zimmer.

137.

221. Penzing bei Wien.

28. Juni 1863.

Freundin!

Heute kam eine schöne, wunderschöne Mappe an: sie ist für die Meisteringer bestimmt. Bis jetzt half ich mir mit der grünen noch ganz vortrefflich. Letzthin packte ich sie wieder aus (— ich habe mich ja einmal wieder angesiedelt! —): da waren allerhand Skizzen und wunderbare Blätter drin, ganz wo in der Ecke. Lieber Himmel,

es sah noch recht nach Tristan drin aus! Es half aber nichts, die Meistersinger mußten mit hinein. Nun seien Sie mir einmal nicht böse: ein rechter Meister bin ich noch nicht, ich hab' es auch mit der Musik noch nicht viel über die Lehrbuben gebracht; wie das demnach wird damit, weiß Gott! also, das ganz Fertige soll immer in die neue Mappe kommen: da soll's prangen, und wenn ich drauf hinblücke, so will ich mir sagen: „nun bist du schon ein Stück Meister, — wenn auch noch lange nicht so viel als die, die dir die Meistersmappe schickte!“ Einstweilen aber soll das Unfertige (ach! und wieviel ist in und an mir unfertig!) in der großen grünen Mappe sich herumtreiben, mit allen Resten aus alten wunderbaren Zeiten zusammen. Ich bin einmal doch treuer, als Sie vielleicht glauben, und als es Ihnen vielleicht auch manchmal weißgemacht wird, daß ich's wäre. Die Meistersinger, soll was dran sein, müssen partout noch in der alten Mappe zur Welt kommen: Gott weiß, wie's ihnen glücken wird. Aber, wie gesagt, was nachher ganz in Ordnung ist, das kommt in die neue braune: jetzt sind schon 40 Seiten Partitur drin.

Aber wie's glücken wird, das weiß ich noch gar nicht.

Wie soll ich Ihnen das verständlich machen? — Gestehen Sie, so ein unfertiger Meistersinger hat es schwer, Ihnen zu schreiben. Wenn ich Ihnen nun sagte z. B. ein Meister muß Ruhe haben, so müßte ich sogleich auch bekennen, daß ich keine habe, und — das ist das Schlimme! — auch wohl nie haben werde. Das ist das Garstige, worüber ich mir jetzt recht klar geworden bin: ich hab' keine Ruhe! Ich fliehe die Menschen, die Verhältnisse, endlich jeden Verkehr — auf das vollständigste, weil im Grunde mich alles martert — ich bin nun einmal so! — Nun richte ich mir eine schöne stille Wohnung ein: jede Ecke muß mir recht sein; wie ein Fieber quält's mich, mir's darin ungeheuer behaglich und lieblich zu machen, weil ich mir sage, darin sollst du stecken, alle Zeit zubringen (im glücklichsten Falle!) und ganz mit dir allein sein!

Alleinsein! Ach — welche Wonne durchschauert mich oft, wenn ich mir dies sage, sobald ich eben nicht allein bin. Gut! Nun bin ich allein: — ich Tor! Als ob mein Herz nicht bei mir wäre! — und nun erst geht die Unruhe recht los, bald in der Gestalt der Sorge, bald des Verlangens. Da ersehne ich denn eine Gegenwart; denn eben nur Gegenwart kann beruhigen! Glauben Sie mir, der Gott der Seligkeit und Ruhe heißt „Gegenwart“! — Ja! nun muß es gehn ohne Gegenwart. Da halt' ich mich denn zuerst an die Dienstleute¹, die mich schnell lieben: dann kommt ein Hund daran. Doch hab' ich mir noch keinen angeschafft: ich bange und zage jetzt sehr vor allem Neuen, vor neuen Verhältnissen, selbst mit einem Hunde. Kürzlich brachen aber Diebe bei mir ein, und stahlen mir eine goldene Dose, die mir das Moskauer Orchester zum Andenken geschenkt. Das ergriff meinen alten Baron, der unter mir wohnt: er stellte mir seinen alten Jagdhund zur Verfügung, der schläft nun nachts in meinen Zimmern, und will mich auch tags nicht mehr verlassen: auf Schritt und Tritt werd' ich ihn nicht mehr los. Er heißt Pohl², ist braun und stark: aber, wie gesagt, schon alt: bald wird er sterben, wie Fips und Peps. Es ist ein Elend! — — Wie gesagt, ich glaube zu keiner eigentlichen Ruhe zu gelangen: auch auf die Meistersinger bin ich noch mißtrauisch, so ernst und ruhig mich auch die braune Mappe ansieht. — Otto ist mir wohl böse, weil ich ihm so lange nicht geschrieben hatte? Nun schrieb ich ihm, als mein Geburtstag, — der so bedeutungsvoll erwartete 50ste³ — vorbei war, damit er nicht denken sollte, ich schrieb ihm nur, wenn ich ihn mit was quälen wollte. Wenn Sie nicht wären, so wüßte ich nun am Ende gar nicht, ob er meinen Brief erhalten. Wie geht es mit seiner Gesundheit? Quält ihn sein Halsleiden noch? Ich hoffe auf gute Nachrichten von ihm.

Wie steht es um die schöne Schweiz? Ist der See noch so licht grün und blau? Und die Gebirge mit den

Schneefeldern? — Kinder, Ihr habt Euch doch ein schönes Land erwählt, und manchmal kommt mir recht die Sehnsucht nach ihm an. Ich hoffte einmal einst dort zu sterben! Im ganzen ist's mir, als ob ich doch dort oft ruhiger war, als ich es jetzt bin. So eine Schweizer Gegend hat wirklich etwas Beruhigendes! Einen Sonnenuntergang kenne ich gar nicht mehr: zuletzt noch ein paarmal am Rhein. Da wollte es sich aber mit keiner Wohnung machen: jetzt sitz' ich hier, einiger schönen, hohen Bäume wegen, die ich im Garten habe. Auch ist die Wohnung ruhig, — aber nicht ich! Doch, das sagte ich Ihnen schon. — Und wie geht es Ihnen? Ihnen wurde der Hans Sachs leicht; mir fällt er noch schwer. Auch die Kunst kann ernst sein — nicht nur das Leben! Adieu, Freundin!

Bleiben Sie gütig

Ihrem

R. W.

138.

Penzing. 3. August 1863.

Liebste Meisterin!

Nach Ihren letzten lieben Zeilen hätte ich eigentlich noch auf „Ausführlicheres“ aus Schwalbach zu warten gehabt. Ich reiste drüber nach Pest, wohin ich von den Ungarn eingeladen worden war, um zwei „Konzerte“¹ zu geben. Von da kam ich vor einigen Tagen zurück, und fand wenigstens die verhiesene Lampe vor, die ich sehr schön und meisterlich finde, und wofür ich bestens gedankt haben wollte. —

Mit meinem Asyl ist's so — so; eigentlich kurios. Das Bedürfnis einer stetigeren Niederlassung mit entsprechender angenehmer Wohnung war überwältigend geworden. Ich fühlte, daß ich erst von solch einer Grundlage aus mich noch einmal — zum letztenmal — nach der Welt umsehen konnte, um zu erkennen, wie es mit ihr und mir

steht. Ich finde nun, daß es nicht allerbestens steht, und bereue innigst mein armes, teuer erworbenes Geld daran- gewandt zu haben, mir die kostspielige Basis zu jener Er- kenntnisstufe zu schaffen. Da mich nun einmal niemand bei sich aufnehmen will, so hätte ich besser getan, mit meinen paar tausend russischen Rubeln mich in irgend- einen italienischen Spittel einzukaufen, um fortan die Welt Welt sein zu lassen. Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich in ihr soll. Das sage ich Ihnen recht wahr und ruhig aus tiefster Seele! Sollte ich Ihnen die sonderbaren Miß- geschicke aufzählen, die seit meinem Fortgange aus der Schweiz mich verfolgen, so müßten Sie selbst darin eine fast systematische Berechnung des Schicksals, mich von meinem Vorhaben abzubringen, finden. Ich hab' kein Glück! Und etwas Glück gehört dazu, um unsereines in der Täuschung zu erhalten, als gehöre er zur Welt. —

Meisterin, es steht nicht gut mit mir! — Und des Lebens bin ich recht überdrüssig. Das habe ich letzthin während einer Todesgefahr, in welche ich geriet, recht deut- lich erfahren. Das begegnete in Pest auf der Donau, in demselben Kahn, in welchem vorigen Sommer zwei junge ungarische Kavaliere von Rotterdam bis Pest fuhren. Eine artige, gescheite Frau, Gräfin Bethlen, Mutter von sechs Kindern, hatte es übernommen zu steuern. Bei heftigem Sturm wurde sie ängstlich und brachte den Kahn unter den Wind: die Wellen schlugen ihn gegen ein Floß, daß er zerbrach. Mich faßte nur Mitleid für die arme Mutter, während mich persönlich ein so eigentümliches Wohlgefühl ergriff und so angenehm stärkte, daß unsre jungen Leute sich gar nicht genug über mein Benehmen wundern konnten, während sie bei mir nervösen Menschen eine große Auf- regung voraussetzen zu müssen geglaubt hatten. Als sie mich belobten, — denn ich trug einiges zur Rettung bei, — mußte ich fast laut lachen!

Was hilft das alles! Es stirbt sich nicht so leicht, und namentlich wenn's noch nicht sein soll. Diese Bewandnis

muß es aber mit mir haben. Nur kann ich gar nicht mehr ersehen, zu was ich aufgespart bin. Vielleicht meinen Lieben etwas zu sein?? Kann ich ihnen weniger sein, wenn sie mich tot wissen, als so, da ich von allen Seiten her abgeschieden bin, und nur leide? Persönlich kann ich niemand mehr etwas sein: und mein Geist? Der bleibt ihnen, während er mein Herz nicht mehr erquickt. Ich hab' keine Lust mehr, — zu nichts. Mir fehlt jede Andacht, jede Sammlung: eine tiefe, ruhelose Zerstretheit beherrscht mein Inneres. Ich hab' keine Gegenwart, und ganz ersichtlich keine Zukunft. Von Glauben nicht eine Spur. Wohl hätte die rechte künstlerische Tätigkeit, die Aufführung meiner neuen Werke vieles und Großes ändern können. Meine Rückkehr nach Deutschland hat mir dagegen den Todesstoß gegeben: es ist ein elendes Land, und ein gewisser Ruge¹ hat recht, wenn er sagt: „der Deutsche ist niederträchtig.“ Es ist da nicht eine Spur von Hoffnung vorhanden, und wie es mit meinen einst vermeinten hohen Gönnern steht, können Sie nur daraus schon ersehen, daß ich zur Wiederaufführung meiner Wiener Konzerte von den Prager Tschechen, von den Russen, von den Ungarn eingeladen worden bin, während ich mich darauf gefaßt mache, daß meine biedren Deutschen, wenn ich mich ihnen anbiete, mir den Abschlag geben. In Berlin hat der Intendant² sich geweigert, mich zu empfangen. Usw. — Seit meiner Zurückkunft aus Rußland ist mir es noch nicht möglich gewesen, einen Menschen vom hiesigen Theater aufzusuchen. Mein Ekel vor dem Verkehr mit diesen Leuten ist so stark, daß ich unfähig bin, mehr etwas zu unternehmen, wozu ich sie gebrauchen würde. Das findet endlich jeder natürlich, der es kennt: nur ist damit auch erklärt, daß meine Laufbahn hiermit geschlossen ist. Glauben Sie mir, das ist ein seltsames Gefühl, zu wissen, daß selbst Sie eigentlich meine Werke nicht kennen: ich brauche nur ein Bruchstück davon völlig aufzuführen, als auch die begabtesten und erfahrensten meiner Jünger

sogleich gestehen müssen, zuvor von dem Tonstück so gut wie keinen Begriff gehabt zu haben. — Was ist nun mein Geist, meine Werke? — ohne mich sind sie für niemand da. Ja! Das macht mir meine arme Person sehr wichtig: nur gerade diese Person — existiert eben auch nur für mich! Das ist eine böse Sache. Es mag sich wohl darüber sprechen lassen, auch manches Trostreiche, emphatisch Täuschende: — aber, es fruchtet eben bei mir nichts mehr! Ich hör', es sind Worte, und sehe es sogar, namentlich wenn sie geschrieben sind, wie denn all mein Verkehr mit den Menschen fast nur noch brieflich ist.

Was mache ich nun mit meinem Asyl, trotz Lampe und Lampe? Eine schlimme Frage, namentlich bei meiner großen Zerstretheit. — Ich überlege mir das hin und her. Soll ich mir noch einmal eine Zeit setzen, eine gewisse Anzahl von Jahren, vielleicht fünf? Wie fang ich's an, diese Jahre zu gewinnen? Das wird mir sehr schwer, und eigentlich begreife ich gar nicht, wie? Meine Bedürfnisse mehren sich: ich habe einen doppelten Hausstand zu unterhalten, zwei ganz elende! — Da bin ich denn endlich auf meine Person verfallen. Nach meinen Werken fragt niemand: die Welt kennt und beachtet nur den Virtuosen. Nun hat mir die Not aber gezeigt, daß ich auch ein Virtuos bin. An der Spitze eines Orchesters scheine ich diese Wirkung auf die Menschen hervorzubringen. Die Ungarn, die keinen Begriff von meiner Musik hatten, und auf ihrem Nationaltheater einzig von Verdi usw. leben, erfassten jedes meiner Stücke aus Nibelungen, Tristan, Meistersinger, ganz unglaublich lebhaft, — wie es deutlich war, weil ich sie ihnen auf- und vortührte. So sage ich mir denn, wenn ich mir jetzt so überlege, wie ich meine „Zeit“ gewinnen wollte, ich müsse herumreisen und Konzerte geben. Dazu werde ich ganz wahrscheinlich auch greifen. Nur ist das schlimme, ich halte das nicht oft und lange aus. Meine Überanstrengung bei solchen Auf- führungen und Proben ist maßlos. Doch versuchen will

ich's. Vielleicht arrangieren Sie mir, wenn ich Sie darum angehe, selbst in Zürich so ein neues Bruchstück: „Konzert“; nur möchte es dort schwer fallen, denn meine arme „Person“ braucht sehr viel andere Personen, um persönlich wirken zu können. Doch, sei dem wie ihm wolle, Sie werden nächstens erfahren, daß ich irgendwo wieder Konzerte gebe: die einen werden sagen: „ah, der will sich Geld machen!“ — wenige andere vielleicht: „man sagt, er wolle sterben!“ —

Aber vielleicht geht alles ganz gut ab, und mein Asyl (das wievielte?) kommt mir noch einmal zustatten: die Lampe leuchtet noch, die Mappe füllt sich, und — ein Teeservice (mein altes ist mir unerreichbar!) erquickt mich behaglich. Gott! es ist alles möglich, und obwohl ich immer Schmerz und Pein in meinem nervenzermarterten Leibe empfinde, lacht doch mein Arzt, wenn ich ihn frage, ob das nicht endlich bald einmal zu einer zerstörenden Krankheit führen müsse. Das soll einem nun frischen Mut machen! In Wahrheit, man befindet sich elend, aber man befindet sich. Nur die völlige Einsamkeit kann ich nicht mehr ertragen: mit dem alten Jagdhunde, den mir mein Hauswirt geschenkt hat, geht es doch nicht allein. Mit meinem 50sten Jahre ist mir so eine Sehnsucht nach einem töchterlichen Elemente gekommen. Als Bülow vor kurzem in Berlin mir sein kleines Töchterchen, mit dem Bedauern, daß es nur ein Töchterchen sei, präsentierte, leuchtete mir etwas auf, und ich sagte ihm: sei froh, an dieser Tochter wirst du große Freude haben. Mir ward neulich ein junges Mädchen von 17 Jahren aus unbescholtener Familie als sanft, dienstwillig und recht unverdorben empfohlen. Ich nahm sie ins Haus, mir den Tee zu servieren, meine Sachen in Ordnung zu halten, und bei Tische und des Abends zugegen zu sein. Gott, welche Pein für mich, das arme Kind, ohne es zu ersichtlich zu kränken, wieder aus dem Hause zu bekommen! Sie langweilte sich fürchterlich, sehnte sich in die Stadt zurück, gab

sich aber wieder alle Mühe, das zu verbergen, so daß ich mir nur dadurch wieder endlich einmal ein relatives Glück erschuf, daß ich sie los ward, wozu mir meine Verreisung helfen mußte! — Ach Gott! Und doch wäre es leicht, mich zu befriedigen: ich hab' die Erfahrung, wie gut ich mir schon mit meinen Dienstboten helfe. Ich dachte an Dreneli, die mich in Luzern bediente: sie konnte nicht abkommen. Neuerdings hat sich die ältere Schwester¹ des heimgeschickten Mädchens bei mir gemeldet: sie ist erfahrener, gemessen, scheint sanft und ist nicht unangenehm. Ich denke wohl nun, mit der es noch einmal zu versuchen.

Sehen Sie, so geht es: ich muß mir nun einmal alles mit Geld zu verschaffen suchen, vermutlich weil ich so viel hab'! — Sie sollen erfahren, wie's ausfällt.

Jetzt sehe ich aber ein, ich muß in meinem Briefe schreiben etwas Einhalt tun. Ihr Mann wird mit Recht mich zu schelten haben, daß ich Sie aufrege! Wirklich, Beste, ich hab' es schwer, Ihnen zu schreiben. Alles Süße, was mich jetzt einzig noch zuzeiten labt, ist Erinnerung und liegt in der Vergangenheit: davon kann und darf ich nicht schreiben! Was bleibt nun? Eine wirklich reine Freude, ein angenehmes Erlebnis aus der Gegenwart würde ich Ihnen so gern mitteilen; aber wo hernehmen und nicht erfinden? Daß ich bald ertrunken wär', hab' ich Ihnen schon erzählt, und nun ist's aus! — Soll ich Ihnen schreiben, wie ich vom Publikum da oder dort gefeiert und applaudiert worden bin? Glauben Sie mir wirklich, ich rechne das den Leuten hoch an, und schätze es nicht gering, daß ich mit meiner Musik die Menschen fast ganz zu dem gleichen Enthusiasmus bewege, wie dies gewöhnlich von Tänzerinnen und ähnlichen Künstlern geschieht: aber, Gott verzeih' mir's, ich bin allemal froh, wenn es vorüber ist, und denke nicht gern wieder dran. Es ist vielleicht reine Undankbarkeit, die überhaupt erwiesenermaßen eines meiner Hauptlaster ist. Hie und da kreuzt meinen Trübsinn eine angenehm täuschende flüchtige Er-

scheinung lieblicherer Art: z. B. hatte ich in Pest zum Vortrag kleiner Bruchstücke der Elsa eine blutjunge, schöne Sängerin¹ mit seelenvollster naiver Stimme; sie war Ungarin, sprach das Deutsche reizend korrekt aus, und hatte in ihrem Leben wohl noch nichts Rechtes von Musik gewußt. Ich war ganz gerührt, einmal so etwas Reines, Unverdorbenes für meine Musik zu bekommen, und das gute Kind schien wieder von mir und der Musik in der Weise gerührt zu sein, daß sie zum ersten Male in ihrem Leben wirklich empfand. Unbeschreiblich lieblich und ergreifend war der Ausbruch dieser Empfindungen, und es konnte manchem den Anschein haben, als hätte das Mädchen eine heftige Liebe zu mir gefaßt. Auch der habe ich nun einmal wieder zu „schreiben“. — Sehen Sie, ich sage Ihnen alles Gute; aber nun weiß ich nichts Rechtes mehr, und ich weiß noch nicht einmal, ob Sie die letzte Geschichte mir als etwas „Gutes“ anrechnen werden. — Aber, es gibt doch dem Briefe eine Wendung, und Sie können schließlich doch Ihrem Manne etwas von mir erzählen. Dem Ärmsten scheint auch allerhand Plage beschieden zu sein: von Amerika will ich gar nicht sprechen (denn ich habe an meinem Deutschland gerade genug!), aber daß ihn immer noch das ärgerliche Halsleiden plagt, und ihn selbst oft vom Widersprechen abhält (wie er mir sehr liebenswürdig bekannte) das ist doch Mißgeschick genug. Er meint, er müsse sich einmal in eine Situation bringen, wo er gar nicht zum Sprechen verführt würde: ich will ihm vorschlagen, einmal für ein paar Monate mit mir zu tauschen, — wohl gemerkt: wenn ich in Penzing bin, nicht gerade wenn ich Konzerte gebe, denn dann wäre er in 14 Tagen hin. — Mich muß doch Otto eigentlich fürchterlich satt haben: wie hat er mir nicht immer schon zu helfen gesucht; wie oft hat er nicht schon gemeint, es müßte doch nun endlich mit mir gehen, — und immer steht's wieder auf dem alten Fleck, nichts will fruchten — es ist alles weggeworfen! Ja, ich glaub' auch, 's ist alles verschwendet

an mir: die Jäger sagen in solchem Falle, es sei einem „ein Weidmann gesteckt“, d. h. es sei ihm ein Zauber angetan, daß er nicht mehr treffen kann. — So mag's wohl sein! —

Jetzt weiß ich nicht, wohin ich den Brief schicken soll? Am 15. Juli schrieben Sie mir von Zürich, in spätestens 3 Wochen würden Sie wieder zurück sein. Daher halte ich's für das sicherste, die 3 Wochen in diesen Tagen für abgelaufen anzunehmen, und die alte Adresse auf den Brief zu setzen.

Leben Sie wohl, und haben Sie tausend schönen Dank für Ihr Dasein. Sie existieren noch, — da muß ich wohl auch noch ein wenig mit existieren, wenn's auch darnach ist. Beste Grüße an Mann und Kinder; sie sollen immerfort anständig von mir denken. Der lange Plauderbrief ist fertig: möge er Sie nicht zu traurig stimmen! Bedenken Sie, daß ich ihn doch immer noch schreiben konnte! — Adieu, beste Meisterin!

Ihr

R. W.

139.

Lieb' Kind!

Ein großmächtiger Brief — dem ich für den Augenblick nichts Rechtes beizufügen hätte — ist vor wenig Tagen an Sie nach Zürich abgegangen. Bitte, da Sie noch so lange bleiben, lassen Sie sich ihn schicken. (Er ist aber nicht sehr lustig.)

Tausend Grüße!

Ihr

R. W.

7. Aug. Penzing.

140.

10. Sept. Penzing.

Ich hätte Ihnen, Beste, wohl wieder etwas schreiben sollen: vielleicht erwarten Sie's? — Nun leb' ich aber so

im Drucke, daß ich gar keinen Sinn finde, an Sie zu schreiben. Einmal wollte ich Sie enthusiastisch auffordern, etwas Enormes für mich zu tun¹. Dann mußte ich wieder traurig darüber lächeln. — Ich bin ein Unglücksmensch!

Ich glaubte auch Ende August schon an den Rhein (Darmstadt, Karlsruhe) zu Konzerten berufen zu werden: dabei wollte ich Euch besuchen, namentlich auch einen Gebirgsausflug in mein altes Heil-Land zu machen, um meinem schrecklich leidenden Unterleibe aufzuhelfen. Aus Darmstadt ward gar nichts, und nach Karlsruhe bin ich gebeten, erst Ende Oktober zu kommen. Um diese Zeit hätte ich nun eigentlich im Osten erst einige Engagements: es wird sich dann wieder alles drängen, und doch muß ich alles mitnehmen, ja — ich bin jetzt nur so ganz übel dran, weil sich das alles so lang verzögert. — Ach Gott, wie bereue ich bereits meine hiesige Niederlassung: und doch habe ich alles drangegeben, mich ihrer nur auf die Dauer zu versichern —, so groß war mein Bedürfnis, nur irgendwie und irgendwo wieder festen Fuß zu fassen. Nun ging mir's mit der sauer gewonnenen russischen Beute wie dem Mann in einem Lustspiel, der sein Unglück verwünscht, etwas in der Lotterie gewonnen zu haben, weil er nachweisen kann, daß ihm das mehr, als der Gewinn beträgt, kostet. Was ist mir nicht zu meiner russischen Fortüne gratuliert worden! Und von wem alles! — von Gläubigern, von denen ich gar nichts wußte. Ach, wie war nun alles froh, daß ich so gut versorgt wäre, und nun niemand sich mehr um mich zu bekümmern hätte! —

Nach Karlsruhe gehe ich, um den letzten Versuch zu machen, ob von fürstlicher Protektion etwas für mich zu erwarten sei. — Sagen Sie nicht, daß ich ein „helfeloser“ Mann sei. Dafür, wo niemand allerdings mir helfen kann, kann ich mir jetzt selbst und allein helfen: — aber wo die Mitwelt mir helfen könnte, das wird die Nachwelt — vermutlich sehr bald — einsehen. Da wird's offenstehen, wie leicht mir zu helfen gewesen wäre, und

was sie gewonnen haben würde, wenn mir meine letzten guten Schaffensjahre nicht so elend verkümmert worden wären. — Soll ich aber, um dieser zukünftigen Verwunderung abzuhelfen, jetzt für mich tun, was man dann für meine Denkmäler tun wird? — Welch sinnloses Behagen ringsumher. Und das Volk will noch „einiger“ werden!

Doch — ich hoffe noch es möglich zu machen, vielleicht vor Karlsruhe Sie in der Schweiz zu besuchen. Vielleicht aber — verschwinde ich vorher schon spurlos. Ach verschallen zu können!! So als letzter Klang von sich in weiter Ferne zu verhallen! —

Da haben wir's! Solches Zeug schreibe ich Ihnen nun! Wohl sollt' ich's nicht abschicken: Sie taten aber einmal ein Gleiches, und meinten dazu, was geschrieben sei geschrieben! —

Und wirklich, auch seinen besten Freunden noch in künstlicher Umschreibung sich mitteilen zu sollen, hebt alle Nötigung zur Mitteilung auf. Ich gestehe, ich wüte jetzt und werde dabei anmaßend über alle Massen: Es ist, das fühle ich eben, der letzte Kampf, der letzte Krampf! Dann lass' ich die Hände sinken, und geb' den Rossen den Lauf —: wohin sie wollen! Nie werde ich mich mehr um mein Leben bekümmern, als dies eine Mal noch. —

Kind, und so geht's bei mir jetzt fort, — drum — genug! —

Nach Wien zu kommen, kann ich Euch nicht raten. Kunst? gar nicht. Oper gänzlich würdelos und elend: ich weiß gar nichts mehr vom Theater. Ob Ihr mich aber treffen würdet, weiß Gott! Ich steh' jeden Augenblick auf dem Sprunge. Aber ein solcher Sprung kann mich auf ein paar Tage zu Euch bringen; geht mir's gemüthlich, so komme ich — wie gesagt — vor Karlsruhe, Ende Oktober.

Das war nun ein Brief! — Verzeihung! Ich weiß es nicht besser zu machen! — Vielleicht ein andermal!

Ein schwacher Rest ist noch in mir vorhanden, aus dem sich — vielleicht — die Sache noch machen läßt!

Allerschönsten Gruß!

R. W.

141.

Auf mir lastet's schwer, Sie letzthin so unbändig mit meinen Klagen befallen zu haben; sollten Sie es mir verzeihen können, so wird es doch Otto schwerer vermögen. Das beunruhigt mich herzlich! —

Es scheint mir etwas — wie man sagt — „in den Gliedern gelegen“ zu haben: ich wurde krank und war es 8 Tage lang. — Das hat mir wohlgetan, und ich bin in mir zur Ordnung gekommen, und habe es auch nun bloß noch mit mir zu kommen. —

Demnach habe ich zunächst noch eine äußerst mühselige Zeit vor mir: Beschwerden und Drangsale aller Art: aber dies werden die letzten sein. —

Im Oktober besuche ich Euch jedenfalls. Nehmt, liebe, teure Freunde, mich gütig auf: ich hoffe Euch willkommen zu werden.

Von Herzen

R. W.

Penzing. 20. Sept. 63.

142.

Penzing. 17. Okt.

Ich muß meine gestrige Nachricht¹ dahin berichtigen, daß mein Konzert in Karlsruhe erst am 14. November stattfinden kann. Hätten Sie daher mir eine beruhigende freundliche Mitteilung, namentlich über das Befinden Ottos zu machen, so würde ich Sie bitten, diese für jetzt mir noch hierher nach Penzing zukommen zu lassen.

Von Herzen ergeben

R. W.

143.

Wohl ahnen Sie es, wie wichtig mir Ihr Brief war, Freundin! Wenn ich Ihnen vor einiger Zeit sagte, daß mein Entschluß sich nicht besprechen lasse, sondern nur unmerklich durch die Ausführung sich zu erkennen geben könnte, so erwidern Sie mir ganz richtig: *la vie est une science!* — Diese muß denn erlernt und bewährt werden. Ich glaube reif dazu zu sein, und kenne nur noch eine Sehnsucht: Ruhe! Arbeit! —

Von meinen Unternehmungen¹ für diesen Winter steht noch vieles unklar vor mir: ich weiß nur eben, daß ich eine äußerste Anstrengung zu machen habe, nicht um zu erringen, sondern um hinter mir abzuschließen. Übermorgen (31. Okt.) gehe ich nach Prag (Schwarzes Ross) zu 2 Konzerten. Am 10. Nov. treffe ich in Karlsruhe ein; 14. desselben ist dort das Konzert: wäre Otto so weit, für diesen Tag mit Ihnen dorthin zu kommen, so glaube ich Ihnen beiden einen schönen Eindruck versprechen zu können. Von da ab tritt Unklarheit für meine weiteren Pläne ein: im ganzen habe [ich] in der Zeit bis Weihnachten Breslau, Löwenberg in Schlesien (Fürst von Hechingen), Dresden, vielleicht Hannover, gewiß noch einmal Prag, zu Konzerten in Aussicht. Möglicherweise tritt dann für März und April Petersburg ein: denkbar wäre aber auch im Januar bereits Kiew und Odessa; vielleicht auch noch einmal Pest. Wie meinen armen Nerven angesichts solcher Geographie zumute wird, denken Sie wohl! Es kommt mir wohl wie Frevel vor. Nur bleibt mir nichts anderes übrig. — In der Zwischenzeit möchte ich mich nun, wenn Sie mich aufnehmen wollen, zu einer kurzen Rast² bei Ihnen einfinden. Vielleicht um die Weihnachtszeit, wenn nicht bereits von Karlsruhe aus möglich. Wundern Sie sich dann, wenn es auch nur für wenige Tage ist, nicht, wenn ich die Mappe herausziehe, und etwas zu arbeiten versuche. Auch habe ich in betreff

der Bewirtung eine Bitte: Frühstück und Mittagessen schicken Sie mir auf mein Zimmer; gemeinschaftliche Mahlzeiten bleiben für besondere Feste aufgespart, und dazu wird Ihrerseits eingeladen. — Ottos Genesung ist mir ein wahres Himmelsgeschenk: wir (ich und mein Arzt) teilen hier Ihre Ansicht, daß dies ein kritisches Leiden von vorteilhaftesten Folgen war. Dies alles ist mir schön und tief erfreulich. —

Nun haben Sie noch ernstern innigen Dank für Ihren guten Brief. — Grüßen Sie Otto und die Kinder aus treuem Herzen. Alle sollen mir gut sein, und Sie auch!
Ihr

R. W.

Penzing. 29. Okt. 63.

Otto schicke ich eine Broschüre¹. Ihr werdet daraus erkennen, wie versöhnlich ich aus der Welt zu scheiden gedenke; die Notwendigkeit dieses Ausscheidens aber auch daraus entnehmen, daß ich mit Sicherheit weiß, wie auch so praktische, einfache Vorschläge kein Gehör finden werden.

144. Penzing. 15. Dez. 63.

Eine kurze Nachricht!

Seit 9 ten d. M. abends bin ich zurück. Die Ankunft in der vom Schicksal mir als Heimat zugewiesenen Wohnung machte einen wehmütig behaglichen Eindruck auf mich: alles war warm und behaglich, Franz und Anna² glücklich, nichts Übles war vorgefallen. Nur Pohl hatte sich so über meine Abwesenheit geäußert, daß er wirklich stark gealtert war. Mir war es sonderbar, eine Vertrautheit von Wesen und Dingen um mich zu fühlen, von denen ich vor einem Jahre noch kein Atom kannte.

Das traurigste ist meine große Erschöpfung; dies das Ergebnis dieser „Kunstreise“, daß ich an Fortsetzung und

Wiederholung gar nicht denken kann. Unmöglich nach Rußland zu gehen. Was aber ohne diesen Hilfsquell mit mir geschehen soll, — darüber starre ich vor mir hin.

In Löwenberg¹ fand ich einen sehr gutmütigen Menschen, den Fürsten, der bereits leider zu alt, und zu sehr gemißbraucht ist, um mir von Nutzen werden zu können. In Breslau fand ich mich innerlich recht beschämt und kam mir recht traurig vor². —

Eine alte Bekanntschaft wurde bedeutungsvoll neu! Frau Willes Schwester, Fr. v. Bissing³ kam nach Löwenberg und Breslau zum Konzert. Meine große Ermüdung und Angegriffenheit, der sie sich freundlichst unterordnete, gab unfrem Zusammensein keine rechte Freiheit: doch waren die wenigen Stunden von tiefem Werte für uns beide.

Cornelius wird hoffentlich täglich zu mir heraus kommen, trotz Sturm und Wetter. Ich trachte mit seltsam bitterer Sorge, mir dies Asyl zu erhalten.

Lassen Sie bald Gutes hören, und grüßen Sie herzlich Mann und Kinder von

Ihrem

R. Wagner.

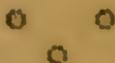
145.

Tausend innige herzliche Grüße zum Geburtstag! Ich kann Ihnen nur Gaben des Herzens bieten; meine Phantasie will mir noch nicht wieder die altgewohnten Dienste leisten: sie sinnt auf Ruhe und auf die Wege, die dazu führen sollen. Doch werde ich im Geiste bei Euch sein und mir das Familienfest recht lieblich vorstellen!

Tausend gute Wünsche mit den Grüßen!

R. W.

Penzing, 21. Dez. 63.



München — Tribtschen

Januar 1865 bis 14. August 1871

Bayreuth

13. Mai 1875

146. [München¹, Mitte Januar 1865]

Bestes Kind! Ich glaub', es geschähe am besten, die ganze Mappe zu schicken. Daß sie unverfehrt, und eher bereichert als vermindert wieder zur Besitzerin zurückkehren soll, dafür verbürge ich mich mit allem, was mir lieb ist. Sonst würde es schwer fallen, alles zu bezeichnen, was etwa kopiert und uns geschickt werden sollte: besser ist's, ich such's aus den Sachen selbst aus.

Hiermit mich nur abzugeben bedurfte es starker Anregung. Mein junger König ist aber eben ganz dazu gemacht, all das in Ordnung zu bringen: er hat die rechte Obstination, und aller Antrieb dazu kommt aus ihm selbst. Jetzt muß Semper² ein herrliches Theater für mich bauen, das geht nun schon nicht anders: von allen Enden her sollen mir die besten Sänger zur Aufführung meiner Werke geschafft werden, und — aus allen versteckten Mappen muß zusammengeschafft werden, was ich etwa einmal schriftlich von mir gegeben habe. Er weiß, daß er mir nicht viel damit zu tun geben darf, und wendet sich immer geschickt an Befreundete. Hiermit hat er's auch so gemacht. Ich hatte ihm nämlich auf seine oft wiederholte Bitte angeben müssen, was ich geschrieben habe und wo es hingekommen wäre. Da mußte ich denn die große Mappe auf dem Grünen Hügel denunzieren, —

es ging nicht anders. Sonst ist kein Arges dabei: Er wird nur alles zusammenstellen lassen, um es in Verwahrung zu nehmen, und zu wissen, daß er mich recht vollständig besitze.

Ja, Kind, der liebt mich; das ist nun einmal so! —

Wenn es trotz alledem noch nicht so recht mit mir gehen will, so mag das wohl seine Gründe haben. Je leichter ich an Glaubensfracht werde, desto teurer werde ich: — schon glaube ich fast an gar nichts mehr, und wie nun diese Leere ausfüllen: da braucht es einen ganz ungeheuren Ballast von königlicher Gnade! Ich war einst wohlfeiler zu haben: jetzt ist meine Hellsichtigkeit schrecklich, und die Täuschung ob der furchtbaren Schwäche, die überall wie vor einem Wahnsinnigen vor mir zurückwich¹, wird mir fast gar nicht mehr möglich. Doch tue ich immer noch, was ich kann, und erwarte mir gern noch etwas von den Menschen. Dazu hilft eben mein junger König: der weiß alles und — will! — Da muß ich denn auch noch wollen, wenn mir auch oft sonderbar dabei zumut ist. —

Schönsten Gruss dem Grünen Hügel: — man sagte mir neulich, er sei diesen Sommer zum Verkauf ausgeben gewesen? — Ist das so? — Wohin soll's dann gehen? — Bin ich recht indiskret? — Soll ich für die Weihnachtsgeschenke noch schön danken? Hat das das große Mißy erwartet? Wohl nicht! Es gibt noch einen alten Brief² zu lesen —: werd' ich den in der Mappe finden? —

Adieu! Ich gedenke mit Liebe!

R. W.

147.

[April 1865]

Freundin!

Der Tristan wird wundervoll.

Kommen Sie??

Ihr

R. W.

15. Mai 1. Aufführung.

147a¹.

Seinen werten Freunden auf dem Grünen Hügel in dankbarer Erinnerung

Richard Wagner.

Mai 1868.

148.

Verehrte Freundin!

Hätten Sie wohl die Güte, unter den freundlich von Ihnen bewahrten Skripturen aus alter Zeit nach einem Notenblatt —

An Webers letzter Ruhestätte,

Gesang für 4 Männerstimmen — nachzusehen, und, falls Sie es finden, mir eine Kopie davon zukommen lassen zu wollen? Herzlich würden Sie damit verbinden Ihren, mit seiner Frau Sie bestens grüßenden

Richard Wagner.

Tribtschen.

28. Juni 1871.

149².

Zur Pflege des alten Angedenkens sowie zur Fortsetzung der Grünen-Hügel-Bibliothek mit dankbarem Grusse

Richard Wagner.

Tribtschen, 14. August 1871.

150³.

Seinen verehrten Freunden vom Grünen Hügel in alter Treue und Dankbarkeit

Richard Wagner.

Bayreuth, 13. Mai 1875.

Und sie dämmerte doch! R. W.



Anhang

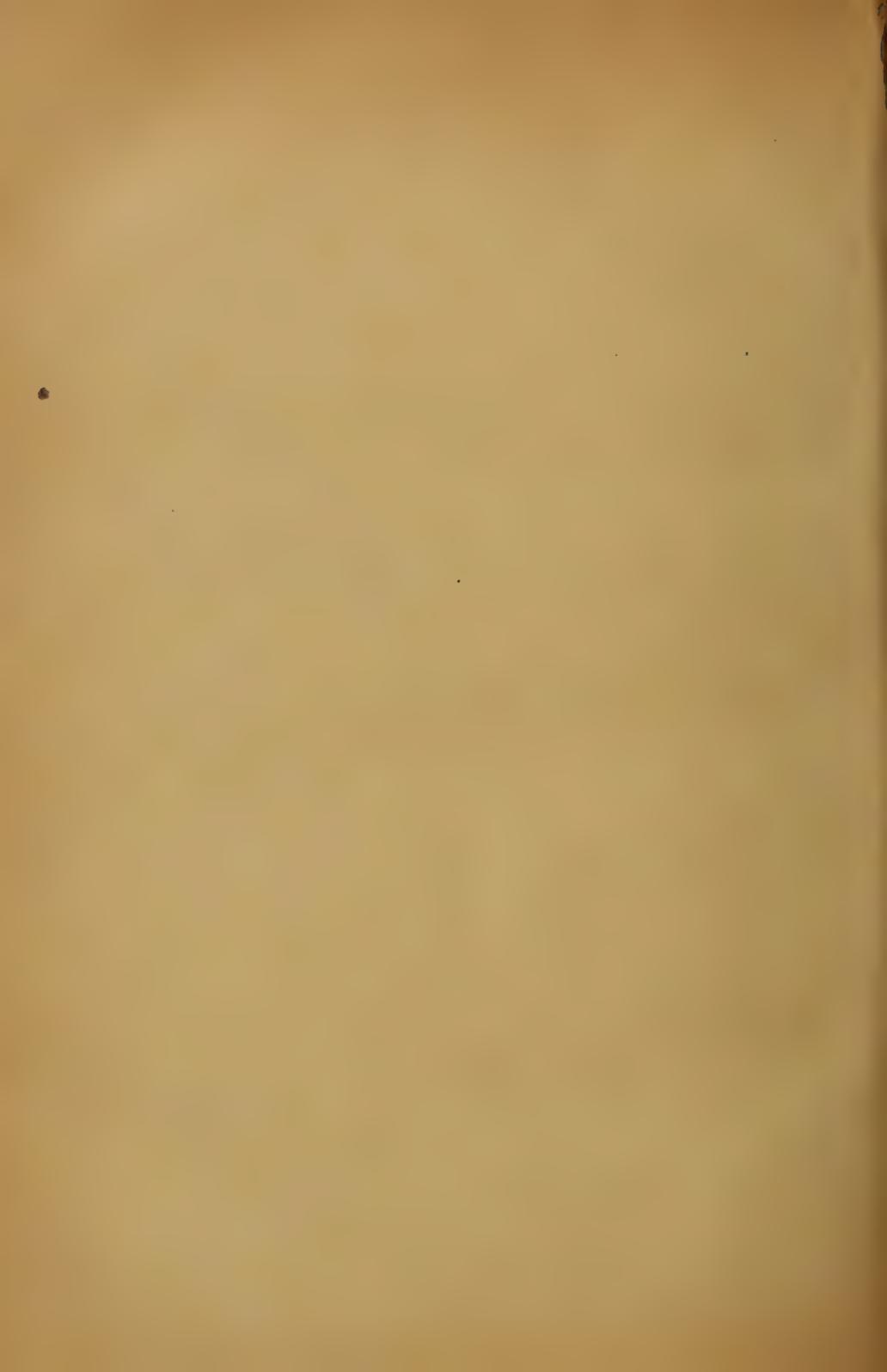
Mathilde Wesendonk

an

Richard Wagner

14 Briefe

(24. Juni 1861 bis 13. Januar 1865)



I.

Ich habe in dieser heißen Zeit Sie oft bedauert, denn in Paris ist es dann erstickend schwül. Sie flüchten wohl wieder ins bois de Boulogne, allein es ist doch immer mühsam erkaufte. Auf dem Grünen Hügel ist es jetzt sehr schön, und die Mondschein-Abende sind unvergleichlich. Lange hatten wir keinen solchen Sommer, es ist einem dabei auch ganz seltsam zumute, und man fürchtet sich zu Bette zu gehen, sorgend, es könne den nächsten Morgen anders sein. Letzte Woche machten wir einen kleinen Ausflug mit den Kindern nach Baden-Weiler, der Stammburg der Zehringers-Fürsten. Es liegt eine Stunde Eisenbahn von Basel, und trägt schon ganz die Physiognomie des badischen Ländchens weiter unten. Schöne Nußbäume, Waldungen, Hügel, Matten, und in der Ferne die Silberstreifen des Rheines. Das wird so ungefähr Ihre zukünftige Heimat¹ sein. Freundlich, still und einsam, ich fürchte fast zu einsam, was den Verkehr mit feinfühlenden, geistigen, künstlerischen Menschen betrifft. Darin verwöhnt Paris. Lessing ist eine schweigsame, fast allzubescheidene Natur, dessen höchste Leidenschaft die Jagd ist. Schirmer ist durchaus Naturmensch. Der Großherzog? Das müssen Sie besser wissen, als ich. Unsere deutschen Prinzessinnen werden meistens recht hausbacken erzogen, sie lernen haushalten, d. h. mit ihrem Taschengelde auskommen, und rühren uns durch ihr einfaches, anspruchsloses Wesen. Die Großherzogin indessen hat einnehmende Züge. Sie hing im Römerbad zu Baden-Weiler, samit dem Herzog in Goldrahmen an der Wand, während das frühere Regentenpaar seitwärts mit einem schlichten schwarzen Rahmen sich begnügen mußte. In fünfzig Jahren vielleicht, sind die Jungen ebenfalls zum schwarzen Rahmen vor-

gerückt, während ein neuer Stern im Goldrahmen prangt, und der Ahn gänzlich verschwunden ist. Das war gleich ein Bild der Zeit. Vorigen Samstag war ein Konzert in der Frau-Münsterkirche. Papa Heim dirigierte, war aber seiner Aufgabe nicht gewachsen. Schmidt aus Wien sang eine Arie aus der Schöpfung. Eine herrliche Stimme, die selbst im Verklingen klar und deutlich bleibt. Das muß ein prächtiger König Heinrich sein. Auch freute ich mich über die kräftige Gestalt, die wenigstens etwas auszuhalten scheint. Er singt immerfort, bald hier, bald dort, aber sein Programm ist schrecklich, nur auf das allergewöhnlichste Publikum berechnet. Es wurde einiges aus Orpheus und Euridice von Gluck gegeben, was mich sehr ergriff. Sehr schön ist die Stelle, wo Orpheus in den Orkus hinabsteigt und die Hölle geister ihm ihr: nein, nein, entgegen donnern. Die Harfenklänge fallen so weich und schön dazwischen, und lehren uns glauben an den endlichen Sieg des Schönen. Ich möchte wohl das Werk einmal ganz erleben. Frau Dr. Wille war auch zum Konzert in die Stadt gekommen, und schief die Nacht bei uns. Sie trug mir viele Grüße an Sie auf. Ich habe sie mit dem Rhein-Golde beglückt. Sonntag morgen frühstückten wir auf der Nord-Terrasse und plauderten viel von Ihnen. Zu Tische kommen Keller, Dr. Wille, Köchly und Frau, und die alte Fräulein Ulrich, deren Sie sich vielleicht noch erinnern. Wir haben die Alte mit ihrem originellen Wesen gerne. Ich plaudre so fort; vielleicht erheitert es den Freund, oder ruft ihm doch frühere Zeiten zurück. Er weiß zwar viel, aber was grau ist, weiß er Gott sei Dank noch nicht. Ebbe und Flut, Licht und Schatten, das ist Jugend. Stimmungen, wie sie sich in Ihrem letzten Briefe¹ ausdrückten, hat der Graue² nicht. Auch wissen wir, daß sie vorübergehend sind, das ist mein Trost. Wie ich jetzt am Balkon sitze und schreibe, glühen die Alpen im zarresten Abendrot. Könnte ich den rosigen Widerschein an dieses Blättchen fesseln, und in Ihre Seele hauchen!

Ich freue mich, daß Sie nach Weimar gehen. Liszt ist bei alledem derjenige Mensch, der Ihnen am nächsten steht. Lassen Sie ihn sich nicht verderben. Ich kenne ein schönes Wort von ihm: d. h. „ich schätze die Menschen nach dem, was sie für Wagner sind.“ Was Wien betrifft, so wollen wir sehen, ob das Schicksal uns Gunst vergönnt. Wir denken gerne daran. Von der Fürstin habe ich nun zum ersten Male aus Rom gehört. Sie besucht dort nur die Nazarener, die christlichen, kirchlichen Maler. Es dient ihren Zwecken, und sie führt es mit eiserner consequence durch, obschon sie sich schmählich dabei ennuyieren soll. Außer Cornelius und Overbeck ist da nicht viel Genuß zu suchen; natürlich, ich meine unter den lebenden Künstlern. Und nun noch eine Bitte, die Sie mir gelegentlich einmal erfüllen sollen. Ich habe nämlich ein kleines Photographienbuch erhalten, und seitdem fand sich schon die eine oder andere Photographie von Bekannten hinzu, in Visitenkartenformat, wie das meinige. In wenigen Sekunden macht man ein Dutzend. Nun besitze ich allerdings Ihre große Photographie¹, aber das kleine Buch möchte gar so gerne auch eine haben, und der Platz dafür bleibt offen. Werden Sie dem kleinen Buche seinen Eigensinn verzeihen? Es will sich gedulden, und das Kind will auch geduldig sein, und den Meister nicht mit Schreiben quälen. Er muß es doch nur tun, wenn es ihm Bedürfnis ist, denn früge er nur das Kind, ich fürchte, er hätte viel zu tun. Es sucht sich einstweilen zu stählen, durch stärkende Bäder, aber sie greifen an, und nehmen noch das bißchen Kraft vollends hinweg. Doch der Erfolg soll gut sein. Nun ist es dunkel geworden, die Berge liegen bleich und leblos da, und alles ist so still. Ruhe, Ruhe, heilige Ruhe senke sich auch in Ihr Herz!

Ihre

Mathilde Wesendonk.

Juni 24. 61.

Am Morgen. Vorige Woche war der Pascha von Ägypten hier oben, und ging dann auf die Bürkli-Terrasse, wo einige Minuten später der Pilgerchor und Abendstern gespielt wurde. Die Klänge drangen deutlich zu mir herüber. Sulzer ist nach Winterthur zurück, um in der Kur eine Pause zu machen. Während er die Bilder besichtigte, blieb ich im unklaren über die Kraft seiner Augen; später im Garten aber nahm er, um kräftige, sehr große Blüten am Immergrün zu unterscheiden, doppelte Gläser. Das tat mir leid, denn die Blumen sind licht blau, und stechen aus dem saftigen Grün der Blätter bemerklich hervor. Noch einen freundlichen Gruss! Das ist nun einmal ein rechter Plauderbrief!

2.

Ihre letzten Zeilen¹ haben mich sehr traurig gemacht. Ich konnte lange nicht darauf antworten. Der Gedanke an unser Zusammensein in Wien war mir so nahegetreten, war mir nun endlich Zuversicht geworden. Ich hatte ja doch lange nicht daran geglaubt, nun glaubte ich, um es wieder zu verlernen. Was in die Hand der Zukunft gelegt wird, ist uns für den Augenblick, vielleicht für immer genommen. Der Augenblick gehört uns, doch was die dunkle Mutter in ihrem Schoße für uns birgt, wer weiß es? Die Schwierigkeiten, die der Geburt eines Tristan entgegenstehen würden, wohl ahnend, lag mir zunächst unser Zusammensein im Sinne, und hätten wir gewußt, daß Sie nur noch kurze Zeit in Wien bleiben würden, wir wären sicherlich früher gekommen. Es sollte nicht sein! Aber schlafen kann ich jetzt nicht. Die Mutter wollen wir belauschen, wo sie noch wach ist, in Venedig. Montag reisen Otto und ich dahin ab. Lange werden wir nicht dort bleiben; in 14 Tagen, drei Wochen spätestens, sind wir zurück. Es soll uns vor dem Winterschlaf eine Erfrischung, Stärkung und Anregung sein, wie ich sie von Wien gehofft hatte. Scheint auch das Leben

hier und da eine Idylle, der richtige Blick fände bald den Stoff zur Tragödie heraus. Gegenseitige Kurzsichtigkeit schützt die Menschen vor dem Erkennen. Dann ist das „Sehen“ an und für sich leidlos, das „Sein“ aber immer leidend. Sie, Verehrer von Schopenhauer, sollten das wissen! Somit wären die Menschen, die viel sehen und nichts sind, gewiß am glücklichsten! Und auf das „glücklich sein“ kommt's ja am Ende an, nicht wahr? Groß sein, gut sein, schön sein, genügt dem Menschen nicht, er will auch glücklich sein. Wunderliche Marotte! Mich deucht, wer eines von jenen Dreien wäre, brauche den ganzen mühseligen Scheinapparat des andern nicht mehr! Doch, was weiß ich davon?

In der hiesigen Welt der berühmten Männer sind große Veränderungen eingetreten. Gottfried Keller ist zum Staatschreiber ernannt worden, und bezieht das alte Quartier des Reg.-R. Sulzer an der Staatskanzlei. So erlebt die arme Mutter des „grünen Heinrich“ noch die Freude, ihren Sohn auch äußerlich angesehen und geehrt zu sehen!

Ferner ist Moleschott in seinem Fache als Prof. an die Universität nach Turin berufen worden. Er lebte zuletzt hier gänzlich verlassen, und fast freundlos.

Und last but not least, erhielt Ihr Herwegh einen Ruf als Professor der „vergleichenden Literatur“ nach Neapel. Für seine Verhältnisse war es Zeit; sie standen gänzlicher Zerrüttung nahe. Vielleicht wird er durch eine ehrenvolle, seinen Lieblingsneigungen entsprechende Beschäftigung, sich selber wiedergegeben. Die Herren hier schütteln die Köpfe über den Leichtsin von de Sanctis¹, aber mich freut es doch, daß einmal einige tönende Namen zum Klange kommen. Es ist in Deutschland so äußerst selten. Was da genannt wird, klingt meistens hohl, und nur die, von denen man nicht spricht, sind der Rede wert.

Was werde ich nun nächstens vom Freunde hören? Den Kummer seiner abermaligen Enttäuschung teile ich

mit ihm! Wo werden ihn die Schicksalsgötter zunächst hingleiten? Wird es eine Zeit geben, wo er auf dem Grünen Hügel ausruht? Hoffen wir, so hoffnungslos es scheint! Dank für die Photographien und innige Liebe!
Mathilde Wesendonk.

Oktober. 23. 61.

3.

Eben las ich den Entwurf der Meisterfinger¹. Ich finde ihn vortrefflich, und hoffe, Sie werden viel daraus benutzen. Unzählige feine Züge sind darin angedeutet, und es kann Ihnen viel Anstrengung dadurch erspart werden. Ich segne die Wiederaufnahme dieser Arbeit, und freue mich darauf wie auf ein Fest. In Venedig hätte ich solche Hoffnung kaum zu schöpfen gewagt.

Eine stille Weihnachtsfreude, die ich mir selbst beschert hatte, haben Sie mir zunichte gemacht. An meinem Geburtstage sollte Sie ein Brief treffen — er liegt in Wien. Ein Kistchen, mit einigen Kleinigkeiten, die wir in unserer Unterhaltung zufällig berührten, sollte Sie am Weihnachtstage überraschen. Die Arbeit hatte ich mit unendlicher Freude ungemein rasch und leicht gemacht, in der geheimen Furcht, sie könnte zu spät fertig werden. Nun erhalte ich sie wohl nächstens von Wien zurück. —

Die Übersetzung des Cervantes² ist ein kostbarer Fund. Das Manuskript ist doch wohl unbezweifelt? Es würde schwer sein, Cervantes täuschend nachzuahmen!

Haben Sie Dank für Ihren lieben Brief³, der mir doch wenigstens Ihre Handschrift wieder brachte, wenn ich auch nicht ganz die frühere, erhabene Stimmung des Freundes darin erkannte, und empfangen Sie die innigsten Grüße und Wünsche

Ihrer
Mathilde Wesendonk.

Dezbr. 25. 61.

4.

Ich las in Schopenhauers Biographie¹, und fühlte mich unbeschreiblich angezogen von seinem Wesen, das mit dem Ihrigen so viel Verwandtes hat. Eine alte Sehnsucht überfiel mich, einmal in dies begeistert schöne Auge zu blicken, in den tiefen Spiegel der Natur, der dem Genius gemeinsam ist. Unser persönlicher Verkehr trat mir ins Gedächtnis zurück, ich sah die ganze reiche Welt vor mir, die Sie dem Kindergeist erschlossen, mein Auge hing mit Entzücken an dem Wunderbau, höher und höher schlug das Herz vor innigem Dankgefühl, und ich fühlte, daß mir nichts davon verloren gehen könne! Solange ich atme, werde ich nun streben, das ist Ihr Teil. Schopenhauer selbst sollte Sie nicht kennen und Ihre Tonschöpfungen blieben ihm unerschlossen. Was tut's, würde er lächelnd heute sagen, wir beide gehören dem Ganzen. Ein Einsamkeit blickendes Auge ist unser Los! Das Buch enthält ein vortreffliches Bildnis des Verstorbenen, wo die krasse Nacktheit der Photographie durch die geistige Macht des Mannes verschönt und verklärt ist. Sind Sie einmal von Paris mir näher gerückt, so freue ich mich, Ihnen wenigstens dann und wann ein Buch mitteilen zu können, ohne Sie auf das Ministerium zu bemühen. Mein armes Kistchen ist zurückgekehrt, ich habe es traurig beiseite gestellt. Sind Sie erst einmal wieder irgendwo niedergelassen, so schleiche ich mich sicher abermals bei Ihnen ein, so sicher, wie die Wichtelmännchen den armen Bauer verfolgten²! — Wie geht's mit der Gesundheit — und mit der Arbeit?
Ihre von Herzen!

Mathilde Wesendonk.

Jan. 16. 62.

5.

Der geflügelte Löwe³ auf Ihrem Schreibtisch ist erwacht! Kraft und Geist sind sein Symbol. Er rüttelt den schweren

Traum von den Gliedern, und schüttelt die Mähne. Das macht mich froh, und weiter denke ich nichts. Dem Schicksal sei anheimgestellt, was von außen kommt. Innen sitzt der Feind in der eigenen Brust. —

Fast niemals, so will's mir scheinen, sprudelte der Quell Ihrer Dichtung reicher und ursprünglicher als dieses Mal. Auch ist es eine Art Gerechtigkeit gegen sich selbst, dem tiefen, unverwüßlichen Humor, einer so bedeutenden Ingredienz Ihres Charakters, einmal seine überwiegend entsprechende Deutung zu geben. Der göttliche Knabe stieg mit seinem Bruder, dem Amor, von den Höhen des Olympos in die Menschenbrust herab, und nur wo der eine gerne weilte, kehrte der andere ein.

Mir ist, als habe ich eine Höhe erstiegen, und blicke nun in ein wundervolles Abendrot, den Hymnus der Schöpfung!

Gruß und Lebewohl!

Ihre

Febr. 19. 62.

Mathilde Wesendonk.

6.

Ich wußte es wohl: Träume¹ sind treu. Je mehr die Wirklichkeit sich uns entzieht, je wacher wird der Traum. Möchte Ihnen der Himmel noch viele solche Träume schicken.

Ihre

Dezbr. 23. 62.

Mathilde Wesendonk.

7.

Legen Sie diese Blätter zu den übrigen in die grüne Mappe! Bald schreibe ich. Einstweilen lasse ich mich pflegen wie ein krankes Kind, und mir wohlthun. Grüßen Sie mir den Arzt!

Ihre

Juli 3. 63.

Mathilde Wesendonk.

7a.

Mir erkoren —
 Mir verloren —
 Ewig geliebtes Herz.

Die Nachtigallen hörst du wonnig schlagen,
 wenn ihren Blütenschmuck die Bäume tragen,
 doch in des Herbstes zweifelsvollen Tagen
 will sich kein Vöglein an die Lieder wagen.
 Die Alpenhäupter hoch zum Himmel ragen
 in ewig kaltem, schweigendem Entsagen,
 doch tief erröten siehst du sie vor Zagen,
 naht sich die Göttin auf dem Sonnenwagen.
 O frage nicht, du sollst mich nimmer fragen,
 ich lernte viel, nur eines nicht ertragen,
 doch dieses eine kann ich dir nicht sagen:
 warum mein Singen trauervolles Klagen.

Faßt denn ein Kelch den gold'nen Schein
 der ganzen großen Sonne?
 Und du, mein Herz, du bist so klein,
 und willst allein
 die ganze Erdenwonne?
 Der Liebe Unermesslichkeit
 begrenzt im Raum, —
 und aller Himmel Seligkeit
 im Lebenstraum?

Im Herzen trübe und traurig
 da seufzt ein tiefes Weh,
 so abgrundsvoll und schaurig
 wohl wie die tiefe See.

Und Seufzer streichen als Winde
 hinüber, herüber die Flut,
 Erinn'ung strahlet lichte
 darein wie Abendglut.

Als Schifflein segelt die Hoffnung
 von Sehnsucht getrieben zum Strand,
 es schwanket in wilder Brandung,
 stößt nimmermehr ans Land.

Wenn der Schmerz mit schwarzem Trauerflügel
 schaurig sich auf deine Seele senkt,
 wird dein Sinn vom Ewig-Wandelbaren
 zu dem Bandelosen hingelenkt.
 Wenn vom Aug' die Täuschungsschleier fallen,
 und dein Eden dir zerfließt in Schaum,
 aus dem Grab die bleichen Schatten schreiten,
 und die Gegenwart erbleicht zum Traum.
 Nur im Nicht-Sein suchst du noch das Sein,
 alles Dasein wird zum leeren Schein,
 wirklich nur ist das pochende Herz
 mit seinem ewig bejahenden Schmerz.

Am 22ten Mai 63.

Eine Seele groß und rein
 schließt die kleine Blume ein,
 die mit ihrem ganzen Sein
 lebt und webt im Sonnenschein;
 die mit eifrigem Bemühn
 einzig sorgt, recht schön zu blühn,
 die, obgleich der gold'ne Strahl
 tausend Schwestertelche küßt,
 nimmer fühlt des Neides Qual,
 freudig ihm entgegenpriesst,

stets zu ihm ihr Antlitz wendet,
ihm allein ihr Dufte spendet,
und — wenn er sie ganz vergißt —
still ihr freundlich Auge schließt,
sanft das Köpfchen nieder neigt
leise seufzt — verhaucht — und schweigt. —

Herz, was wäre deine Pein,
wärest du wie die Blume rein?

Ich hab' ein Grab gegraben
und legt' meine Liebe hinein,
und all mein Hoffen und Sehnen
und alle meine Tränen
und all meine Wonne und Pein.
Und als ich sie sorglich gebettet —
da legt' ich mich selber hinein.

8.

Ihr inhaltsschwerer Brief¹ sank mir heute recht schwer
aufs Herz, das werden Sie mir glauben, Freund! Aber
ich zürne jenen Sorgen nicht, die Sie mir dadurch be-
reiten, denn ich leide gern mit Ihnen. Mein ganzes Sein
fühlt sich geadelt mit Ihnen leiden zu dürfen. So traurig
mich diese Buchstaben anstarrten, wenn ich sie nach ihrem
Sinn befrage, so lieb und freundlich blickten sie mich an,
wenn ich mir sage, sie sind von ihm und zwar für dich
geschrieben. Freund, ich fürchte, Sie könnten mir viel Böses
sagen, und ich müßte Ihnen doch gut bleiben! —

Sie „freudehelfeloser Mann“, — ein Ausdruck, den ich
einmal in Walthers v. d. Vogelweide² fand, und im in-
nersten Herzen gleich auf Sie anwandte. Wer Ihnen zu
helfen vermöchte, müßte sehr glücklich sein! Mir schwindelt
der Kopf, wenn ich an all die Trostlosigkeit denke, die

Sie umgibt. Einzelne schöne Momente¹ ausgenommen, die dem gefahrvollen „Guten“ gleichen, das Sie mir so reizend beschreiben, und die Ihnen mehr als jedem andern zuteil werden, bleibt das Schicksal Ihr Schuldner. Ich weiß das, und traure darum aus voller Seele, und habe kein leeres Wort des Trostes, weil ich auch keine Hoffnung habe, daß es einmal anders werden könnte. Wie entsetzlich es mir ist, Sie so in der Welt herumgehetzt zu sehen, um Konzerte zu geben, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Und wenn der Himmel vom Beifall der Menge widerhallte, es wäre ja doch kein Ersatz, Ihrem Opfer angemessen. Mit blutendem Herzen folge ich Ihren sogenannten „Triumphen“ und kann fast bitter werden, wenn man mir diese als ein erfreuliches Ereignis darstellen will. Ich fühle dann nur, wie wenig man Sie kennt, das heißt, versteht, und — fühle dann auch — daß ich Sie kenne — und liebe! — Was der einzelne vermag, ist so wenig, dem tausendköpfigen Ungeheuer gegenüber, das sich Welt nennt. Man könnte sein Herzblut vergießen und gewänne ihr nicht ein bißchen Liebe ab. So ist es und so war es wohl vor uns.

Die Mappe und die Lampe sollen Ihr Asyl nicht beschweren, sie werden „Wanderer“ wie Sie, wenn Sie es einst verlassen. Wäre die Schwierigkeit, dieses Asyl loszuwerden denn so groß, wenn Sie es später einmal wünschen sollten? Haben Sie gekauft oder nur gemietet? Ist Ihnen der Aufenthalt in der Nähe von Wien nicht in künstlerischer Beziehung, sei es auch nur um des Wohlklangs willen, nützlich und wünschenswert? Mein Herz ruft Sie wohl immer in die Schweiz zurück, doch dieses Herz ist egoistisch, und darf nicht gehört werden. Wäre ein Asyl in der Schweiz, außerhalb jenes ersten Asyls undenkbar? Vor andern Bewohnern haben es bis jetzt meine Tränen geschützt, allein ich verzweifle daran, für die nächste Zukunft mehr zu erringen. Was die musikalischen Verhältnisse in Zürich betrifft, so existiert dort ein

Orchester-Verein, d. h. stehendes Orchester von 30 Mann, als Unterlage zu gebrauchen, welches den Dienst des Theaters, der wohlloblichen Musik-Gesellschaft und unzähliger Gartenkonzerte versieht, mit einem Dirigenten namens Fichtelberger, der mit saurem Schweiß eine Beethovensche Sinfonie in Grund und Boden schlägt. Papa Heim, der (en Parenthèse bemerkt), früher zu den Unzufriedenen gehörte, seitdem ins Komitee gewählt worden ist, und nun im Hochgefühl seiner neuen Würde als milder Herrscher sich bewährt, d. h. alles gut und schön findet. Außer dieser Gesellschaft existiert und floriert das Quartett Heisterhagen und Eschmann; an die Stelle von Schleich trat ein junger, anscheinend musikalischer Mann, namens Hilpert. Sollten Sie im Ernste den Plan haben, uns mit einer musikalischen Aufführung unter eigener Direktion zu beglücken, so schlage ich vor, einen längeren Aufenthalt auf dem Grünen Hügel zu nehmen, sich von dem Kinde hegen und pflegen zu lassen, und dann das Weitere zu besprechen. Von Ihrer Arbeit sagen Sie mir nichts, nur, daß sich die Mappe füllt. Und ich soll Sie aus einem fremden théservice Tee schlürfen lassen? Grausamer, Karger, mir die Freude zu rauben, Ihnen ein neues zu senden? Wissen Sie nicht, daß, Ihre kleinen Wünsche zu erfüllen, der einzige Trost für so inhaltsschwere Zeilen ist, und daß Sie den wohl spenden dürfen?

Wenn ich wieder in Zürich bin, so ziehe ich mir ein Hündchen an, und hat es mich dann recht lieb, so sollen Sie es haben. Nicht wahr?

Sonntag in der Frühe reise ich ab, vielleicht noch auf einige Tage nach Homburg, wo Otto „Schweigkur“ braucht, und gegen Ende nächster Woche hoffen wir zu Hause zu sein. Sollte Ihnen im Laufe der nächsten Monate die Schweiz unerreichbar sein, so kommen wir nach Wien oder sonstwo hin. Ihren Unfall übergehe ich, da Sie ja, Gott sei Dank, gerettet sind! Es ist spät geworden und ich schrieb in Eile — aber ich konnte nicht schweigen, es drückte

mich zu Boden. Möge Ihnen leichter sein, wenn Sie dieses erhalten, und seien Sie mir innigst begrüßt! Ich bin und bleibe Ihnen gut. Wir wollen treu aushalten.

Ihre

Mathilde Wessendonk.

[Schwalbach] August 9. 63.

Freud und Leid miteinander tragen, so bleibt uns immer noch viel!

9.

Septbr. 23. 63.

Seit 3 Wochen schon liegt Otto an einem rheumatischen Fieber und Muskelentzündung darnieder, und ich pflege ihn bei Tag und Nacht, ohne bis jetzt noch ein günstiges Resultat erzielt zu haben. Sein Zustand ist schmerzhaft und mannigfachen Wechselfällen unterworfen — und, wie ich fürchte, langwierig. Morgen wird Griesinger zur Konsultation berufen und auf seine Kenntnisse setze ich meine Hoffnung. Unter solchen Umständen werden Sie begreifen, Freund, warum ich schwieg. Die Trostlosigkeit Ihrer Stimmung¹ machte mir das Blut erstarren. Ich fühlte, daß ich da nichts vermag. Ich sollte mir sagen, daß alle Gaben der Natur, und die herrlichsten, verschwendet sind, wenn sie nicht der leere äußere Erfolg krönt. An und für sich sind sie nichtig, und wer sie vor andern voraus hat, besitzt nur das Recht vor andern elend zu sein. Und daß ich Ihnen das glauben sollte, das machte mich fast bitter. Meine Religion und mein Glaube, (was wohl eigentlich eins ist), hat es nur mit dem Ding an und für sich zu tun. Geradezu unbegreiflich ist mir, wie man den Erfolg schlechtweg, d. h. Beifall, zugleich verachten und doch suchen kann. Nur der Weise, deucht mich, der von der Welt nichts will, darf sie verachten, der andere, der sie braucht, wird durch die bloße Berührung mit ihr schon Mitschuldiger und kann nicht mehr ihr Richter sein. Sie

sind Wissender und Mitschuldiger im höchsten Grade. Jede neue Täuschung ergreifen Sie mit Hast, scheinbar die Unbefriedigung vergangener Täuschungen im Busen auszuwischen, und keiner weiß so gut wie Sie, daß es nie sein kann noch sein wird. Freund, wie soll das enden? Sind fünfzig Jahre nicht Erfahrung genug, und sollte da nicht endlich der Moment eintreten, wo Sie ganz mit sich im reinen wären? —

Heute erhielt ich Ihren freundlichen Boten¹, der mir unendlich wohlthat, und ich habe wieder Mut, an Ihr Kommen zu glauben. Wie innig sollte es mich freuen, Ihnen einen recht ruhigen behaglichen Aufenthalt zu bereiten! Die Herbsttage sind in der Schweiz oft sehr schön, und selbst im Winter ist es hier im Hause höchst gemüthlich. Sollte, was der Himmel verhüte, Ottos Unwohlsein sich über Erwarten hinausziehen, so wäre es Ihnen vielleicht möglich, das Weihnachtsfest mit uns zu feiern? Indessen hoffe ich von ganzem Herzen, für Sie und uns, daß es früher sein kann.

Gruß und Liebe

Ihrer

Mathilde Wesendonk.

10.

Ihr Gestriges, worauf Sie sich berufen, ist mir leider nicht zugekommen, doch danke ich Ihnen für Ihr Heutiges².

Ich hoffe Sie bald in Zürich³ zu sehen, sei es nun vor oder nach den Karlsruher Aufführungen. Mit unserem Patienten geht es nun täglich besser. Freilich geht es schon in die 8te Woche hinein und die Kräfte kommen langsam wieder. Indessen hoffen wir, daß diese Krise eine heilsame Wendung in Ottos Befinden, welches lange schon zu wünschen ließ, vorbereitet habe, und werden durch das Urtheil der Ärzte darin bestärkt.

Nun allen Ernstes auf Wiedersehen, und grüßt Sie
von ganzem Herzen

Ihre

Mathilde Wesendonk.

Oktober. 20. 63.

II.

Oktober. 27. 63.

Lieber Freund!

Immer mehr beschäftigt mich der Gedanke, Sie nun bald in unserer Mitte zu sehen, und es soll mir ein rechter Sonntag des Herzens sein, es Ihnen so behaglich wie möglich zu machen. Ich glaube unsere Häuslichkeit birgt die Elemente zu einem traulichen Zusammenleben in sich, ohne Gêne oder sonstige Opfer für den einzelnen. *La vie est une science*, sagt ein geistreicher Franzose, sie muß erlernt werden. Wie auf dem Meere Windstille eintritt, wie der Himmel zuweilen wolkenlos erscheint, so auch gibt es im Menschen-Dasein Augenblicke, wo das Schicksal den Atem einhält. Möchte uns ein solcher Augenblick zuteil werden!

Was ich so innig wünsche und erstrebe, ist zugleich so wenig, daß es Ihnen vielleicht nur ein Lächeln entlockt. Nämlich, Sie wenigstens einmal im Jahre bei uns heimisch zu sehen, so sehr, daß Ihnen jede Ecke des Hauses bekannt sei, und daß die Kinder Ihnen nicht entfremdet werden.

Die Erinnerung an Ihr Zusammenleben mit uns den Kindern frisch zu erhalten, war ich stets bemüht, und noch heute kennen sie das Asyl nur unter dem Namen: Onkel Wagners Garten. Schmerzlich berührte mich der Gedanke, es in fremde Hände übergehen zu sehen. Jetzt erst erhalte ich hierin einige Sicherheit und Ruhe, da nun das Häuschen zu dem übrigen hinzugezogen worden ist, und mit dem großen Gute als zusammengehörend betrachtet wird, vermittelst Gemüseanlagen und dergleichen,

dann aber auch, weil in den untern Räumen Karls Lernzimmer und das Zimmer seines Lehrers eingerichtet wurde. Auf diese Weise kommt das Häuschen unter meine spezielle Aufsicht, und mir ist es gegeben, es vor Verfall oder Vernachlässigung zu schützen. Daß auch das mir eine Art wehmütiger Freude gewährt, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. Sie selbst wissen zu gut, welche Befriedigung das Herz in solchen Dingen sucht, die an und für sich nichts sind, und bei der Menge so gern mit dem Worte „nutzlos“ bezeichnet werden. Dem Herzen ist hier alles wichtig, es bleibt stets ideal, und die Welt kann ihm nichts anhaben. Es schließt mit goldenem Schlüssel auf, und ist entwischt, wenn sie glaubt, es recht gefesselt zu haben.

Hoffentlich höre ich nun bald von Ihnen und Ihren Plänen! Die schönen zauberhaft verklärten Herbsttage sind nun vorüber, und der frostige Freund Winter steht vor der Türe. Innen aber wird es warm und hell. Ottos Genesung schreitet nach Wunsch voran, und bald hoff ich, wird die letzte Spur der Krankheit getilgt sein. Halten auch Sie sich tapfer, und bewahren in liebendem Herzen Ihre

Mathilde Wesendonk.

12.

In das Schwarze Roß zu Prag¹ sende ich Ihnen einen freundlichen Gruß! Ihre Broschüre² las ich gestern, und mußte darüber lachen, sie kommt mir vor wie lauter Ironie. Senden Sie mir doch von dort das Programm Ihrer Aufführungen. Das letzte, was mich von Prag erreichte, trug das Motto der Faust-Sinfonie³. Vieles im menschlichen Dasein ist dem Vergessen geweiht, weniges nur ist unvergesslich, aber nach diesem wenigen bestimmt sich zuletzt der Wert des Daseins überhaupt.

Sein oder Nichtsein heißt es auch hier, und dem Sein ist das Kreuz auferlegt.

Nach Karlsruhe käme ich sehr gerne, doch wollen die Kräfte Ottos sich noch nicht so ganz einsinden. Er erträgt noch sehr wenig, und wir vermeiden jede Aufregung. Indessen ist es vielleicht bis zum 14ten doch möglich. Er selbst bezeigt Lust dazu.

Und nun seien Sie mir innigst begrüßt, und bereiten Sie sich auf die grüne Mappe vor. Ich hoffe, es soll uns gelingen, Ihnen Ruhe zu verschaffen. Bringen Sie gerne einen Ihrer Getreuen, wie Bülow oder Cornelius mit, so ist er uns ebenfalls willkommen.

Ich hoffe, der Grüne Hügel¹ soll Ihnen einmal wieder lieb werden!

Ihre

Mathilde Wesendonk.

Sonntag abend

[1. November 1863]

13.

Jede Ihrer Nachrichten, geliebter Freund, ist ein Gedanke von Ihnen zu mir, und als solcher der liebste Gruß, den mein Herz ersehnt! Haben Sie Dank darum für jede, noch so kurze Mitteilung²! Es bedarf unter uns ja nur noch der Notizen, gleichsam ein sichtbares Band uns durch das Leben zu leiten, der Unermesslichkeit der Empfindungswelt gegenüber, der wir angehören. Die Wist der geheimnisvollen Weberin, die unsere Schicksalsfäden ineinander schlang, ist unlösbar, sie kann nur zerrissen werden. „Wißt Ihr, wie das ward! —“

Ihre Trauer, Ihre Erschöpfung begreife ich, und weiß, was es Sie kostet, nach Rußland zu gehen. Rettung und Rat finde ich nirgends, ob ich mir das Hirn darum zerquäle, es will nicht tagen. Da schweige ich lieber, als mit leeren Hoffnungen trösten zu wollen, an die ich selbst nicht glaube. Es ist der Menschheit traurigstes Verhängnis, ein Übel zu erkennen, ohne es ausrotten zu können.

Es wird mit uns geboren, und wir schleppen es wider Willen weiter, wie eine ansteckende Krankheit. Wohl tat es mir zu wissen, daß Sie in Löwenberg und Breslau Frau v. Bissing hatten. Selig sind, die Liebes tun auf Erden! Sie sind in Wahrheit die einzigen Seligen! —

Die Freundin¹ verließ mich eben. Sie hatte die Nacht hier geschlafen, und wir plauderten von schönen, unversesslichen Stunden.

Auch Christkindchen war da. Es sagte, es wolle nach Wien, dem Freunde die trauliche Wohnung zu schmücken. Ich fand das sehr hübsch und wäre am liebsten gleich mitgegangen. Christkindchen aber hat in der Welt ein gewisses Vorrecht, und so bat ich denn nur, daß es ja den Rechten aussuche, und gab ihm seinen Namenszug mit. Nun bittet es um freundliche Aufnahme!

Die Kinder sind voll Erwartungen. Der Baum wird im Speisesaal, umgeben von der Raffaelschen Glorie, angezündet. Das macht einen schönen Eindruck. Grüßen Sie Cornelius und behalten Sie lieb

Ihre

Mathilde Wesendonk.

Dezbr. 21. 63.

14.

Mein Freund!

Frau v. Bülow ersucht mich in einem Schreiben heute, um einige Ihrer literarischen Manuskripte, die in meinem Besitz sind. Ich habe die Mappe durchblättert, allein es ist mir unmöglich etwas zu senden, es sei denn, auf Ihren persönlichen Wunsch hin. Da Sie wohl kaum noch sich erinnern werden, welche verlorenen Blätter und Blättchen sich in meiner Mappe zusammensinden, so übersende ich Ihnen eine Liste² des gesamten Inhalts, und bitte Sie, mir zu sagen³, ob und was ich schicken solle.

Ich nehme natürlich an, daß Sie von der projektierten Publikation Ihrer Werke, durch seine Majestät, Kenntniss haben. Recht innig habe ich mich gefreut, aus den Zeilen der liebenswürdigen Frau zu sehen, daß Sie wohl sind und Ihre Lieben um sich versammelt haben. Seien Sie mir von Herzen begrüßt und gedenken Sie in Liebe
Ihrer

Mathilde Wesendonk.

Januar 13. 65.

Pariser Periode.

Der Freischütz.

Über deutsche Musik.

Caprices esthétiques. Aus dem Tagebuche eines verstorbenen Musikers.

Eine Pilgerfahrt zu Beethoven, wichtige Erinnerungen aus dem Leben eines deutschen Musikers.

Eine Pilgerfahrt zu Beethoven (Schluß).

Wie ein armer Musiker in Paris umkam. Novelle. —

Ein glücklicher Abend.

Die Königin von Lypern. (Abendzeitung.)

Die Königin von Lypern (Fortsetzung).

Rossinis Stabat mater. (Zeitschrift f. Musik.)

Revue critique. Gazette musicale.

Die Feen. Große romantische Oper in 3 Akten. —

Der Venusberg, romantische Oper in 3 Akten. Entwurf. —

Entwurf zu Wieland der Schmied.

Entwurf zum jungen Siegfried.

Der junge Siegfried (Dichtung).

Entwurf zu Siegfrieds Tod.

Siegfrieds Tod I (Dichtung).

Vorrede zu Siegfrieds Tod.

Siegfrieds Tod II (Dichtung).

Die Sage von den Nibelungen.

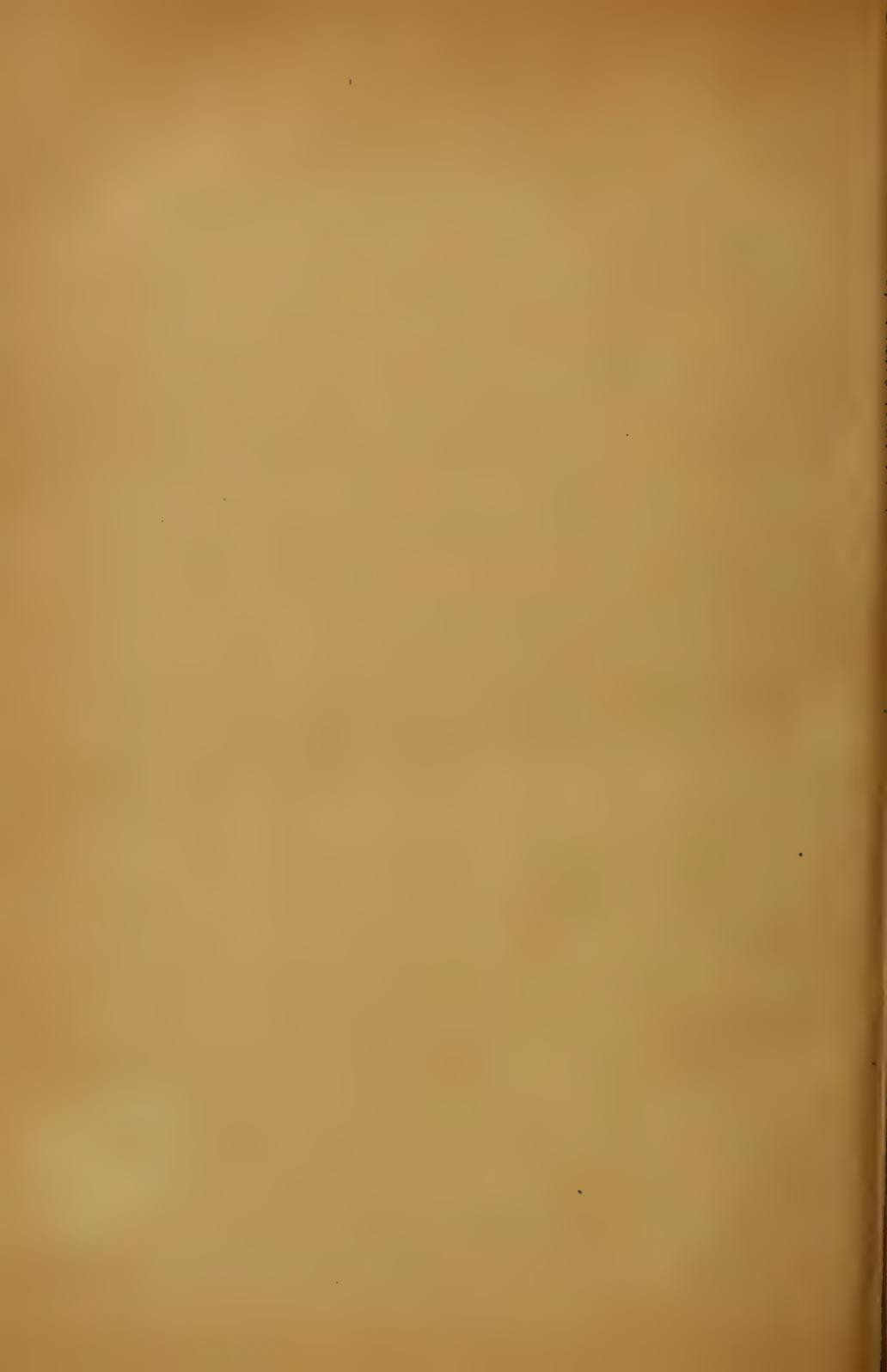
Das Rheingold (Entwurf).

Das Rheingold (Dichtung).

- Die Walküre (Entwurf).
- Die Walküre (Dichtung).
- Brief über die Goethe Stiftung, an Liszt. —
- Siegfrieds Brief. — [?]
- An Herrn von Zigezar.
- Über eine Zeitschrift f. Musik.

Dresdener Periode.

- Entwurf zu Lohengrin.
- Die Kunst und die Revolution.
- Die Dichtkunst usw. Bildhauerkunst usw.
- Künstlertum der Zukunft.
- Das Genie der Gemeinsamkeit.
- Das Judentum in der Musik.
- Brief an *** [?]
- An die Dresdener Kapelle. —
- An einen Staats-Anwalt (Gedicht).
- Die Not (Gedicht).
- Theater-Reform. (Dresdener Anzeiger 16. Jan. 49.)
- Wie verhalten sich republikanische Bestrebungen dem Königtume gegenüber? (Dresdener Anzeiger 14. Juni 1848.)
- Künstler und Kritiker mit Bezug auf einen besonderen Fall. (Dresdener Anzeiger 11. August 1846.)
- Programm zur neunten Sinfonie von Beethoven. —
- Beethovens Ouvertüre zu Coriolan.
- Beethovens heroische Sinfonie.
- Ouvertüre zu „Iphigenia in Aulis“ von Gluck. (Mitteil. an d. Redakt. der Neuen Zeitschrift f. Musik.)
- Ein Schluß zu Glucks Ouvertüre der Iphigenia in Aulis. —
- Bemerkungen zur Aufführung der Oper „Der fliegende Holländer“.
- Entwurf der Meisterfinger, komische Oper in 3 Akten. —
- Rede an Webers letzte Ruhestätte auf dem Friedhofe zu Dresden.
- Kantate an Webers Grabe gesungen 10. Novbr. 44. Dresden. —



Anmerkungen

Zu Seite 58¹. Anspielung auf irgendein Streitgespräch, wie es Wagner mit Wesendonks übrigen Gästen, besonders mit Professoren, z. B. mit Ofenbrüggen, Semper, Vischer und anderen, öfters geführt zu haben scheint. Später tat ihm seine Heftigkeit leid.

Zu Seite 58². Bezieht sich wahrscheinlich auf den zu Ostern 1853 bewerkstelligten Umzug aus dem Parterre in die helle und geräumige Wohnung im zweiten Stock der „vorderen Escherhäuser“ am Zeltweg. Der Ostertag fiel auf den 27. März.

Zu S. 59¹. Marie Luchemeyer war die in Zürich zu Besuch weilende Schwester Frau Wesendonks.

Zu S. 62¹. Die Sonate trägt die Aufschrift:

Sonate

für

Mathilde Wesendonk

und als Motto die Worte: „Wißt Ihr wie das wird?“ Sie erschien 1877 im Druck bei Schott in Mainz unter dem Titel: „Eine Sonate für das Album von Frau M. W. komponiert im Jahr 1853 von Richard Wagner.“

Zu S. 62². Biographie Glucks von A. Schmid 1852. Am 7. März 1854 führte Wagner Glucks Duvertüre zur Iphigenie im Konzert auf. Vermutlich beschäftigte er sich aus diesem Anlaß mit der oben erwähnten Biographie.

Zu S. 62³. Die Vossische Übersetzung mit Genellis Bildern. Vgl. Eugen Zabel, Wagner und sein Homer in den „Theatergängen“ (Berlin 1908), S. 126ff.

Zu S. 63¹. Frau Wesendonk bemerkt hiezu: Man hatte einen gemeinsamen Ausflug nach Glarus, Stachelberg und in das Muottatal verabredet.

Zu S. 63². Der Mulattenschauspieler (1805—67), der seit 1852 als Dithellodarsteller Europa bereiste. Aldridge spielte am Sonntag 9. Juli und Montag 10. Juli 1854 in Zürich den Dithello, am 12. Juli Macbeth, am 18. Juli Shylock. Aber in der zweiten Juliwoche war Wagner bereits nach Sitten zum Musikfest abgereist. Da keine weiteren Gastspiele Aldridges in Zürich nachweislich sind, ist wohl anzunehmen, daß zuerst ein früherer Termin, vielleicht Ende Juni oder Anfang Juli, angesetzt war, wo der Dithello an einem Mittwoch stattfinden sollte.

Zu S. 63³. Die Bemerkung über die englischen Sprachkenntnisse läßt vermuten, daß der Zettel in die Zeit fällt, wo nach dem Besuch des Herrn Anderson von der Philharmonischen Gesellschaft in London bereits die Reise nach London in Aussicht stand.

Zu S. 63⁴. Professor der englischen Sprache in Zürich.

Zu S. 63⁵. Indische Sagen von Adolf Holtzmann; Band I, Stuttgart 1854. Sawitri ist die treue Gattin, die ihren Mann aus der Gewalt des Todesgottes Jama losbittet; Usinar ist ein König, der eine vor einem Habicht fliehende Taube beschützt und lieber sein eignes Fleisch hergibt, als die verfolgte Taube. Der Mensch opfert sich selber auf für das Tier — diese „reinste Offenbarung edelster Menschlichkeit“ meint Wagner.

Zu S. 64¹. Vgl. das Programm bei Glasenapp III⁴, 85. Das Konzert fand am 2. Mai statt.

Zu S. 65¹. Schwester von Frau Wesendonk, der der Züricher Vielliebchenwalzer (vgl. oben Nr. 7) gewidmet ist.

Zu S. 65². Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 624f., wo die rührend sorgfältige Pflege des kranken Hundes bis zu seinem in der ersten Morgenstunde des 10. Juli erfolgten Tode geschildert ist.

Zu S. 65³. 5. September.

Zu S. 65⁴. Vgl. hierzu die Briefe an Otto Wesendonk vom 29. Juli, 7. August, 1. und 10. Sept. 1856.

Zu S. 67¹. Die am Montag 22. Sept. begonnene Vertonung des Siegfried.

Zu S. 67². Der Murillo, vermutlich eine Madonna, wird auch noch im Briefe an Frau Wesendonk vom 11. November 1859 erwähnt. Vgl. Glasenapp III⁴, S. 130.

Zu S. 67³. Franz Müller. Gemeint ist der handschriftliche Entwurf zum Buche über den Ring, das erst 1862 gedruckt wurde. Vgl. Liszts Brief vom 1. August 1856: „Franz Müller besucht Dich Mitte dieses Monats in Morney und bringt Dir seine Arbeit über die Nibelungen mit.“

Zu S. 68¹. Das Sieglinde-Motiv aus der Walküre deutet darauf hin, daß dieser Brief mit dem nächstfolgenden zusammengehört und eine Klavieraufführung des ersten Actes der Walküre, wobei Frau Heim die Sieglinde zu singen pfliegte, gemeint ist. Der im übernächsten Brief genannte Wilhelm Baungartner übernahm dabei meistens die Begleitung nach Klindworths Klavierauszug. Im Brief an Fischer vom 29. April 1856 wird eine solche Aufführung des ersten Actes der Walküre bereits erwähnt; aber damals weilten Wesendonks nicht in Zürich. Am 22. Oktober 1856 wurde der erste Aufzug zur Feier von Liszts fünfundsiebzehnten Geburtstag aufgeführt. Vermutlich bezieht sich der Brief auf eine Vorprobe zu dieser vor einem größeren Zuhörerkreise stattfindenden Vorführung. Hornstein in seinen Erinnerungen erzählt von Aufführungen des ersten Actes bereits aus

dem September 1854. Damals war der erste Akt gerade fertig geworden, es gab noch keinen Klavierauszug. Trotzdem sang und spielte Wagner mit Frau Heim im Beisein Hornsteins und Wesendonts daraus.

Zu S. 68². Frau Emilie Helm, Gattin des Musikdirektors Ignaz Heim. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 630.

Zu S. 68³. Klara Wolfram, geb. Wagner, war im August 1856 auf Besuch in Zürich.

Zu S. 68⁴. Wilhelm Baumgartner, Leiter eines Gesangvereins und Komponist, gest. 1867. Frau Wesendont verweist hier auf Gottfried Kellers schönes Gedicht, gesprochen am Schweiz. Musikfeste 1867. Im „Sängergruß auf das Eidgenössische Sängersfest in Zürich 1858, gedichtet von Gottfried Keller, für Männerchor komponiert von Wilhelm Baumgartner“ wirkten beide zusammen.

Zu S. 68⁵. Frau Wesendont hatte mit Wärme und Begeisterung für Rheingold und Walküre gesprochen, entgegen der Zumutung Frau Minnas, welche glaubte, die Rückkehr zur Oper im Stile des Arienzi empfehlen zu müssen.

Zu S. 69¹. Es ist wohl die im Brief an Liszt vom 8. Mai 1857 erwähnte Aufführung der Szene zwischen Wodan und Brünnhilde gemeint. Frau Pollert, die am 29. März 1836 bei der einzigen Magdeburger Aufführung des „Liebesverbotes“ die Isabella gesungen hatte, war 1856 ans Züricher Stadttheater gekommen und übte sich die Brünnhildrolle ein. Der Musiker Theodor Kirchner aus Winterthur begleitete auf dem Klavier.

Zu S. 69². Das Schwalbenlied fällt wahrscheinlich noch ins Jahr 1856, in den September oder Oktober, mag aber diese Gruppe der Briefe eröffnen. Am 21. Mai 1857 nennt Wagner das Aush „sein Schwalbennest“.

Zu S. 69³. Die Neue Zeitschrift für Musik vom 10. April 1857. Der hier abgedruckte Brief Wagners über Liszts sinfonische Dichtungen ist vom 15. Februar 1857 datiert und an die Prinzessin Marie, die Tochter der Fürstin Karoline Wittgenstein, gerichtet.

Zu S. 70¹. Im Hotel Baur wurde König Johann von Sachsen erwartet, und Herr Baur hatte angefragt wegen der Landesfarbe des Monarchen, um einige Tage Flaggen aufzuziehen.

Zu S. 70². Zum 22. Mai, zu Wagners Geburtstag. Mit diesem Datum beginnen die Kompositionsstizzen zum zweiten Akte des Siegfried.

Zu S. 70³. Dr. J. Sulzer, damaliger Staatschreiber an der Regierung in Zürich. Briefe Wagners an ihn sind im Neujahrsblatt der Züricher Musikgesellschaft 1903 veröffentlicht. Das hier erwähnte „Sulzerfest“ fand laut andern Zeugnissen am Sonntag 12. Juli statt.

Zu S. 70⁴. Geschäftsfreund Wesendonts (Firma Kutter-Ludemeyer in New York).

Zu S. 70^b. Devrient besuchte Wagner Anfang Juli 1857, vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 653, und Glasenapp III⁴, 150f.

Zu S. 71¹. Die Empfehlung betrifft Robert Franz, der einige Tage Wagners Gast war, und den er am 16. August auch „Herrn Gottfried Keller, Stadthertenmeister in Hottingen“, empfahl.

Zu S. 71². Die humoristisch gehaltene Einladung bezieht sich vielleicht auf eine Vorlesung der kurz vorher, am 18. September, vollendeten Triflandichtung. Es ist die in der Autobiographie S. 655 erwähnte „kollektive Privatvorlesung“ im Beisein Hans v. Bülow's und Frau, Wesendonks, Herweghs, Sempers, G. Kellers und Etmüllers. Eine zweite, spätere Vorlesung vor Gästen erwähnt die Autobiographie S. 657.

Zu S. 72¹. „Frau Calderon“ bezieht sich auf die abendlichen Vorlesungen im Hause Wesendonk aus Calderons Dramen.

Zu S. 72². Die in Nr. 35 mitgeteilten Bemerkungen stammen von Frau Wesendonk.

Zu S. 72². Vielleicht die Partitur der zum 23. Dezember, dem Geburtstag der Frau Wesendonk, instrumentierten „Träume“. Die Blume „voll lauter süßem Honigstoff ohne das mindeste Gift“ scheint eine Anspielung auf ein Gedicht von Frau Wesendonk, dessen Anfangsverse im Brief vom 23. September 1859 zitiert werden.

Zu S. 73¹. Der Schluß des in der Kompositionsstizze am 31. Dezember vollendeten ersten Aufzuges.

Zu S. 73². Mit den Stizzen des ersten Triflanaufzuges. In den „Gedichten von Richard Wagner“, herausgegeben von Glasenapp (Berlin 1905), S. 31, findet sich eine etwas abweichende Fassung des Textes der Widmung.

Zu S. 73³. Vgl. die Anmerkung zu Brief Nr. 4.

Zu S. 73⁴. Nach Ellis' Vermutung bezieht sich diese Wendung auf die am 13. Januar beendigte Orchesterstizze des ersten Aufzuges des Triflan. Es dürfte überhaupt die noch in dunkler Zukunft schwebende Vollendung des Werkes gemeint sein.

Zu S. 74¹. Der Name Wahlheim kann aus Goethes Werther stammen. Vielleicht aber ist er auch frei erfunden im Anschluß an Brünnhilds letzte Worte in der Götterdämmerung vom „wunsch- und wahnlos heiligsten Wahlland, der Weltwanderung Ziel“.

Den oben erwähnten Lampenschirm hatte Wagner wahrscheinlich auf seiner Pariser Reise (16. Januar bis 2. Februar) besorgt und führte sich damit wieder bei seinen Nachbarn ein.

Zu S. 74². J. Graf von Soden übersetzte 1820 Dramen von Lope de Vega.

Zu S. 74³. Züricher Buchhändler.

Zu S. 74⁴. C. Richard, romantische Dichtungen von Lope de Vega, 1824/8. Die Büchertitel beziehen sich auf Wagners Calderonstudien im Winter 1857/8; vgl. Glasenapp III⁴ S. 164 und die Artikel

Spanien, Calderon, Cervantes, Lope de Vega in Glaserapp's Wagner-Enzyklopädie.

Zu S. 74⁶. Theaterzettel aus Straßburg, vom 15. Januar 1858:
Aujourd'hui le Fou par Amour par M. M. Bourgeois et A. Dennery.
Le spectacle commencera

par Ouverture de Tannhäuser, Musique de R. Wagner.

Vgl. hierzu Glaserapp III⁴, 170f.

Zu S. 74⁶. „Stern von Sevilla“ von Lope de Vega.

Zu S. 74⁷. von Calderon.

Zu S. 75¹. Im Brief an Charlotte von Stein vom 14. Februar 1779 gedenkt Goethe seines zehnstündigen Schlafes.

Zu S. 75². F. Graf v. Schack, Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien; Berlin und Frankfurt 1845—54.

Zu S. 75³. Deutsche Sagen, hrsg. von den Brüdern Grimm 1816, Nr. 72.

Zu S. 75⁴. Vermutlich eine Probe zum Konzert in der Villa Wefendonk am 31. März.

Zu S. 75⁶. Das Programm zum Konzert?

Zu S. 76¹. Tristan I, der am 3. April 1858 in der Partitur beendet wurde.

Zu S. 76². Bruchstück des Briefes, der die mit Bleistift skizzierten Blätter der Instrumentation des Tristanvorspiels begleitete. Frau Minna Wagner nahm diesen Brief dem Boten ab. Sie zitiert die Sätze in einem am 30. April an Frau Emma Herwegh gerichteten Briefe. Vgl. J. Kapp, Richard Wagner und die Frauen, Berlin 1912, S. 124.

Zu S. 77¹. Über die Verhältnisse, auf die der Brief sich bezieht, vgl. die Einleitung. Frau Minna Wagner war ins Nachbarhaus gegangen und hatte Frau Wefendonk zur Rede gestellt. Mitte April brachte Wagner seine Frau zur Kur nach Brestenberg. Frau Wille vermittelte zwischen Wagner und Wefendonks. Der Brief spricht vom „Dämon“ des leidenschaftlichen Mißverständnisses, der aus einem Herzen zum andern zieht und auch Frau Wefendonk zu ergreifen droht.

Zu S. 77². Francesco de Sanctis, italienischer Gelehrter (1813—1883), damals Professor am Polytechnikum in Zürich. Er war ein Verehrer und Kenner Schopenhauers, dessen Pessimismus er in italienischen Zeitschriften mit dem Leopardis verglich. Vgl. R. Schoener in der Vossischen Zeitung vom 1. August 1914 Nr. 386.

Zu S. 77³. Tristan, in der Kompositionsstizze am 4. Mai 1858 begonnen.

Zu S. 78¹. Das Notenblatt (vgl. Faksimile am Schluß der großen Ausgabe) lag mit Brief 53 in einem Umschlag, muß aber wohl selbständig gezählt werden. Nach Ellis' Vermutung sind die „edlen und schönen Verse“ das Gedicht „Im Treibhaus“, das Wagner am 1. Mai 1858 vertonte. Die Parzivalstelle gehört zum ursprünglichen Tristan-

entwurf, wo Parsival im dritten Akt am Lager des siechen Tristan vorüberzog. Vgl. H. v. Wolzogen in den Bayreuther Blättern XXXVIII (1915) S. 145 ff.

Zu S. 78². Karl Friedrich Taubig, der ausgezeichnete Klaviervirtuose und Komponist. Er war mit Liszts Empfehlung Ende Mai zu mehrwöchigem Besuch bei Wagner eingetroffen. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 670, den Brief an Liszt vom 2. Juli 1858 und Glasenapp III⁴, 180f.

Zu S. 78³. Mit den am 1. Juli 1858 vollendeten Skizzen des zweiten Aktes von Tristan.

Zu S. 78⁴. Der Brief lag nicht in Urschrift, sondern nur in Frau Wesendonts Abschrift vor. Ellis (Life of Richard Wagner VI, 373 Anmerkung) vermutet mit Grund, daß ähnlich wie im Brief vom 2. März 1859 Frau Wesendont in ihrer Abschrift zwei Briefe Wagners miteinander vereinigt habe. Der erste Brief ist am 6. Juli geschrieben, vermutlich als Erwiderung auf einen Dankbrief Frau Wesendonts für die Zusendung der Skizzen zum zweiten Akt des Tristan. Der Entschluß, den persönlichen Verkehr aufzugeben, wird bestätigt durch Wagners Brief an Minna vom 3. Juni 1858: „Wesendonts sind vorgestern abend angekommen. Er besuchte mich gestern und lud mich zum Tee ein; hierauf habe ich schriftlich sehr zart erklärt, daß wir ferner in freundschaftlichem Vernehmen, aber ohne persönlichen Umgang bleiben wollen.“ Die Voraussetzung des Briefes vom 6. Juli ist, daß das Asyl erhalten bleiben kann. — Der mittlere, von mir in eckige Klammern gesetzte Teil klingt ganz anders. Er ist nach Minnas Rückkehr (15. Juli) geschrieben, worüber die Einleitung nachzulesen ist. Er gehört ans Ende des Juli oder in den August. Wagner verzweifelt vollkommen und gibt sein Asyl verloren.

Zu S. 80¹. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 669, und den Brief an Liszt vom 2. Juli 1858.

Zu S. 83¹. Bezieht sich auf den unwiderrustlichen Entschluß, das Asyl aufzugeben.

Zu S. 86¹. Über Karl Ritter vgl. Sigmund von Hauseggers schönes Buch: Alexander Ritter, Berlin 1907 (in der Sammlung „Musik“, hrsg. von R. Strauß), S. 38f. Karl Ritter, damals in Lausanne, begleitete Wagner nach Venedig. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 677.

Zu S. 87¹. Der Brief wurde in der Täglichen Rundschau vom 23. Sept. 1902 veröffentlicht. Vgl. auch die Einleitung S. 31 ff., wo er wieder abgedruckt ist.

Zu S. 88¹. Frau Wille. Die Briefe sind nicht vorhanden.

Zu S. 91¹. Vgl. Gesammelte Schriften IX, 92 (74) in der Beethoven-Schrift.

Zu S. 93¹. Vgl. Tagebuch vom 3. Sept. Der Brief ist nicht erhalten.

Zu S. 93². Der Brief ist nicht erhalten.

Zu S. 95¹. Eine merkwürdige Vorahnung der seelischen Stimmung des Hans Sachs in den Meistersingern!

Zu S. 98¹. Wagners selbstgewähltes Familienwappen; Glasnapp IV⁴, 169 und 444. „In Erinnerung an die aufopfernde Liebe seines Stiefvaters Geyer, der nach Friedrich Wagners Tode sich der aus sieben Häuptern bestehenden Familie angenommen.“

Zu S. 99¹. Gemeint ist Wagners Stiefvater Geyer; vgl. Otto Bournot, Ludwig Heinr. Chr. Geyer, der Stiefvater Richard Wagners; Leipzig 1913. Hier sind auch die Bilder Geyers wiedergegeben.

Zu S. 100¹. Vgl. den Brief an Frau Wille vom 30. Sept. 1858 unten S. 139ff.

Zu S. 105¹. Das am 6. Oktober nochmals erwähnte „Frühlings-Tagebuch“ enthielt die von Frau Wefendonk in den verhängnisvollen Frühlingsmonaten 1858 ausgezeichneten Stimmungen und Gedanken.

Zu S. 105². Frau Wille.

Zu S. 108¹. Vgl. die Skizze zu den Siegern vom 16. Mai 1856 in R. Wagners Sämtlichen Schriften XI, 325.

Zu S. 111¹. Vgl. Einleitung S. 22.

Zu S. 113¹. In der Handschrift fehlen 6 Seiten (S. 23—28).

Zu S. 114¹. Die hier zitierten Worte eröffnen Schopenhauers Kritik der Kantischen Philosophie im Anhang zum 1. Band der Welt als Wille und Vorstellung.

Zu S. 119¹. Vgl. 21. August, Anfang des Tagebuches.

Zu S. 119². Im Brief an die Fürstin Wittgenstein vom 12. April 1858 umschreibt Wagner den Gedanken des „tönenden Schweigens“ also: „mich reizt an großen Dichtern immer mehr, was sie verschweigen, als was sie aussprechen; ja, die eigentliche Größe eines Dichters lerne ich fast mehr aus seinem Schweigen als aus seinem Sagen kennen: und hierdurch ist mir Calderon so groß und teuer geworden. Das, was mich die Musik so unsäglich lieben läßt, ist, daß sie alles verschweigt, während sie das Undenkblichste sagt: sie ist somit, genau genommen, die einzige wahre Kunst, und die andern Künste sind nur Ansätze dazu.“

Zu S. 120¹. Hier endigt das erste Tagebuch und wurde alsbald abgefandt.

Zu S. 120². Vollendung der Tristandichtung.

Zu S. 120³. Liszts Brief aus Salzburg vom 9. Oktober 1858.

Zu S. 122¹. Vgl. den Brief Nr. 23 an Otto Wefendonk. Der kleine Guido starb 3 Jahre alt am 13. Oktober 1858 in Zürich.

Zu S. 122². Nämlich die Blätter vom 21. August bis 12. Oktober 1858. Vgl. oben S. 120 Anmerkung 1.

Zu S. 123¹. Brief an Frau Wille vom 30. Sept. 1858; vgl. Nr. 58 unten S. 140.

Zu S. 123². Januar 1858; vgl. Einleitung S. 22. Der Brief ist nicht vorhanden.

Zu S. 128¹. Karl Ritter.

Zu S. 129¹. Vermutlich handelt es sich um den in Wagners Autobiographie S. 686 erwähnten Brief Willes, der „einen höchst unerwarteten Bericht über das große und höchst unangenehme Aufsehen“ enthielt, „welches durch meinen plötzlichen Fortgang von Zürich, namentlich aber durch die Art, in welcher meine Frau ihren Teil daran ausgeführt hatte, erregt und der Familie Wefendont aufgebürdet worden war. Da ich insolgedessen auch erfuhr, wie klug und tüchtig hiergegen Wefendont sich benommen hatte, so knüpfte sich hieran von selbst wieder manche freundliche und der Gestaltung eines guten Vernehmens günstige Berührung“.

Zu S. 130¹. Vgl. S. 381 Anm. 2.

Zu S. 130². Vgl. Glasenapp III⁴, 197; Bayreuther Blätter 1886, S. 101; R. Wagner, Sämtliche Schriften XII, 289.

Zu S. 132¹. Vgl. unten S. 158.

Zu S. 133¹. Vgl. unten S. 144.

Zu S. 134¹. Im Briefe vom 27. Dezember 1822 schreibt Humboldt: „Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten.“

Zu S. 134². Vgl. S. 381 Anm. 2.

Zu S. 139¹. Urschrift fehlt.

Zu S. 141¹. Vgl. oben S. 129.

Zu S. 141². Liszts Brief vom 26. August 1858.

Zu S. 142¹. Geschenk von Frau Wefendont; vgl. oben im Tagebuch 23. September.

Zu S. 144¹. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 683.

Zu S. 144². Es sind gemeint W. v. Humboldts Briefe an eine Freundin, Leipzig 1847. Vgl. oben S. 133. Diese Briefe haben einen tiefverwandten Zug mit dem vorliegenden Buch. Vgl. Ashton Ellis in der englischen Ausgabe, S. 372f.

Zu S. 146¹. Wagner hat hier die Verse aus Schillers Gedicht „An die Freunde“ im Sinne:

was sich nie und nirgends hat begeben,
das allein veraltet nie.

Auch Schopenhauer zieht diese Verse im dritten Buch der Welt als Wille und Vorstellung im § 51 heran zur Erläuterung der platonischen Idee, die das Objekt der Kunst bildet.

Zu S. 148¹. Es ist das Märchen „Der fremde Vogel“, in einem Neudruck für den engeren Familientreis 1900 wiederholt.

Zu S. 151¹. Vgl. Must I 4, S. 1902/4, und Anmerkung zu S. 155¹.

Zu S. 153¹. Dr. Anton Pusinelli in Dresden, † 31. März 1878; Wagners Briefe an ihn sind in den Bayreuther Blättern 1902, S. 93 bis 124 gedruckt.

Zu S. 154¹. Schillers Verhältnis zu Charlotte von Kalb spiegelt sich in den 1784 verfaßten Gedichten „Kampf“ und „Resignation“.

Zu S. 154². Urschrift fehlt.

Zu S. 155¹. Vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 690, und Glase-
napp III⁴, 206. In der *Musik* I⁴, S. 1902/04 bringt Schönauich ein
Begnadigungsgeſuch Wagners aus Venedig 1859 zum Abdruck.

Zu S. 156¹. Urschrift fehlt. Frau Weſendonk ſcheint zwei Briefe
in ihrer Abſchrift zuſammengezogen zu haben. Der von mir in eckige
Klammern geſtellte Teil S. 157—160 ſtimmt zum Tagebuch S. 130 ff.
und ſtammt wohl aus der Mitte des Dezembers 1858.

Zu S. 157¹. Alexander Winterberger (1834—1914), Pianist und
Organist, Schüler von Liſzt; vgl. *Musik* XIV, 1 S. 133 f.

Zu S. 158¹. Vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 679 f., und Glase-
napp III⁴, 195; vgl. auch oben S. 132.

Zu S. 159¹. Vgl. oben S. 130².

Zu S. 160¹. Als Geburtstagsgeſchenk zum 23. Dezember.

Zu S. 160². Vgl. Anmerkung I S. 156.

Zu S. 161¹. Tochter von Frau Weſendonk, geb. 7. Auguſt 1851
in Zürich, geſt. 20. Juli 1888 als Freiſrau von Biſſing in München.

Zu S. 163¹. Urschrift fehlt.

Zu S. 164¹. Bezieht ſich auf die amerikaniſche Angelegenheit;
vgl. S. 179 Anm. I.

Zu S. 166¹. Der Erardflügel.

Zu S. 166². Vom 31. März 1858.

Zu S. 167¹. Das Telegramm mit ſeiner vielleicht abſichtlich fal-
ſchen Jahreszahl 1858 ſtatt 1859 iſt als eine ſcherzhafte Anmeldung
des in Luzern ankommenden Meiſters zu verſtehen, der ſich damit
am Jahrestag des auch im vorhergehenden Briefe erwähnten Haus-
konzertes bei Weſendonks in Erinnerung brachte.

Zu S. 171¹. Geſ. Schriften V, 250 f. (193 f.)

Zu S. 174¹. Motiv aus *Tristan* III.

Zu S. 177¹. Nämlich der deutſche Überſetzer der Gedichte Taſſos.

Zu S. 178¹. Der Glückwunſch zu den „Andren“ und „Röcklys“
birgt vielleicht irgendeine ſcherzhafte Namensverdrehung (Röckly =
Röckly?) und Anſpielung auf Perſönlichkeiten aus dem geſelligen Ver-
kehr Weſendonks.

Zu S. 178². Motiv aus *Tristan* III.

Zu S. 179¹. Es handelt ſich um einen auch bei Glase-
napp III⁴, 205 erwähnten Antrag nach New York für den Winter 1859/60. Vgl.
den Brief an Otto Weſendonk vom 26. Mai 1859 und den Brief an
Dr. Hartenfels vom 24. Dezember 1858 bei Altmann, Richard Wagners
Briefe Nr. 1170. Am 5. März 1858 hatte Wagner durch Weſen-
donk ſeine Bedingungen für die amerikaniſche Reiſe geſtellt. Altmann
hätte für eine Geſamtentſchädigung von 50000 Franken das Auffüh-
rungsrecht für alle bisher veröffentlichten Werke, einschließlich *Tristan*,
erhalten dazu auf fünf Monate den Meiſter ſelbſt als den perſön-
lichen Leiter der Vorſtellungen!

- Zu S. 179². Frau Wesendonts Bruder. Vgl. auch S. 177, Absf. 2.
- Zu S. 180¹. Kirchner, Musikdirektor in Winterthur.
- Zu S. 180². Schillers Briefe an Lotte, Stuttgart, Cotta 1856.
- Zu S. 180³. Brief aus Luzern vom 8. Mai 1859.
- Zu S. 181¹. So benannte Schiller aus unbekanntem Gründen seine mütterliche Freundin, Frau Professor Griesbach in Jena.
- Zu S. 183¹. Das Kissen, dessen der nächstfolgende Brief noch gedenkt, ist vermutlich ein Geburtstagsgeschenk gewesen.
- Zu S. 184¹. Vgl. Gedichte von M. W., Zürich o. J., S. 53, Soldatenlied.
- Zu S. 185¹. Natürlich humoristisch gemeint; vgl. S. 188 Mitte.
- Zu S. 187¹. San Marte, Parzival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach, 1836, 2. Aufl. 1858 erschienen; vgl. den nächsten Brief.
- Zu S. 188¹. Das im vorigen Brief humoristisch erwähnte Soldatenlied.
- Zu S. 193¹. Vgl. Anmerkung 1 S. 187.
- Zu S. 198¹. Gründung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins auf der Leipziger Tonkünstlerversammlung vom 1.—4. Juni 1859, unter Liszts Vorsitz.
- Zu S. 199¹. Der sechswöchentliche Besuch Liszts in Begleitung der Fürstin Wittgenstein.
- Zu S. 199². Glasenapp III⁴, 211f. Es handelte sich um einen politischen Artikel.
- Zu S. 201¹. Coriolanus II, 1 „das Wackeln eurer Bärte“.
- Zu S. 201². Troilus V, 1, „Gehirn hat er nicht so viel als Ohrenschmalz“.
- Zu S. 203¹. Vgl. oben S. 135.
- Zu S. 205¹. D. h. Markise!
- Zu S. 206¹. Verena Weitmann trat später, in München und Tribschen, in Wagners Dienst. Ihre Erinnerungen sind ausgezeichnet und von Glasenapp oft verwertet worden. Siehe das Namenregister bei Glasenapp IV⁴, 459. Wagners Briefe an sie sind in den Bayreuther Blättern XXXIII (1910), S. 166ff. gedruckt.
- Zu S. 208¹. Köppen, Religion des Buddha; Berlin 1857/9. Vgl. oben S. 108.
- Zu S. 210¹. Zum dritten Akt des Tristan.
- Zu S. 211¹. Felix Dräseke. Vgl. Glasenapp III⁴, 212. Über Dräseke vgl. Kurt Mey in der Musik V⁴, 1, S. 116ff., und A. Püringer in den Bayreuther Blättern XXXVII (1914), S. 137ff. Ein schöner Brief Dräsekes über seinen Luzerner Besuch ist in den Bayreuther Blättern XXVIII (1905), S. 280ff. gedruckt.
- Zu S. 213¹. Vielleicht der im vorigen Brief erwähnte französische Gesandte.
- Zu S. 215¹. Vgl. Brief an Liszt vom 19. August 1859
- Zu S. 216¹. Vgl. oben Brief Nr. 73a.

Zu S. 218¹. Felix Dräseke; vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 698.

Zu S. 219¹. Vgl. den Brief an Uhlig vom Februar 1851.

Zu S. 219². Felix Dräseke.

Zu S. 219³. Anspielung auf die erste Szene im Siegfried, wo der junge Held aus dem Wald fort in die Welt verlangt.

Zu S. 221¹. Vgl. zur Ergänzung die Briefe an Otto Wesendonk vom 17. Sept. 1859 bis 25. Juni 1861.

Zu S. 222¹. Im Brief an Otto Wesendonk vom 5. Okt. 1859 wird er ein Vaudevillesuccés-Aspirant genannt. Er hieß de Charnal; vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 701 f.

Zu S. 223¹. An Brendel, der den Brief in der Neuen Zeitschrift für Musik im September 1859 veröffentlichte.

Zu S. 223². Fips; Glasenapp III⁴, 158 und 330.

Zu S. 224¹. Frau des französischen Komponisten, Glasenapp III⁴, 174.

Zu S. 225¹. Der oben erwähnte Diener, der „treue Knecht“.

Zu S. 226¹. Edmond Roche. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 726 ff.

Zu S. 227¹. Mr. Carvalho; vgl. Glasenapp III⁴, 224.

Zu S. 227². R. Wagner, Mein Leben, S. 704 nennt ausdrücklich Fräulein Garrigues (damals bereits mit dem jungen Schnorr verheiratet), also die Sängerin, die hernach in München doch die erste Isolde ward. Vgl. auch Glasenapp IV⁴, 68 f.

Zu S. 228¹. Frau Wesendonks Bruder.

Zu S. 228². Schiller an Lotte am 26. März 1789: „Ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die Tat des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne das, was die Franzosen férocité nennen, kann man einen solchen Heldennut nicht äußern; die Hestigkeiten, deren der Mensch in einem Zustand roher Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung bloß als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Größe anrechnen.“

Zu S. 229¹. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung I, § 68, S. 465: „Die größte, wichtigste und bedeutsamste Erscheinung, welche die Welt aufzeigen kann, ist nicht der Welteroberer, sondern der Weltüberwinder.“

Zu S. 229². Professor Etmüller in Zürich, Germanist, Herausgeber und Übersetzer der Eddalieder.

Zu S. 229³. Von Hartmann von Aue.

Zu S. 230¹. Welt als Wille und Vorstellung II, 31 „Vom Genie“ bezeichnet Schopenhauer ein großes Gehirn, einen guten Magen, einen dünnen Schädel als seine Lebensbedingungen.

Zu S. 231¹. Glasenapp III⁴, 225 f., und die Anmerkung 2 zu Brief 92, S. 227.

Zu S. 234¹. Es war ein leidenschaftlicher Streit über die politischen Ereignisse des Jahres 1859. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 700.

Zu S. 237¹. Vermutlich beziehen sich diese Worte auf die im Brief an Otto Wesendonk vom 27. Oktober erwähnte, bald zu erhoffende Amnestie.

Zu S. 238¹. Der Brief ist nicht erhalten.

Zu S. 238². Schillers Gedicht „Dithyrambe“ aus dem Jahr 1796. Am 10. November 1859 war Schillers 100. Geburtstag.

Zu S. 239¹. Ges. Schriften 5, 133 (105).

Zu S. 239². Genau wie im Züricher Asyl bewohnte Wagner den ersten Stock, während seiner Frau die unteren Zimmer eingeräumt waren.

Zu S. 240². Vgl. Brief Nr. 17 an Otto Wesendonk, S. 41.

Zu S. 241¹. Liszt hatte eine Vorrede zu den ungarischen Rhapsodien geschrieben. Fürstin Wittgenstein entwickelte diese Einleitung zu einem Buche.

Zu S. 243¹. Die fortwährende Geldklemme.

Zu S. 244¹. Der Schleier der Maja liegt nach indischem Glauben auf den Dingen der Erscheinungswelt und kann nur von wenigen Auserwählten durchschaut werden.

Zu S. 245¹. In Prag am 12. März 1859.

Zu S. 245². Hierzu siehe die Nachbildung am Schluß der großen Ausgabe.

Zu S. 248¹. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 704, und Glase-napp III⁴, 233.

Zu S. 250¹. Zuerst auf der Leipziger Tonkünstlerversammlung am 1. Juni 1859. Am 17. Januar 1860 war Bülow in Paris eingetroffen, um Wagner bei den Vorbereitungen zu den Konzerten zu helfen.

Zu S. 251¹. Am 25. Januar 1860; vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 713f., und Glase-napp III⁴, 239.

Zu S. 252¹. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 719, und Glase-napp III⁴, 236f.

Zu S. 253¹. Der Taktstock, nach Sempers Zeichnung ausgeführt, war ein Geschenk von Frau Wesendonk zum Hauskonzert am 31. März 1858.

Zu S. 253². Am 1. und 8. Februar.

Zu S. 253³. Über Frédéric Villot, dem die im 8. Band der Gesammelten Schriften veröffentlichte Abhandlung über „Zukunfts-musik“ gewidmet ist, vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 725.

Zu S. 254¹. Champfleury, Richard Wagner, Paris 1860.

Zu S. 254². Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 717.

Zu S. 254³. Gemeint ist Saint-Saëns. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 725.

Zu S. 255¹. Ges. Schriften VII, 113 (82). Berlioz' Bericht erschien im Journal des Débats vom 9. Februar 1860.

Zu S. 255². Vgl. „Eine Erinnerung an Rossini“ im 8. Band der Ges. Schriften, S. 278 (220).

Zu S. 255³. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 720f.

Zu S. 257¹. Brief an Otto Wesendorf vom 12. Febr. 1860. Über Herrn Lucy vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 705, 706, 715, 749.

Zu S. 260¹. Sehnsuchtsmotiv aus Tristan.

Zu S. 262¹. Der Brief ist nicht erhalten.

Zu S. 264¹. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 740.

Zu S. 265¹. Staatsrat Klindworth, vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 723, und Glasenapp III⁴, 252.

Zu S. 266¹. Herr von Sabouloff, Direktor der Kaiserlich Russischen Theater; Glasenapp III⁴, 260.

Zu S. 268¹. Der vollständige ursprüngliche Entwurf des Bachkanals vom 30. Mai 1860 ist in der Musik IV, 2 (1905), S. 250ff. gedruckt. Vgl. R. Wagner, Sämtliche Schriften XI, 414ff.

Zu S. 269¹. Unter den Gedichten von Mathilde Wesendorf steht auch eine Ballade vom Neck. Vgl. noch Gesammelte Schriften IX 120 (99) über das Finale von Beethovens A-dur-Sinfonie, und Gesammelte Schriften X, 319/20 (249/50) über den Nir.

Zu S. 272¹. Das Brahma ist ein Begriff der indischen Philosophie, der Urgrund alles Seins.

Zu S. 273¹. Kein wörtliches Bibelzitat; näher steht die Fassung im Jesus von Nazareth, Nachgelassene Schriften von Richard Wagner, S. 74; Sämtliche Schriften XI, 280.

Zu S. 276¹. Vgl. Wagners Brief an Liszt vom 22. Mai 1860.

Zu S. 277¹. Wagner meint Liszts Verhältnis zur Fürstin Wittgenstein. Vgl. den Aufsatz von Frau Cosima Wagner „Zu Liszts Briefen an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein“ in den Bayreuther Blättern XXIII (1900), 85ff.; in Buchform erschien der Aufsatz unter dem Titel: „Franz Liszt, ein Gedenkblatt von seiner Tochter“ (München 1911). Liszts Sohn Daniel war am 9. Mai 1839 geboren und starb am 13. Dezember 1859. Wagner schrieb an Liszt von Brüssel aus am 29. März 1860; am 22. Mai erfolgte die im Briefwechsel abgedruckte Depesche, die Wagner noch am selben Tage beantwortete.

Zu S. 278¹. Vgl. Schopenhauer, Vom Unterschied der Lebensalter (Parerga I, S. 529): „Im 50. Jahre herrscht Jupiter. Schon hat der Mensch die meisten überlebt, und dem jetzigen Geschlechte fühlt er sich überlegen. Noch im vollen Genuß seiner Kraft, ist er reich an Erfahrung und Kenntnis: er hat, nach Maßgabe seiner Individualität und Lage, Autorität über alle, die ihn umgeben. Er will demnach sich nicht mehr befehlen lassen, sondern selbst befehlen. Zum Lenker und Herrscher, in seiner Sphäre, ist er jetzt am geeignetsten. So pulminiert Jupiter und mit ihm der Fünzigjährige.“

Zu S. 279¹. Das Brüsseler Bild wurde der großen Ausgabe der „Tagebuchblätter und Briefe“ vorangestellt; das Pariser Bild findet

man in den meisten illustrierten Wagnerbiographien; in „Richard Wagners photographischen Bildnissen“ (München, F. Bruckmann 1908) steht es irrtümlicherweise als Nr. 2 hinter dem Brüsseler Bild Nr. 1 und mit der falschen Jahreszahl 1861.

Zu S. 284¹. Mit der endgültigen Übersetzung des Tannhäuser war Charles Truinet (Nutter) betraut worden; vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 737f. Über das Verhältnis des französischen und deutschen Textes vgl. Golther, *R. Wagners französische und deutsche Tannhäuserdichtung in dem Buche „Zur deutschen Sage und Dichtung“* (Leipzig 1911), S. 71ff.

Zu S. 285¹. „Zukunftsmusik“, *Ges. Schriften V*, 121ff. (87ff.).

Zu S. 288¹. Vgl. *Briefe an Otto Wesendont* S. 67 und 84.

Zu S. 289¹. Dem Gedichte des Hartmann von Aue, der Kristian von Trojes folgte.

Zu S. 292¹. *Glasenapp III*⁴, 275, und *Brief an Otto Wesendont* vom 23. August 1860.

Zu S. 293¹. Vgl. *Anm. I* S. 285.

Zu S. 296¹. Vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 740f.

Zu S. 297¹. Vermutlich das von Dörner gemalte Bild, das in der großen Ausgabe wiedergegeben ist.

Zu S. 301¹. Vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 741.

Zu S. 305¹. Der Meister schrieb gewöhnlich auf lila Briefpapier; vgl. das Tristansaffsimile am Schluß der großen Ausgabe der „*Tagebuchblätter und Briefe*“.

Zu S. 309¹. Vgl. M. v. Meysenbug, *Genius und Welt*, in der Zeitschrift *Cosmopolis* 1896 (Augustheft). Aus diesen Erinnerungen erhalten wir ein anschauliches Bild der Pariser Tannhäuserfeste. Vgl. auch *Glasenapp III*⁴, 235ff.

Zu S. 309². Marie Kalergis-Nesselrode, nachmals Frau von Muchanoff, an die die „*Aufklärungen über das Judentum in der Musik*“ (*Ges. Schriften* 8, 299f., [238ff.]) gerichtet sind. Vgl. *Glasenapp III*⁴, 265.

Zu S. 310¹. Vgl. *Bayreuther Blätter* 1890, S. 176, in der „*Einladung zur Aufführung des Tristan in München*“ 1865. Abgedruckt bei E. Lindner, *R. Wagner über Tristan und Isolde*, Leipzig 1912, S. 235ff.

Zu S. 310². Als rein persönliche Huldigungsgabe erstattete Gräfin Kalergis aus eigenen Mitteln dem Meister die bei den Pariser Konzerten eingebüßte Summe. Dafür erhielt sie zum Danke die Orchesterstücken des Tristan. Vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 730f.

Zu S. 313¹. Nämlich der Tristan; vgl. oben S. 257 und 260.

Zu S. 314¹. *Ges. Schriften* 7, 181ff. (138ff.). Der Bericht erschien zuerst in *Brochhaus' Deutscher Allgemeiner Zeitung*, April 1861.

Zu S. 315¹. Über die Reise nach Karlsruhe und Wien vgl. *R. Wagner, Mein Leben*, S. 758ff., und *Glasenapp III*⁴, 316ff.

Zu S. 315². Die Reise von Wien nach Karlsruhe machte Wagner zu kurzem Wiedersehen am 22. Mai über Zürich. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 763.

Zu S. 316¹. Die „böse, schwierige Periode“ ist die große Geldverlegenheit, in die Wagner beim Ausbleiben der sicher erhofften Einkünfte aus den geplanten Pariser Tannhäuseraufführungen geriet.

Zu S. 318¹. Dr. Adolf Kolatschek hatte sich als politischer Flüchtling zugleich mit Wagner in Zürich aufgehalten. In seiner deutschen Monatschrift 1851 erschienen Teile von „Oper und Drama“.

Zu S. 318². „Seiner edlen Wirtin Frau Gräfin Pourtalès“ widmete Wagner damals das Albumblatt mit der Aufschrift: „Ankunft bei den schwarzen Schwänen“.

Zu S. 319¹. Fips; vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 766.

Zu S. 319². Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 760.

Zu S. 322¹. Über das Weimarer Musikfest vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 773 ff.

Zu S. 322². Über Alwine Frommann, die Freundin aus der Zeit der ersten Berliner Holländeraufführung im Jahr 1844, vgl. R. Wagner, Mein Leben, im Namenregister; Wagners Briefe an Alwine sind in den Bayreuther Blättern XXXV (1912), S. 85 ff. gedruckt.

Zu S. 323¹. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 762 und öfters.

Zu S. 323². Frau Luise Meyer-Dustmann. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 782.

Zu S. 324¹. Über diese Reise berichtet Wagner, Mein Leben, S. 776 ff.

Zu S. 325¹. So im Brief. Der Name lautet richtig Nako. Vgl. zu diesem Brief R. Wagner, Mein Leben, S. 780 ff.

Zu S. 328¹. Wohl die kleine Photographie, die Steiner im Neujahrsblatt der Züricher Musikgesellschaft 1903 wiedergibt. Ebenda findet sich auch ein Bild von Otto Wefendont und die Photographien der übrigen Züricher Freunde.

Zu S. 329¹. Dr. Standhartner.

Zu S. 329². Vgl. oben S. 73.

Zu S. 330¹. Für den 20. Oktober war ein Besuch Wefendonts in Wien geplant, der aber nicht zustande kam.

Zu S. 331¹. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 789 ff.

Zu S. 332¹. Wagner verbrachte den 8.—11. November mit Wefendonts, deren Einladung er gefolgt war, in Venedig; vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 787, und Einleitung S. 46.

Zu S. 332². Der Wiener Entwurf vom 18. Nov. 1861 ist gedruckt in dem Buch: Richard Wagner, Entwürfe zu den Meistersingern, Tristan, Parsifal, Leipzig 1907, S. 70 ff. Vgl. auch Sämtliche Schriften XI, 356 ff.

Zu S. 334¹. Für den Brief vom 25. Dezember 1861 und den zugleich damit übersandten Entwurf zu den Meistersingern.

Zu S. 336¹. Der Marienbader Entwurf vom 16. Juli 1845, zuerst gedruckt von Sternfeld in der *Musik* I, 4 (1902), S. 1799 ff., und in dem S. 332 Anmerkung 2 erwähnten Buche S. 49 ff.; ferner in den *Sämtlichen Schriften* XI, 344 ff. Frau Wesendonk, die den Entwurf als Geschenk des Meisters bewahrte, hatte ihn am 25. Dezember 1861 nach Paris geschickt; vgl. unten S. 380.

Zu S. 336². Dem Brief lag das Schusterlied aus dem 2. Aufzug der Meistersinger bei. Siehe das Facsimile am Schlusse der großen Ausgabe.

Zu S. 336³. Der dem Briefe beiliegende Zettel enthielt Walters Lied „Am stillen Herd“ — „da lern' ich auch das Singen!“

Zu S. 337¹. Die mit vielen Korrekturen versehene vom 25. Januar 1862 datierte Handschrift ist im Nachlaß von Frau Wesendonk erhalten. Aus dieser ersten Niederschrift wurde die Reinschrift angefertigt, deren genaue Nachbildung bei Schott in Mainz 1893 erschien.

Zu S. 339¹. Zur Ergänzung vgl. die Briefe an Otto Wesendonk vom 13. Juli 1862 bis 21. Dezember 1862.

Zu S. 340¹. Vgl. oben S. 336.

Zu S. 340². Vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 798.

Zu S. 340³. Es war das Corneliusche Titelblatt zu den *Nibelungen* in einem schönen gotischen Rahmen; vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 312 und 505.

Zu S. 341¹. Am 7. März 1862; vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 799 f., und *Glasenapp* III⁴, 362.

Zu S. 342¹. Vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 797, und *Glasenapp* III⁴, 356.

Zu S. 343¹. Vgl. Richard Wagner, *Entwürfe, Gedanken, Fragmente*, S. 104—5, und *Nachgelassene Schriften* 1902, S. 164/5: „Vorspiel zum III. Akte der Meistersinger.“ *Sämtliche Schriften* XII, 345 f.

Zu S. 343². So im Brief statt „nahet“.

Zu S. 344¹. Vgl. *Ges. Schriften* X, 319 f. (249 f.).

Zu S. 344². Also zwischen Holländer und Tannhäuser.

Zu S. 345¹. *Glasenapp* III⁴, 376 f. Denselben Ausspruch wiederholt Wagner in einem Brief an Malvinda von Meyßenbug vom 15. Juni 1862.

Zu S. 347¹. An Frau Eliza Wille, Zürich.

Zu S. 347². Wagner war im Frühjahr 1863 in Rußland gewesen und richtete sich im Mai in Penzing ein; vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 837 ff., und *Glasenapp* III⁴, Kap. XVI und XVII.

Zu S. 349¹. Vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 825 ff.

Zu S. 350¹. Am 3. Juni; vgl. R. Wagner, *Mein Leben*, S. 848, und *Glasenapp* III⁴, 432.

Zu S. 351¹. Vgl. Richard Wagners photographische Bildnisse (München, Bruckmann 1908) Nr. 6—8.

Zu S. 352¹. Glasenapp III⁴, 426.

Zu S. 354¹. Franz Mrazek und seine Frau; vgl. S. 367 Anmerkung 2

Zu S. 354². Pohl erlebte noch die ganze Münchener Zeit und starb im Januar 1866 in Genf; vgl. Glasenapp IV⁴ im Namenregister.

Zu S. 354³. Vgl. oben S. 278.

Zu S. 355¹. Am 23. und 28. Juli 1863; vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 851 ff., und Glasenapp III⁴, 434.

Zu S. 357¹. Der Schriftsteller Arnold Ruge (1802—80) sagte am 23. Juni zu Frankfurt a. M. in der Paulskirche: „damals (in Paris 1845) habe ich gesagt: die Nation, die das erträgt, ist niederträchtig.“ Sein aus Verzweiflung hervorgegangener Ausspruch wurde, aus dem Zusammenhang losgelöst, weit verbreitet und gewann beinahe die Bedeutung eines geflügelten Wortes. Vgl. auch R. Wagner, Ges. Schriften IX, 398 (334).

Zu S. 357². Botho von Hülsen; vgl. Glasenapp III⁴, 426 f.

Zu S. 360¹. Ein Brief Wagners an dieses Mädchen, das Marie hieß, vom 6. Dezember 1863 ist erhalten; vgl. Altmann, Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt, Leipzig 1905, Nr. 1720.

Zu S. 361¹. Der Name dieser Sängerin ist nicht bekannt.

Zu S. 363¹. Aufnahme im alten Züricher Asyl.

Zu S. 365¹. Nicht vorhanden.

Zu S. 366¹. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 855 ff., und Glasenapp III⁴, 437 ff.

Zu S. 366². Vom 22. bis 24. November 1863 weilte Wagner noch einmal auf dem Grünen Hügel in Zürich.

Zu S. 367¹. Über das Wiener Hofopertheater, Ges. Schriften VII, 365/94 (272 ff.).

Zu S. 367². Franz Mrazek und seine Frau Anna; vgl. über sie die Namenverzeichnisse bei Glasenapp III⁴ und IV⁴. Wagners Briefe an sie wurden veröffentlicht durch Lubosch im Zeitgeist (Beilage zum Berliner Tageblatt) vom 17. und 24. Juni 1901.

Zu S. 368¹. Das Konzert fand am 2. Dezember 1863 statt. Vgl. die darauf sich beziehenden Briefe Wagners im Richard Wagner-Jahrbuch II, 1907, S. 6—11.

Zu S. 368². Vgl. Glasenapp III⁴, 440.

Zu S. 368³. Über das Zusammentreffen mit Frau Henriette von Bissing vgl. Richard Wagner, Mein Leben, S. 860—63. In Wagners Brief an Cornelius vom Ende März 1864 findet sich noch folgende Stelle: „Frau Wille ist die vertrauteste, teilnehmendste Freundin von Frau Wesendonk und — ihrer eignen Schwester, jener Frau v. Bissing. Diese drei, das sehe ich nun, lieben mich ganz gleichmäßig; nur bei Frau v. B. war zuletzt noch (ich hatte davon keine Ahnung!) die

Eifersucht so mächtig, daß ihr Benehmen gegen mich — jetzt durch diese Entdeckung — mir erst erklärlich wird.“

Zu S. 369¹. Vgl. hierzu die Briefe an Otto Wesendonk S. 117 ff. und unten S. 393/94, Nr. 14. Zu dem Briefe Wagners an Wesendonk vom 31. Juli 1865 liegt auch die Antwort Herrn Ottos vom 5. August 1865 vor; vgl. Bayreuther Blätter 30, 1907, S. 249 f.

Zu S. 369². Am 29. Dezember 1864 war Semper vom König zur Beratung über den Theaterneubau empfangen worden; vgl. Glasenapp IV⁴, 37 ff., und Manfred Semper, das Münchener Festspielhaus. Hamburg 1906.

Zu S. 370¹ Anspielung auf die im März 1864 versagte Gastfreundschaft.

Zu S. 370² Es ist der in Wagners Autobiographie S. 868 (vgl. die Einleitung S. 50) erwähnte Brief vom April 1864, in Mariafeld geschrieben.

Zu S. 371¹. Widmung im Klavierauszug der Meistersinger.

Zu S. 371². Widmung im Klavierauszug des Siegfried.

Zu S. 371³. Widmung im Klavierauszug der Götterdämmerung.

Zu S. 375¹ Wagner dachte damals an die Möglichkeit einer Niederlassung in Karlsruhe.

Zu S. 376¹ Vgl. oben Nr. 118.

Zu S. 376² Vgl. die Unterschrift Wagners in Nr. 118.

Zu S. 377¹. Vgl. Richard Wagners photographische Bildnisse, München 1908, Nr. 1; die Brüsseler Aufnahme ist der großen Ausgabe der „Tagebuchblätter und Briefe“ vorangestellt.

Zu S. 378¹ Vgl. oben Brief Nr. 123.

Zu S. 379¹. Der die Berufung vermittelte.

Zu S. 380¹. Gemeint ist der alte Entwurf vom 16. Juli 1845; vgl. oben S. 336.

Zu S. 380² Vgl. oben S. 331.

Zu S. 380³. Vgl. Nr. 124.

Zu S. 381¹. W. Gwinner, Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Leipzig 1862.

Zu S. 381² Vgl. oben Nr. 46 und die Anspielungen auf „Koboldchen“ S. 130, 134 und 168.

Zu S. 381³ Ein Briefbeschwerer mit dem Löwen von San Marco, ein Geschenk von Frau Wesendonk. Vgl. R. Wagner, Mein Leben, S. 796

Zu S. 382¹ Vgl. Nr. 134.

Zu S. 385¹ Vgl. Nr. 138.

Zu S. 385² Rachmanns Ausgabe S. 54, 37.

Zu S. 386¹ Vgl. oben S. 360/1.

Zu S. 388¹. Vgl. Nr. 140.

Zu S. 389¹. Vgl. Nr. 141.

Zu S. 389². Vgl. Nr. 142.

Zu S. 389³. Vgl. S. 366 Anmerkung 2.

Zu S. 391¹. Vgl. Nr. 143.

Zu S. 391². Vgl. S. 367 Anmerkung 1.

Zu S. 391³. Gemeint ist die Faust-Duvertüre. Vgl. Einleitung S. 12.

Zu S. 392¹. Vom 22. bis 24. November 1863 weilte Wagner noch einmal zu kurzem Besuch bei Wefendonts in Zürich.

Zu S. 392². Vgl. Nr. 144.

Zu S. 393¹. Frau Wille.

Zu S. 393². Diese Liste hängt mit dem von König Ludwig angeregten Plane zur Sammlung der zerstreuten Einzelschriften Wagners zusammen. Über die Ausführung des Planes vgl. Richard Wagners Gesammelte Schriften und Dichtungen, herausgegeben von W. Goltner (Berlin 1914), Einleitung S. 90 ff. Das von Frau Wefendont angefertigte Verzeichnis ist flüchtig und unzuverlässig, die Verteilung auf eine Pariser und Dresdener Periode stimmt keineswegs mit den Tatsachen überein. Die Titel der einzelnen Schriften sind ungenau und müssen teilweise nachgeprüft und festgestellt werden. Von den in der Liste genannten Einzelschriften sind die meisten in die Gesammelten Schriften (GS.) übergegangen; andere finden sich im II. oder 12. Band der Sämtlichen Schriften (SS.); wieder andere sind noch nicht veröffentlicht.

1. In den GS., zum Teil unter etwas verändertem Titel, sind folgende ausgenommen: Der Freischütz; Über deutsches Musikwesen; Eine Pilgerfahrt zu Beethoven; Ein Ende in Paris; Ein glücklicher Abend; Der Künstler und die Öffentlichkeit (oben ist die französische Fassung zitiert: *Caprices esthétiques. Extraits du journal d'un musicien défunt; le musicien et la publicité*); Bericht über eine neue Oper (Die Königin von Cypern von Halévy); Rossinis *Stabat mater*; Über musikalische Kritik (Brief an den Herausgeber der Neuen Zeitschrift für Musik); Brief über die Goethesiftung; An die Dresdener Kapelle (Trinkspruch); Die Kunst und die Revolution; Die Dichtkunst, die Bildhauerkunst (Abschnitte aus dem Kunstwerk der Zukunft); Das Judentum in der Musik; Programm zur Neunten Sinfonie von Beethoven; Beethovens heroische Sinfonie; Beethovens Duvertüre zu Koriolan; Glucks Duvertüre zur Iphigenia in Aulis; Bemerkungen zur Aufführung der Oper „Der fliegende Holländer“; Rede an Webers letzter Ruhestätte; Gesang nach der Bestattung; Wieland der Schmied, als Drama entworfen.

2. Im II. Band der Sämtlichen Schriften ist die Dichtung zu den Feen gedruckt; in Frau Wefendonts Verwahrung besand sich die Partitur. Im 12. Band der Sämtlichen Schriften sind folgende Stücke abgedruckt: *Stabat mater* von Pergolèse aus der *Revue critique der Gazette musicale* vom Jahre 1840, S. 493; Das Künstlertum der Zukunft; Das Genie der Gemeinsamkeit; Theaterreform; Künstler und Kritiker mit Bezug auf einen besonderen Fall; Wie verhalten sich

republikanische Bestrebungen dem Königtume gegenüber? Endlich die Gedichte „An einen Staatsanwalt“ und „Die Not“. Im II. Band der SS. ist auch der Entwurf zu den Meistersingern, komische Oper in drei Akten, vom 16. Juli 1845 abgedruckt.

3. Ungedruckt sind der Venusberg (Entwurf zum Tannhäuser); die Entwürfe zum Lohengrin, zum Rheingold, zur Walküre, zum Jungen Siegfried, zu Siegfrieds Tod. Auch die Texte zum Jungen Siegfried und zu Siegfrieds Tod sind nicht vollkommen gleich mit den gedruckten Fassungen. Der Junge Siegfried dürfte wohl die Textgestalt bieten, die vor die Entstehung der Walküre fällt. Und Siegfrieds Tod durchlief nachweislich mehrere Umgestaltungen, ehe er die in den GS. II veröffentlichte Fassung erhielt. Vielleicht stellen aber die von Frau Wesendonk verwahrten zwei Texte von Siegfrieds Tod die zwei verschiedenen Fassungen dieses Dramas in den GS. und in der ersten Ringausgabe von 1853 dar. Seit 1863 wurde Siegfrieds Tod als Götterdämmerung bezeichnet. „Die Sage von den Nibelungen“ ist der im zweiten Band der GS. gedruckte Nibelungenmythus als Entwurf zu einem Drama. Die „Vorrede zu Siegfrieds Tod“ wurde 1850 zu einer beabsichtigten Ausgabe des Dramas geschrieben; sie ist in meiner Ausgabe der GS. in den Anmerkungen zu Band II S. 37 ff. abgedruckt. „Siegfrieds Brief“ ist Wagners Brief an Liszt vom 20. November 1851, worin er dem Freunde die Erweiterung des Dramas von „Siegfrieds Tod“ zum vierteiligen Ring des Nibelungen (der Raub des Rheingoldes, die Walküre, der junge Siegfried, Siegfrieds Tod) mitteilt. Der Brief an den Weimarer Intendanten Herrn von Ziegeler (abgedruckt von Isel in der „Musik“ X, 1, S. 18 f.) ist unmittelbar im Anschluß hieran geschrieben: Wagner erbittet die Entbindung von dem Versprechen, dem Weimariſchen Hoftheater bis zum 1. Juli 1852 eine neue Oper, „Siegfrieds Tod“, zu liefern. Der große Gedanke des Ringes hat die Ausführung von „Siegfrieds Tod“ vorläufig unmöglich gemacht. Unter dem Brief an *** verstehe ich Wagners Brief an M. W. über Franz Liszts sinfonische Dichtungen (GS. V), zuerst in Brendels Neuer Zeitschrift für Musik 1857 gedruckt; vgl. oben Nr. 27, woraus zu entnehmen ist, daß Wagner der Freundin den Aufsatz zusandte. Der „Schluß zu Glucks Duvertüre der Iphigenia in Aulis“ ist vermutlich die Partitur Wagners.

Zu beachten ist, daß Frau Wesendonk weder die Fünf Gedichte, noch die Kompositionsſkizzen zu Tristan, Rheingold, Walküre und Siegfried I und II (vgl. die Einleitung zur großen Ausgabe der „Tagebuchblätter und Briefe“ S. XV f. und XIX) anführt. Sie betrachtete diese Stücke als ihr unbeschränktes Eigentum, das von jeder weiteren Verwertung ausgeschlossen bleiben sollte. Nach dem Tode von Frau Wesendonk gingen diese Handschriften durch Verfügung der Erben in den Besitz des Hauses Wahnfried über.

Zu S. 393^b. Vgl. Nr. 146.

Namenverzeichnis

Die Zahlen verweisen auf die Seiten

d'Agould, Gräfin 15, 107, 223.
 Albumsonate 59 ff.
 Aldridge, Ira 63 u. 2.
 Almasy, Graf 326.
 Amor 382.
 Ananda 108 ff., 285.
 Ander (Tenorist) 323, 326, 330.
 Anderson 63².
 Anfortas 191, 194, 287.
 Antonio (Tasso) 171.
 Antonius, der heilige 165, 166.
 Apollo 202.
 Argos 210.
 Ariusfrage 289.
 Bach, Sebastian 207.
 Baden-Weiler 375.
 Basel 58, 337, 375.
 Baudelaire (Dichter) 254 u. 2
 Baumgartner, Wilhelm 68
 (Boehm) u. 4, 212, 246.
 Baur (Hoteller) 70 u. 1.
 Bayreuth 53, 371.
 Beckmesser, Sirtus 337.
 Beethoven 12, 20, 91¹, 184, 240,
 255, 269¹, 276, 387, 393².
 Begnadigungsgesuch 151.
 Belart, Hans 5¹.
 Berlin 52, 53, 223, 234, 322², 357.
 Berlioz 171, 230, 237 f., 240, 254 f.,
 256, 276, 310.
 Bern 67.
 Bethlen, Gräfin 356.
 Bieberstein, Marschall v. 8
 Biebrich 338, 339.
 Bingen 351.
 Bissing, Frau v. 161 ff., 169, 368
 u. 2, 393.
 Bissing, Freiherr v. 53.
 Bodmer 65 f.
 Bois de Boulogne 375.

Boehm s. Baumgartner, Wilh.
 Bournot, Otto 99¹.
 Brahm 272 u. 1.
 Brendel 223¹, 393².
 Brera, die 165.
 Breslau 366, 368, 392.
 Brestenberg 25, 27 ff., 77¹.
 Brodhaus 314¹
 Bruchmann, F. 279¹.
 Brühl 326.
 Brunnen 13, 219.
 Brünnhild (Rolle) 16, 69¹, 74¹,
 151, 195, 208, 225, 287.
 Brüssel 261, 265, 266, 270, 277¹, 278.
 Buddha 108 f., 154, 208¹.
 Buddhismus 129, 154 f., 260, 285.
 Bülow, Cosima v., 29, 71², 393 f.
 Bülow, Hans v. 14, 29, 71², 223,
 226, 245, 250 u. 1, 260, 313,
 322, 323, 359, 392.
 Bürkli-Terrasse 378.
 Cäsa 108 ff.
 Calderon 18, 70, 72 u. 1, (Frau
 C.), 74², 4, 119², 120, 248.
 Carvalho (Theaterdirektor) 224,
 227 u. 1.
 Cervantes 74 u. 4, 6, 7, 77, 331,
 334, 380.
 Champfleury (Romanzler) 254 u. 1
 Charnacé, Gräfin 223, 241.
 Charnal, de 222 u. 1, 223.
 Como 163.
 Coriolanus 201¹.
 Cornelius, Peter (Komponist) 45,
 50 f., 342, 368 u. 2, 392, 393.
 Cornelius (Maler) 240, 340², 342
 377.
 Crespi 165 f.
 Dante 64, 217, 258.
 Darmstadt 363.

David, König 345.
 David (Rolle) 337.
 Delos 202.
 Devrient, Ed. 70 u. ⁵, 227, 231 u. ¹, 243 f.
 Dichterschule, spanische 274.
 Dolgorucki, Fürst 132 u. ¹, 158 u. ¹.
 Don Felix s. Dräseke.
 Doré, Gustave (Maler) 254.
 Dorner 297¹.
 Dräseke, Felix 211¹, 218 u. ¹, 219 u. ² (Don Felix).
 Dresden 38, 45, 151 f., 204, 239, 252, 259, 289, 319, 349, 366.
 Duncker (Verleger) 54.
 Dünkirchen 7, 59 (Dünnkirchen).
 Düsseldorf 7, 330.
 Eddamüller s. Etmüller.
 Egmont 173.
 Egmont, Beethovens Musik 184 f.
 Elbersfeld 6, 7.
 Elisabeth (Rolle, M. Stuart) 92.
 Elisabeth (Rolle, Tannhäuser) 234, 294.
 Ellis, William Ashton 5 u. ¹, 78¹, 4, 144².
 Elsa (Rolle) 285, 361.
 Elvershöf 220.
 Enge, die 7, 11, 53.
 Erard, Frau 112.
 Erardflügel 27, 89, 95, III f., 112 (Schwan), 125, 126 (Schwan), 127, 141, 143, 166¹ (Schwan), 167, 174, 210, 216, 218, 239.
 Erec und Enide 289 ff.
 Eschenburg, Professor 63 u. ⁴.
 Escher, Konrad 7¹.
 Escherhäuser, die 7, 10, 14, 58².
 Eschmann 387.
 Etmüller, Prof. 71², 229 u. ² (Eddamüller).
 Eva (Rolle) 337.

Fasners Ruhe 70.
 Faust (von Liszt) 222, 247, 320, 322
 Faust-Duvertüre 12, 391 u. ³.
 Festspiele 53.
 Fichtelberger (Dirigent) 387.
 Fidello 276.
 Fips (Wagners Hund) 223 u. ², 319 u. ¹, 354.
 Fischer, Wilhelm 239.
 Fliegender Holländer 82, 147, 256, 267, 284, 318, 322², 327, 330, 344², 393².
 Fliegender Holländer, neuer Schluß 256, 267.
 Fontainebleau 281.
 Franz-Marie 254.
 Frankfurt a. M. 357¹.
 Franz, Rob. 71 u. ¹.
 Fricka (Rolle) 64.
 Frickhöffer (Architekt) 329, 340.
 Fridolin 225 u. ¹.
 Friedrich d. Gr. 193.
 Frommann, Alwine 39, 322 u. ².
 Fünf Gedichte 19, 54, 72 u. ², 78¹, 113, 135, 393².
 Garcia-Biardoi, Frau 310 u. ¹.
 Garibaldi 188, 197.
 Garrigues, Fr. (Sängerin) 227 u. ².
 Gaspérini, Dr. 226, 253, 257.
 Geibel 195.
 Genelli 62², 270.
 Genf 31, 37, 45, 354².
 Geyer 98¹, 99 u. ¹.
 Glulay, Prof. 205.
 Glarus 63¹.
 Gluck 62 u. ², 255, 264, 376, 393².
 Goethe 74¹, 75 u. ¹, 134, 159, 166, 170, 172, 181, 188, 247, 248, 249, 317.
 Goltzer 284¹, 393².
 Gounod 241, 254.
 Götterdämmerung 74¹, 371², 393².
 Gottfried von Straßburg 193.
 Gotthard 163, 166, 167, 333.

Gral, der 77, 191 ff., 287.
 Gries 177 u. ¹.
 Griesbach, Frau Prof. 181 (Lorbeerfranz) u. ¹.
 Griesinger (Arzt) 388.
 Grimm, Gebr. 75³, 157.
 Großherzog von Baden 119, 152, 227, 244, 316, 341, 375.
 Großherzogin von Baden 244, 375.
 Großherzog von Weimar 80.
 Gurnemanz (der alte Knappe) 287.

Haléon 393³.
 Hallwylser See 25.
 Hannover 366.
 Härtel II, 18, 185, 202, 206, 209, 253, 301.
 Hartenfels, Dr. 179¹.
 Hartmann v. Oue 229³, 289¹.
 Hausegger, Sigmund v. 86¹.
 Hechingen, Fürst von 366.
 Heim, Frau Emilie 68 u. 1, 2.
 Heim, Ignaz (Musikdirektor) 43, 68², 127, 177, 223, 376, 387.
 Heine, Heinrich 188.
 Heinrich, König (Rolle) 376.
 Heinrich (Hotel Baur) 63, 67.
 Heintz, Alb. II¹, 53.
 Helsterhagen 387.
 Helene, Großfürstin 352.
 Heller, Stephan 254.
 Herold, Mad. 224 u. ¹.
 Herwegh, Emma 42, 76².
 Herwegh, Georg 14, 46, 58, 71, 199, 201, 213, 379.
 Hilpert 387.
 Hirt (Rolle) 207 f.
 Hohenlohe, Fürst 215.
 Holländer (Rolle) 327, 329.
 Holtzmann, Adolf 63 u. ⁵.
 Homburg 387.
 Homer 62.
 Hottingen 71¹.
 Hügel, der Grüne 6, 7, II, 15 f. 47, 52, 53, 225, 232, 318, 329,

333, 339, 340, 352, 366², 369, 370, 371, 375, 380, 387, 392 u. ¹.
 Hugo, Victor 232.
 Hülsen, Botho v. (Intendant) 357 u. ².
 Humboldt, W. v. 133 u. ¹ f. 134¹, 144, 150, 158, 160.
 Hutten, Ulrich v. 327, 345.
 Iphigenie 60², 74, 333, 393².
 Isola bella 89.
 Isolde (Rolle) 227 u. ², 231, 267, 323 u. ².
 Jesus 64 (Lord), 193 f., 272, 273¹.
 Johann, König v. Sachsen 70, 151.
 Johanna 237.
 Jolanda 5¹.
 Joseph v. Arimathia 191, 193.
 Jungfrau von Orleans 237.
 Kaaba 193.
 Kairo 52.
 Kalb, Charlotte v. 154 u. ¹, 179², 228² (Lotte).
 Kalgis-Nesselrode, Gräfin Marie v. 309 u. ², 310².
 Kant 133, 159, 160.
 Kapp, Julius 42, 76².
 Karlsruhe 152, 180, 225, 231, 249, 315 u. ¹, ², 316, 319, 363, 364, 365, 366, 375¹, 389, 392.
 Kaulbach 240.
 Keller Gottfr. 14, 15, 19, 46, 68⁴, 71¹, ², 328 u. ¹, 376, 379.
 Khnopff, J. G. 5¹.
 Kiew 366.
 Kirchberg 151.
 Kirchner, Theodor (Musikdirektor) 69¹, 180 u. ¹.
 Kissingen 195.
 Kläre f. Wolfram, Klara
 Kleobis und Biton 210.
 Klindworth, Karl 29, 265 u. ¹, 309.
 Klindworth, Staatsrat 68¹.
 Köchly 178¹, 376.

Köchly, Frau 376.
 Kolatschet 318 u. ¹.
 Köppen 108, 208 u. ¹ f.
 Koriolan 393².
 Kreutzer, Léon 254.
 Kundry (Rolle) 160, 286 f.
 Kurwenal (Rolle) 132, 170, 209.
 Kutter 70 u. ¹.
 Lachmann 385².
 Latona 202.
 Lacombe, Louis 254.
 Lausanne 86¹.
 Leipzig 209.
 Leopardi 77².
 Lessing 375.
 Lichtenberger, Henri 5¹.
 Liebesverbot 69¹.
 Liechtenstein, Fürst Rudolph 325 f.
 Liechtenstein, Fürstin 325 f.
 Lindner, E. 310¹.
 Liszt, Franz 9, 15, 19, 21, 22, 29,
 37 f., 67², 69^{1, 3}, 78², 80¹,
 120 u. ³ f., 141 u. ², 157¹,
 171 u. ¹, 180, 184, 185, 195,
 198¹, 199¹, 207, 215 u. ¹,
 241 u. ¹, 276¹, 277 u. ¹, 316,
 317, 320, 322, 323, 377, 393².
 Liszt, Daniel (Sohn) 277 u. ¹.
 Loeschigt, Wefendont u. Komp. 6.
 Löwenberg 361, 366 u. ¹, 368, 392.
 Lohengrin 13, 62, 144, 147, 156,
 204, 229, 249, 257, 260, 284,
 285, 296, 315, 318, 326, 330,
 393³.
 Lohengrin (Rolle) 112, 285.
 London 10, 21, 63², 64, 261, 309,
 328.
 Lorbeerfranz s. Griesbach.
 Lope de Vega 74^{2, 4, 6}.
 Lotte s. Kalb, Charl. v.
 Louisa 158.
 Lubosch 367².
 Ludemeyer, Johanna (Mutter) 7.
 Ludemeyer, Karl (Vater) 7.

Ludemeyer 177, 179 u. ², 228 u. ¹.
 Ludemeyer, Marie 59 u. ¹, 65 u. ¹.
 Lucy (Generalpächter) 257 u. ¹ f.
 Ludwig II., König 12, 369 f., 393²,
 394.
 Lugano 163.
 Luther 338, 342.
 Luzern 46, 155, 166, 167¹, 177,
 180², 184, 203, 207, 211¹, 222,
 239, 240, 360.
 Lyon 8.

Mabinogion 289.
 Macbeth (Rolle) 63².
 Madonna della Sedia 240.
 Magdalena 64.
 Magenta 205.
 Magnan (Marschall) 255 u. ².
 Mailand 89, 163.
 Mainz 338, 342.
 Maja 244 u. ¹, 323.
 Malerschule, italienische 274.
 Mannheim 153.
 Marat 279.
 Maria 284, 300.
 Mariasfeld 15, 49, 53, 202, 370².
 Maria Stuart 91 f.
 Marie 360 u. ¹.
 Marseille 257, 258.
 Maurice (Diener) 275.
 Mar, Erzgroßherzog 155.
 Mayer, Elisa 133.
 Mayer-Dustmann, Frau Luise 248,
 323 u. ².
 Medea 91.
 Meisterfinger 45, 46 f., 48, 322 u. ²,
 334¹, 336 u. ^{1, 2, 3}, 337 u. ¹,
 339, 340, 341 f., 343 u. ¹, 352,
 353, 354 u. ¹, 358, 371¹, 380
 u. ¹, 393².
 Metta 193.
 Melot (Rolle) 132, 209.
 Messiasage 345.
 Metternich, Fürst 331 u. ¹.
 Men, Kurt 211¹.

Menschenbug, M. v. 309 u. I, 345¹.
 Mirès 257.
 Mitfreude 102 ff., 115.
 Mitleid 102 ff.
 Mödler 326.
 Molechott, Prof. 379.
 Morelli 295.
 Morney 67 u. ².
 Morold (Rolle) 71.
 Mostau 155, 350, 354.
 Mrazel, Anna 354 u. ¹, 367 u. ².
 Mrazel, Franz 354 u. ¹, 367 u. ².
 Muchanoff, Frau v. 309².
 Müller, Franz (Reg.-Rat) 67 u. ².
 München, 206¹, 227², 310¹, 324,
 369¹.
 Muottatal 63¹.
 Murillo 67 u. ², 240 u. ¹.

 Náho, Graf s. Nako.
 Náho, Gräfin s. Nako.
 Nako, Graf 325 u. ¹.
 Nako, Gräfin 325 u. ¹.
 Nazarener 377.
 Nesselrode (Staatskanzler) 309.
 New York 8, 179¹.
 Nep, Frau 248.
 Nibelungen 67², 147, 242, 266,
 306, 310, 340 u. ², 358, 393².
 Niemann 29, 248, 294, 312.
 Nirwana 260.
 Nutter, Charles (Truinet) 284¹.
 Nürnberg 332.

 Odessa 366.
 Ollivier, Mad. 309, 324 u. ¹.
 Olymp 382.
 Orpheus u. Euridice 270, 376.
 Ofenbrüggen, Prof. 8, 58¹.
 Othello (Rolle) 63².
 Otto, Kaiser 74.
 Overbeck (Maler) 377.

 Palteste 153, 214.
 Paris 7, 12, 15, 22, 23, 46, 47,

74¹, 111, 123 u. ², 155, 179,
 206, 211, 214, 222 f., 225, 226,
 238, 241, 244, 245, 246, 254,
 257, 259, 263, 279, 292, 301,
 309, 312, 317, 318, 328, 329,
 331, 336¹, 340, 342, 375, 381.
 Pariser Konzerte 251 u. ¹, 255 f.,
 261, 266.
 Parival 104, 159 f., 187, 191 f.,
 194, 219 u. ², 286, 289, 332².
 Parival (Rolle) 77, 78¹, 147,
 194 f., 285, 287.
 Parival-Sage 289.
 Pascha von Agypten 378.
 Penzing 47, 51, 347², 361, 365.
 Peps (Wagners Hund) 65 u. ², 354.
 Pergolese 393².
 Perrin (Maler) 254.
 Pest 355, 356, 361, 366.
 Petersburg 48, 266, 350, 366.
 Petrucci, Quattiero 5¹.
 Pietro 158.
 Pilatus 166, 211, 216, 218.
 Plato 187.
 Plutarch 225, 228.
 Pagner (Rolle) 337.
 Pohl (Wagners Hund) 354 u. ², 367.
 Pollert, Frau 69¹.
 Poniatowski, Prinz 264 u. ¹.
 Posa 223, 237.
 Pourtales, Frau v. 310, 318.
 Pourtales, Graf v. 318.
 Prag 245¹, 357, 366, 391 u. ¹.
 Praxiteles 241.
 Prinzessin (Tasso) 171.
 Piringer, A. 211¹.
 Pusinelli, Dr. Anton 41, 153 u. ¹.
 Pythia 217.

 Raffael 166, 292.
 Reichenhall 324.
 Rheingold 52, 68⁴, 184, 376.
 Richard, C. 74 u. ⁴.
 Riengl 68 u. ⁴, 252.
 Rigi 166, 178 f., 183, 187, 197, 215.

Rigi-Kaltbad 214.
 Ristori, Adelaide 91 f.
 Ritter, Alexander 86¹.
 Ritter, Frau 143.
 Ritter, Frau Anna (Mutter) 9, 128,
 157, 181, 185.
 Ritter, Karl 86 u. ¹, 128 u. ¹, 130,
 132, 142, 143, 152, 157, 164,
 179, 185, 189.
 Roche, Edmond 226 u. ¹.
 Röckel 10.
 Röckly 178 u. ¹.
 Rolandssee 297.
 Rom 93, 164, 189, 245 ff., 262,
 270, 271, 280, 377.
 Romeo und Julia 171.
 Rossini 255, 266.
 Rotterdam 356.
 Royer (Opern-Direktor) 265, 331.
 Ruge, Arnold 357 u. ¹.
 Rüttli 214, 215.

Saboureff (General) 266 u. ¹.
 Sachs, Hans (Rolle) 47, 336 u. ¹,
 338, 343, 355.
 Saint-Saëns 254 (Sensale) u. ³.
 Salzburg 120³.
 de Sanctis, Francesco (Gelehrter)
 77, 177 (Herr v. Heiligen), 188,
 379 u. ¹.
 San Marte 187¹.
 Sawitri 63⁶, 64, 109 ff., 147, 241,
 285.
 Say, Fr. (Sängerin) 294.
 Schad, Graf v. 18, 75 u. ².
 Schiller 133 f., 146 u. ¹, 153 f., 159,
 180 u. ², 181, 219, 228, 237,
 238 u. ², 248.
 Schirmer 375.
 Schjelderup 51.
 Schleich 387.
 Schmid, A. 60².
 Schmidt (Baßist) 376.
 Schnorr 227².
 Schönald 155¹.

Schönbrunn 350.
 Schopenhauer 9, 13, 14, 77², 107,
 114 u. ¹, 130 f., 132, 146¹, 159
 u. ¹, 229 u. ¹, 230 u. ¹, 278 u. ¹,
 283, 379, 381.
 Schöpfung 376.
 Schott (Verleger) 46, 62², 72,
 337¹, 338, 342 u. ¹.
 Schultheß (Buchh.) 74 u. ³.
 Schwalbach 355.
 Schwan s. Erardflügel.
 Schwarzes Ross (Prag) 366, 391
 u. ¹.
 Schwarzau 325, 326.
 Schweiz 152, 155, 212, 225, 264,
 325, 354 f., 356, 364, 386, 387, 389.
 Seebach, Frau v. 310.
 Seefeld b. Zürich 65.
 Seegessern, Oberst 205.
 Seelisberg 166.
 Semper, Gottfried 14, 19, 46,
 58¹, 71, 191, 213, 234, 253¹,
 369 u. ².
 Semper, Manfred 369².
 Sensale s. Saint-Saëns.
 Senta (Rolle) 327.
 Shakespeare 199 f., 201.
 Shylock (Rolle) 63².
 Siebengeßirn (Familienwappen)
 98 u. ¹.
 Sieger, die 10, 108 u. ¹.
 Siegfried 14, 16, 67 u. ¹, 70 u. ²,
 187, 371².
 Siegfried (Rolle) 151, 208, 225.
 Sieglinde (Rolle) 68¹.
 Siegmund (Rolle) 9.
 Sihlthal II, 14, 46, 151, 284.
 Simplon 89.
 Sina 141.
 Sitten 63².
 Sizilien 231.
 Soden, Graf v. 74 u. ².
 Solferino 209.
 Stachelberg 63¹.
 Standhartner 323 u. ¹, 329 u. ¹.

Stein, Charl. v. 75¹.
 Steiner 328¹.
 Stockar-Escher, Frau Clementine 105.
 Stephanus, der heilige 165, 166.
 Sternfeld 336¹.
 St. Gallen 320.
 Straßburg 74.
 Strauß, Rich. 86¹.
 Ström Karl 269 f.
 Stünzig 270.
 Stürmer (Kaufmann) 319 u. ².
 Sulzer, Dr. Joh. Jakob 15, 39,
 46, 70³, 378, 379.
 Tannhäuser 46, 74⁵, 144, 147,
 222, 226 f., 230, 234, 249, 252,
 255, 256, 260, 263 f., 265, 378
 (Pilgerchor, Abendstern).
 Tannhäuser, Pariser Bearbeitung
 266 ff., 284 u. ¹, 289, 293, 294 ff.,
 297 ff., 304, 306, 309¹, 310 f.,
 314, 316¹, 318, 344².
 Tannhäuser (Rolle) 234, 268 f.,
 284, 296.
 Tasso 90 f., 170, 173, 176, 177 u. ¹,
 179.
 Tasso (Rolle) 171 f.
 Taufsig 14, 28, 78 u. ², 187, 316, 317.
 Tedesco, Mad. (Sängerin) 294.
 Tichatschef 29, 248.
 Tierliebe 65², 198, 223 f., 283, 302,
 319, 324, 325 f.
 Traunblut 52.
 Treviso 160.
 Tribschen 206¹, 371.
 Tristan 9 f., 15, 17 ff., 23, 27 ff.
 33, 37, 45, 47, 54, 71 u. ², 72,
 73 u. ^{1, 2}, 76 u. ¹, 77 u. ³, 78
 u. ^{1, 4}, 90, 95, 96, 112, 119,
 120², 134, 145, 147, 152, 155,
 156, 157, 158, 160, 163, 164,
 167, 168, 169, 170, 171, 174
 u. ¹, 175 f., 178 u. ², 179¹,
 180 f., 182 f., 190 f., 193, 196,
 197, 198 f., 201, 204, 205 f., 207.

210 ff., 219, 223, 225, 229, 231,
 233, 238, 245 u. ^{1, 2}, 249, 250,
 252, 253, 255, 256, 257, 259 f.,
 266, 278, 284, 286, 288, 289,
 296, 301, 306, 310 u. ^{1, 2}, 313
 u. ¹, 318, 321, 323, 329, 330,
 331, 332 u. ², 334, 345, 348,
 353, 358, 370, 378.
 Tristan (Rolle) 191.
 Tristan-Sage 289.
 Troilus 201².
 Tropes, Kristian v. 289¹.
 Trümpler 66.
 Truinet f. Nutter.
 Tschudi 325.
 Turin 379.
 Uhlig 8 f., 219¹.
 Ullmann 179 u. ¹.
 Ulrich, Fr. 376.
 Usinar 63⁵, 64.
 Van Dyd 166, 325.
 Venedig 37, 39, 45, 46, 47, 86¹,
 88 f., 96, 140, 141, 144, 150 f.,
 152, 155¹, 164, 166, 169, 179,
 187, 274, 332¹, 334, 335, 336,
 378, 380.
 Venus (Rolle) 267, 284, 292, 294,
 295, 297 ff.
 Verdi 358.
 Verona 151, 163.
 Vicenza 160.
 Victor Hugo 232.
 Victoria, Königin 296.
 Villemarqué, Graf v. 289.
 Villot, Frédéric 253 u. ³.
 Vischer, Theodor 58¹, 73 u. ³.
 Voß 62³.
 Breneli f. Weitmann, Berena.
 Wagner, Cosima 53, 254, 277¹.
 Wagner, Friedr. (Vater) 98¹.
 Wagner, Minna 9, 10, 14, 15 f.,
 21, 22, 23 ff., 33, 37, 38 ff., 57.

58, 63, 65, 66, 68⁴, 69, 77¹,
 78⁴, 80, 86, 87, 106, 125 f.,
 129¹, 152 f., 239, 319, 349.
 Wagner, Siegfried 53.
 Wahlheim 74 u. ¹.
 Walküre 9, 10, 12, 52, 64, 68
 u. ¹, ⁴, 69 u. ¹.
 Walliser Tal 89.
 Walter (Rolle) 341.
 Walter v. d. Vogelweide 385.
 Weber 371.
 Welland, Richard 252 u. ¹.
 Weimar 118, 317, 320, 321, 322
 u. ¹, 377.
 Weitmann, Berena 206 u. ¹, 213,
 218, 220, 224, 360.
 Werther (Goethe) 74¹.
 Wesendonk, Guido 7, 43, 45, 71,
 122 u. ¹, 126, 160.
 Wesendonk, Hans 47.
 Wesendonk, Karl 7, 71, 160 f.,
 169 (Siegfried), 225, 391.
 Wesendonk, Karl (Vater) 6.
 Wesendonk, Myrrha 7, 20, 65, 71,
 154, 161 ff., 169, 185, 215, 297,
 343, 345.
 Wesendonk (Mutter) 330, 340.
 Wesendonk, Otto 5¹, 6 f., 8, 11,
 12, 16, 17, 18 f., 21, 25, 32, 34,
 45, 46, 49 f., 53, 54, 58, 62, 63,
 65 u. ⁴, 71, 75, 79, 120, 122¹,
 129¹, 154, 155, 156, 163, 164,
 166, 167, 169, 172, 174, 177,
 179 u. ¹, 186 f., 190, 197, 212,
 213, 219, 222¹, 229, 237¹, 238,
 239 u. ², 248, 249, 251, 257¹,
 261, 262 u. ¹, 270 f., 275, 278,
 288¹, 291, 292¹, 297, 302, 303,
 304, 311, 312, 314, 316, 318,
 320, 324, 328¹, 330 u. ¹, 331¹,
 333, 340, 345, 347, 349, 354,
 360, 361, 362, 365, 366, 367, 368,
 369¹, 378, 387, 388 f., 391, 392.
 Wesendonk, Paul 7.
 Wien 44, 46, 51, 141, 156, 315

u. ¹, ², 316, 318, 320, 321, 323,
 325, 326, 328, 330¹, 331, 332
 u. ¹, 333, 342, 345, 357, 364,
 377, 378, 380, 386, 387, 393.
 Wiesbaden 337, 338.
 Wille, François 5¹, 47 f., 49, 53,
 129 u. ¹, 140 f., 182, 195, 213, 376.
 Wille, Frau Eliza 5¹, 15, 20, 26,
 49 ff., 53, 54, 77¹, 88 u. ¹, 92,
 93, 94, 95, 99¹, 105 u. ², 120,
 123¹, 139 ff., 196, 225, 301, 304,
 347¹, 368², 376, 393 u. ¹.
 Winkelried 228 u. ².
 Winterberger, Alexander 157 u. ¹,
 164, 189.
 Winterthur 69¹, 378.
 Wittgenstein, Fürstin Caroline 69,
 119², 199¹, 241¹, 277¹, 377.
 Wittgenstein, Prinzessin Maria
 69², 215.
 Wodan (Rolle) 64, 69¹, 147, 219,
 287.
 Wolfram von Eschenbach 192 f.,
 194 f.
 Wolfram von Eschenbach (Rolle)
 187¹, 295.
 Wolfram, Klara (Wagners
 Schwester) 31 ff. (Kläre), 68 u. ².
 87 (Kläre).
 Xanten 6.
 Zabel, Eugen 62².
 Zehringen, Fürsten von 375 f.
 Zellweg 7, 10, 43, 58².
 Zeugherr, Baumeister 7.
 Zeus 202.
 Zidyn, Graf 326.
 Zürich 7, 8, 10, 11, 12, 13, 14,
 15, 26, 46, 63², 64, 66, 68²,
 69¹, 82, 95, 118, 122¹, 129¹,
 173, 177, 197, 212, 219, 227, 252¹,
 256, 270, 278, 295, 301, 315²,
 318¹, 320, 328, 333, 348, 350,
 359, 362, 386, 387, 389, 392¹.

Fünf Gedichte^{*)} für eine Frauenstimme.

Der Engel.

Richard Wagner.
30. Nov. 1857.

Sehr ruhig bewegt.

Singstimme.

Piano.

p sehr zart und weich

In der Kind - heit frü - - hen

più p

Ta - gen hört' ich oft von En - -

p

*) Vergl. Brief No 35 und die Einleitung Seite 19; dazu auch die Einleitung der großen Ausgabe Seite XXIII u. Flg.

geln sa - gen, die des

pp

Him - mels heh - re Won - ne tau -

pp

- schen mit der Er - den -

p *piu p*

son - ne, daß, wo bang ein Herz in Sor -

pp

- gen schmachtet vor der Welt ver - bor - gen, daß, wo

The first system consists of three staves. The top staff is a vocal line in G major, starting with a treble clef and a key signature of one sharp (F#). The lyrics are "- gen schmachtet vor der Welt ver - bor - gen, daß, wo". The middle and bottom staves are piano accompaniment, with the middle staff in treble clef and the bottom staff in bass clef. The piano part features a steady eighth-note accompaniment in the bass and chords in the treble.

still es will ver - blu - ten und vergehn in Trä - nen.

p

The second system continues the piece. The vocal line has the lyrics "still es will ver - blu - ten und vergehn in Trä - nen.". The piano accompaniment includes a dynamic marking of *p* (piano) in the middle staff. The musical notation includes various note values and rests, with some notes beamed together.

gesteigert, aber zart

flu - ten, daß, wo brün - - stig sein Ge -

p

The third system begins with the instruction *gesteigert, aber zart* above the vocal line. The lyrics are "flu - ten, daß, wo brün - - stig sein Ge -". The piano accompaniment has a dynamic marking of *p* in the middle staff. The music features a mix of eighth and sixteenth notes, with some notes marked with accents.

bet ein - - zig um Er - lö - - - sung

The fourth system concludes the piece. The vocal line has the lyrics "bet ein - - zig um Er - lö - - - sung". The piano accompaniment continues with the same rhythmic pattern as the previous systems, ending with a final chord in the bass staff.

poco riten.

a tempo

fleht, da der En - gel nie - - - - - der

a tempo

p

zart

sehr ruhig

schwebt und es sanft gen Himmel hebt.

più p

sehr zart

p

Ja, es stieg auch mir ein En - - - - - gel

pp

pp

nie - der, und auf leuch - tendem Ge - fie - der

poco cresc.

mit *Enthusiasmus*

führt er fer - - - ne je - dem Schmerz mei - nen

cresc. *dim.* *mf* *dim.*

Detailed description: This system contains the first two measures of the piece. The vocal line is in a treble clef with a key signature of one sharp (F#) and a 4/4 time signature. The piano accompaniment is in a bass clef. The first measure shows the vocal line starting with a quarter note 'f' and a half note 'ü', followed by a quarter rest and a half note 'h'. The piano accompaniment consists of a series of chords. The second measure continues the vocal line with a quarter note 'r', a quarter note 'e', a quarter note 'f', and a quarter note 'e'. The piano accompaniment continues with chords. Dynamic markings include 'cresc.' in the piano part of the first measure, 'dim.' in the piano part of the second measure, 'mf' in the vocal part of the second measure, and 'dim.' in the piano part of the second measure.

sanft

Geist nun him - - mel - wärts!

p *più p* *p* *cresc.*

Detailed description: This system contains the next two measures. The vocal line continues with a half note 'G', a half note 'e', a quarter note 'i', and a quarter note 's'. The piano accompaniment features a series of chords. The third measure shows the vocal line starting with a half note 'n', a half note 'u', and a quarter note 'n'. The piano accompaniment continues with chords. Dynamic markings include 'p' in the piano part of the first measure, 'più p' in the piano part of the second measure, 'p' in the vocal part of the second measure, and 'cresc.' in the piano part of the second measure.

dim.

Detailed description: This system contains the next two measures of the piano accompaniment. The first measure shows a series of chords in the right hand and bass line. The second measure continues with chords. A 'dim.' marking is present in the piano part of the second measure.

più p *pp*

Detailed description: This system contains the final two measures of the piano accompaniment. The first measure shows a series of chords in the right hand and bass line. The second measure continues with chords. Dynamic markings include 'più p' in the piano part of the first measure and 'pp' in the piano part of the second measure.

Stehe still!

Richard Wagner.
22. Febr. 1858.

Bewegt.

Singstimme.

Piano.

The first system of the score shows the vocal line (Singstimme) and piano accompaniment (Piano). The vocal line is a whole rest. The piano accompaniment consists of two staves. The right hand plays a rhythmic pattern of eighth notes with a dynamic marking of *p* (piano) that increases to *mf* (mezzo-forte). The left hand plays a simple harmonic accompaniment of quarter notes.

Sau - sendes, brau - sendes Rad der Zeit,

The second system shows the vocal line with the lyrics "Sau - sendes, brau - sendes Rad der Zeit,". The piano accompaniment continues with the same rhythmic pattern in the right hand, now marked with *p* and *cresc.* (crescendo). The left hand accompaniment remains the same.

Mes - ser du der E - wig-keit;

The third system shows the vocal line with the lyrics "Mes - ser du der E - wig-keit;". The piano accompaniment features a more complex rhythmic pattern in the right hand, marked with *f* (forte). The left hand accompaniment continues with quarter notes.

Ed. *

leuch - ten.de Sphä - ren im wei - ten All,

The first system of music features a vocal line on a single staff and a piano accompaniment on two staves. The key signature has two flats (B-flat and E-flat), and the time signature is 4/4. The vocal line begins with a quarter note G4, followed by eighth notes A4-B4, quarter notes C5-B4, eighth notes A4-G4, quarter notes F4-E4, and a quarter rest. The piano accompaniment starts with a piano (*p*) dynamic and a *cresc.* marking. The right hand plays a series of eighth notes: G4-A4-B4-C5-B4-A4-G4, then F4-E4-D4-C4-B3-A2-G2, and finally G2-F2-E2-D2-C2-B1-A1. The left hand plays a simple harmonic accompaniment with chords: G2-B2, F2-A2, G2-B2, F2-A2, G2-B2, F2-A2, G2-B2, F2-A2.

die ihr um-ringt den Wel - ten-ball;

The second system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line has quarter notes G4-F4, eighth notes E4-D4, quarter notes C4-B3, eighth notes A3-G3, quarter notes F3-E3, and a quarter rest. The piano accompaniment continues with eighth notes: G3-A3-B3-C4-B3-A3-G3, then F3-E3-D3-C3-B2-A2-G2, and finally G2-F2-E2-D2-C2-B1-A1. The piano accompaniment includes a *f* dynamic marking and a *Red.* (ritardando) marking.

ur - - e - wi-ge Schöp - fung, hal - te doch

The third system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line has quarter notes G4-F4, eighth notes E4-D4, quarter notes C4-B3, eighth notes A3-G3, quarter notes F3-E3, and a quarter rest. The piano accompaniment continues with eighth notes: G3-A3-B3-C4-B3-A3-G3, then F3-E3-D3-C3-B2-A2-G2, and finally G2-F2-E2-D2-C2-B1-A1. The piano accompaniment includes a *p* dynamic marking and a *cresc.* marking.

ein, ge-nug des Wer - dens, laß

The fourth system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line has quarter notes G4-F4, eighth notes E4-D4, quarter notes C4-B3, eighth notes A3-G3, quarter notes F3-E3, and a quarter rest. The piano accompaniment continues with eighth notes: G3-A3-B3-C4-B3-A3-G3, then F3-E3-D3-C3-B2-A2-G2, and finally G2-F2-E2-D2-C2-B1-A1.

mich sein!

f *ff*

Hal - te an dich, zeu - gen-de Kraft,

p

Ur - - ge - dan - ke, der e - - wig schafft!

p

Hem - met den A - tem, stil - let den Drang,

p *cresc.*

schwei - get nur ei - ne Se - kun - de lang!

dim.

Schwel - len - de Pul - se, fes - seit den Schlag;

p *cresc.*

en - de, des Wol - lens ew' - ger

Tag! Daß in se - lig

f *dim.*

Ad. *

Allmählich immer etwas zurückhal-

sü - ßem Ver - ges - - - sen ich
ausdrucksvoll

tend.
mög' al - le Won - nen er - mes - -

dimin.

sen! Wenn Aug' in

p dolce

Ad.

Au - ge won - - nig trin - -

ken, See - - - - le

p
Qw.

ganz in See - -

piu p
Qw.

- - le ver - sin - - - ken,

p
Qw.

Sehr ruhig und mäßig.

We - sen in We - sen sich wie - - der -

pp
Qw.

fin - det, und al - les Hof - fens

piu p

* *Ad.* *

En - de sich kün - det, die Lip - - - pe ver -

pp *piu p*

* *Ad.* *

stummt in stau - - - nen - dem

pp

* *Ad.* *

wie gänzlich sich verlierend

Schwei - - - gen, kei - nen Wunsch mehr will - das

pp *pp*

mit gesteigertem Vortrag

Inn' - re zeu - gen: er - kennt der

pp

Mensch des Ew' - gen Spur, und löst dein

mit allmählicher Steigerung der Stärke

Ad. *

pp

dim.

Ad. *

Rät - sel, heil' - ge Na - tur!

Ad. * *Ad.* * *Ad.*

f

Ad. * *Ad.* * *Ad.*

dim.

dim.

p *piu p* *pp*

p

piu p

pp

Im Treibhaus.

Studie zu Tristan und Isolde.

Richard Wagner.
1. Mai 1858.

Langsam und schwer.

Singstimme.

Piano.

*)

Hoch-gewölb-te

Blät-ter-kro-nen, Bal-da-chi-ne von Sma-

*) Das Orig.-Manuscript steht durchweg im $\frac{6}{8}$ Takt.

ragd, Kin - der ihr aus fer - nen Zo - nen, sa - get

p

p ausdrucksvoll *p* *p*

mir, wa - rum ihr klagt? Schweigend

p

p *p*

nei - get ihr die Zwei - ge, ma - let Zei - chen in die

piu p

p

Luft, und der Lei - den stum - mer Zeu - ge, steigt

pp *p* *ausdrucksvoll* *p*

p

auf - wärts sü - ßer Duft. Weit in

pp *p*

seh - nendem Ver - lan - gen brei - tet ihr die

cresc.

Ar - me aus und umschlin - get

f *dim.*

wahn - be - fan - gen ö - der Lee - re nichtgen

piu p *poco rall.*

Graus. Wohl ich weiß es, ar - me

pp *p*

Pflanze: ein Ge - schik - ke teil - len wir, ob um -

p

strahlt von Licht und Glan - ze, uns - re Hei - mat ist nicht

cresc. *f* *dim.*

hier! Und wie froh die Sonne scheidet von des

p schleppend

p

Tages leerem Schein, hüllet der, der wahrhaft

più p

leidet, sich in Schweigens Dunkel ein.

pp

Stille wird's, ein säuselnd Weben

più p

fül. let bang den dunklen Raum:

trem.

ppp

pp

gedehnt

schwe - re Tropfen seh' ich schwe - ben an der

Blättergrünem Saum.

a tempo

più p

pp

più p

pp

Schmerzen.

Richard Wagner.

17. Dez. 1857.

Langsam und breit.

Singstimme.

Piano.

The first system of the musical score consists of two staves. The top staff is for the Singstimme (vocal line) and the bottom staff is for the Piano accompaniment. The key signature is two flats (B-flat and E-flat) and the time signature is 4/4. The piano part begins with a dynamic marking of *f dim.* (forte, then decrescendo). The vocal line is mostly rests in this system.

Son - ne, wei - nest je - den A - bend dir die

schö - nen Au - gen rot, wenn im Mee - resspie - gel

badend dich erreicht der frü_ he Tod; doch er -

p

stehst in al_ ter Pracht, Glo - ri_ e der düstren Welt, du am

cresc.

Ped. *

Morgen, neu erwacht, wie ein stolzer Sie_ ges_ held!

f *ff*

Ach, wie soll - te ich da kla - gen, wie, mein

The first system of the musical score consists of a vocal line on a single staff and a piano accompaniment on two staves. The key signature is B-flat major (two flats). The vocal line begins with a whole rest, followed by a half note G4, a quarter note A4, and a quarter note B4. The piano accompaniment features a steady eighth-note bass line in the left hand and chords in the right hand.

Herz, so schwer dich sehn, muß die Sonne selbst verzagen, muß die

dolce

The second system continues the musical score. The vocal line has a half note G4, a quarter note A4, a quarter note B4, a quarter note C5, a quarter note B4, a quarter note A4, and a quarter note G4. The piano accompaniment includes a *dolce* marking and features a melodic line in the right hand and a bass line in the left hand.

Son - ne un - ter - gehn? und ge - bie - - ret

p

The third system continues the musical score. The vocal line has a half note G4, a quarter note A4, a quarter note B4, a quarter note C5, a quarter note B4, a quarter note A4, and a quarter note G4. The piano accompaniment includes a *p* marking and features a melodic line in the right hand and a bass line in the left hand.

mit großer Steigerung

Tod nur Le - ben, ge - ben Schmer - zen Won - nen

creac. - - *poco rallent.* - -

The fourth system concludes the musical score. The vocal line has a half note G4, a quarter note A4, a quarter note B4, a quarter note C5, a quarter note B4, a quarter note A4, and a quarter note G4. The piano accompaniment includes *creac.* and *poco rallent.* markings and features a melodic line in the right hand and a bass line in the left hand.

Sehr breit.

a tempo

nur:

O wie dank'ich, daß ge.ge.ben solche

a tempo

The first system of the musical score features a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line begins with the word "nur:" followed by "O wie dank'ich, daß ge.ge.ben solche". The piano accompaniment is marked with "ff" (fortissimo) and includes dynamic markings "dim." (diminuendo), "p" (piano), and "cresc." (crescendo). There are also markings for "Ped." (pedal) and asterisks indicating specific performance instructions.

Schmer.zen mir Na - tur!

The second system continues the vocal line with the lyrics "Schmer.zen mir Na - tur!". The piano accompaniment features a complex texture with many beamed notes and rests, maintaining the dynamic range from "ff" to "p".

riten.

The third system shows a change in tempo with the marking "*riten.*" (ritardando). The vocal line has a long note with a slur. The piano accompaniment includes dynamic markings "f" (forte), "p" (piano), and "f" (forte) again.

a tempo

The fourth system returns to the original tempo with the marking "*a tempo*". The piano accompaniment features dynamic markings "dim." (diminuendo), "p" (piano), "cresc." (crescendo), "ff" (fortissimo), "dim." (diminuendo), and "p" (piano). The system concludes with a double bar line and repeat signs.

Träume.

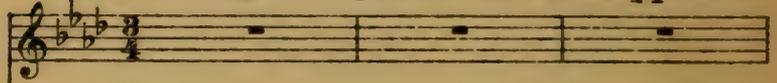
Studie zu Tristan und Isolde.

Richard Wagner.

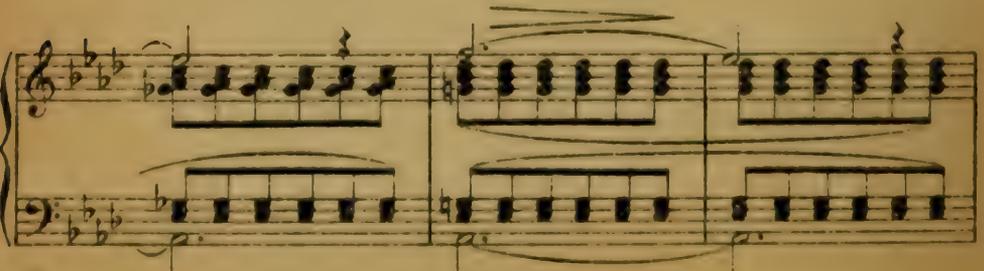
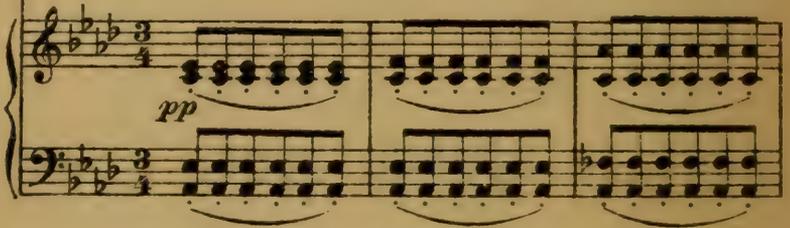
5. Dez. 1857.

Sehr mäßig bewegt, aber nie schleppend.

Singstimme.



Piano.



dim.

p
Sag', welch' wunderba - re

pp

Träu - me hal - ten

pp

mei-nen Sinn um - fan - gen,

daß sie nicht wie lee - re Schäu -

The first system of the musical score consists of a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line is written in a treble clef with a key signature of three flats (B-flat, E-flat, A-flat) and a common time signature. The lyrics are "daß sie nicht wie lee - re Schäu -". The piano accompaniment is written in a grand staff (treble and bass clefs) and features a steady eighth-note accompaniment in the bass and a more complex melodic line in the treble.

me sind in ö - des Nichts ver - gan - gen?

The second system continues the musical score. The vocal line has the lyrics "me sind in ö - des Nichts ver - gan - gen?". The piano accompaniment maintains the same rhythmic and harmonic structure as the first system, with a consistent accompaniment in the bass and a melodic line in the treble.

Träu - me, die in je - der Stunde, je - dem

The third system concludes the musical score. The vocal line has the lyrics "Träu - me, die in je - der Stunde, je - dem". The piano accompaniment includes a dynamic marking of *p* (piano) in the bass line. The overall mood is somber and reflective, consistent with the lyrics.

Ta - ge schö - - ner blühh und mit ih - rer

poco cresc.

Him - melskun - - - de se - - - lig durchs Ge -

mf *dim.*

mü - - te ziehn? Träu - - -

piu p *pp* *pp* Ped.

belebt

me, die wie heh - re Strah - len in die

cresc. *f*

*

See - le sich ver - sen - ken, dort ein e - wig Bild zu

p

*p ritenuto**steigernd*

ma - - len: All - verges - sen, Ein - ged en - ken!

dim. *pp* *cresc.*

ritenuto

a tempo *p bewegt*

Träu - - - - me, wie wenn

a tempo

f

Red. *

Detailed description: This system contains the first two lines of music. The top line is a vocal line in G major (one flat) with a tempo marking of 'a tempo' and a dynamic of 'p bewegt'. The lyrics are 'Träu - - - - me, wie wenn'. The piano accompaniment consists of two staves. The right hand plays a series of chords, and the left hand plays a rhythmic accompaniment. A 'Red.' (ritardando) marking is present at the end of the system, followed by an asterisk.

Früh - lingsson - ne aus dem Schnee die Blü - - - ten

p *cresc. - - - -*

Detailed description: This system contains the second two lines of music. The vocal line continues with the lyrics 'Früh - lingsson - ne aus dem Schnee die Blü - - - ten'. The piano accompaniment continues with chords in the right hand and a rhythmic pattern in the left hand. A 'p' (piano) dynamic is marked at the start, and a 'cresc.' (crescendo) marking is placed over the right hand accompaniment.

küßt, daß zu nie ge - ahn - ter Won - ne sie der

p cresc. - - - - *f dim. - - - -*

Detailed description: This system contains the final two lines of music. The vocal line concludes with the lyrics 'küßt, daß zu nie ge - ahn - ter Won - ne sie der'. The piano accompaniment continues with chords. A 'p cresc.' (piano crescendo) marking is over the first part of the accompaniment, and an 'f dim.' (forte decrescendo) marking is over the second part.

nachlassend

neu - e Tag be - grüßt, daß sie wach - sen, daß sie

p dolce

immer mehr nachlassend

blü - hen, träu - mend spen - den ih - ren

p weich

*Red. * Red. **

Duft, — sanft an dei - ner Brust ver - glü - hen

più p

*Red. **

und dann sin - ken in die Gruft.

più p *pp*

First system of musical notation, consisting of a grand staff with a treble clef and a bass clef. The key signature is three flats (B-flat, E-flat, A-flat). The music features a series of chords in the right hand and a steady eighth-note accompaniment in the left hand. A fermata is placed over the first measure of the right hand.

Second system of musical notation, continuing the grand staff. The right hand continues with chords, and the left hand maintains the eighth-note accompaniment. A fermata is present over the first measure of the right hand.

Third system of musical notation. The right hand features a series of chords, with a fermata over the first measure. The left hand continues with eighth notes. The dynamic marking *piu p* is written above the first measure of the left hand.

Fourth system of musical notation. The right hand has chords with a fermata over the first measure. The left hand continues with eighth notes. The dynamic marking *pp* is written above the first measure of the left hand.

Fifth system of musical notation, the final system on the page. The right hand has chords with a fermata over the first measure. The left hand continues with eighth notes. The dynamic marking *pp* is written above the first measure of the left hand.



PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

ML Wagner, Richard
410 Richard Wagner an Mathilde
W1A39 Wesendonk
1922

Music

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 04 01 10 013 7